



Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

<http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks>



This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.

Theodor Storm
Sämmtliche Werke



~~258 d 25~~

~~258 / 31~~



~~HB 385 A. 5~~
REP. G. 10979(5)





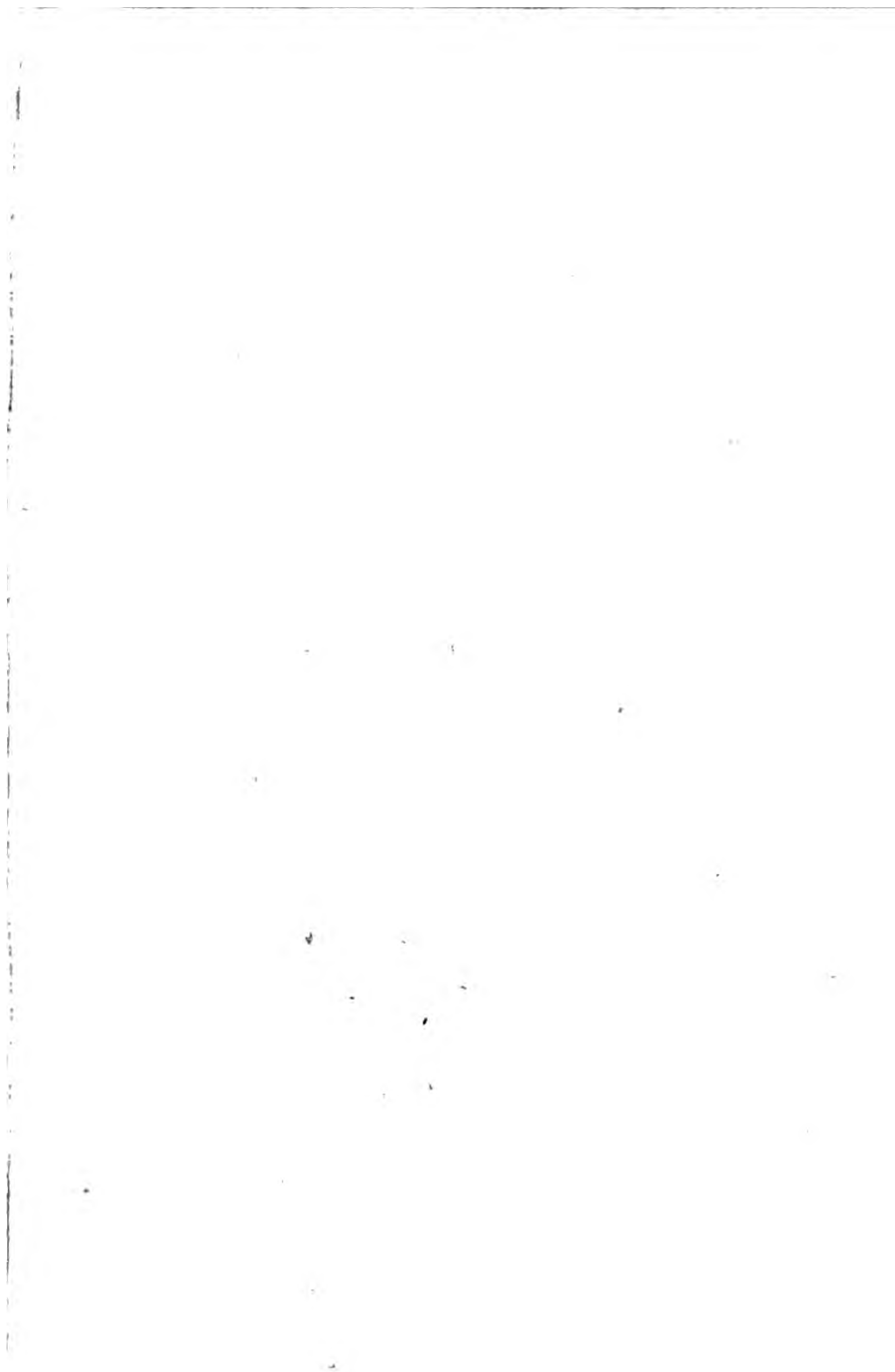
Theodor Storm's
Sämmtliche Werke.

Theodor Storm's
Sämmtliche Werke.

Neue Ausgabe
in acht Bänden.

Neunzehnte Auflage.

Braunschweig.
Verlag von George Westermann.
1909.





Theodor Storm im fünfundsechzigsten Lebensjahre.

Theodor Storm's

Sämmtliche Werke.



Band 5

Braunschweig, George Westermann.



Theodor Storm's

Sämmtliche Werke.



Band 5

Braunschweig, George Westermann.

In einiger Entfernung von meiner Vaterstadt, doch so, daß es für Lustfahrten dahin nicht zu weit ist, liegt das Dorf Schwabstedt, welcher Name nach einigen Chronisten so viel heißen soll als: Suavestätte, d. i. lieblicher Ort. Hoch oberhalb des weiten wiesenreichen Treenethales, durch welches sich der Fluß in schönen Krümmungen windet, ist der alte Kirchspielskrug, dessen Wirth bis zu der neuesten, alle Traditionen aufhebenden Zeit immer Peter Behrens hieß, und wo „Mutter Behrens“, je nach den Geschlechtern eine andere, aber immer eine saubere, sei es junge oder alte Frau, als eine wahre Mutter für die Leibesnothdurft ihrer Gäste sorgte. Die lange Lindenlaube mit dem „schloweiß“ gedeckten Kaffeetisch darunter, die steile granitne Treppe, die unter den alten Silberpappeln zum Fluß hinabführte, die Rahnfahrten zwischen den schwimmenden Teichrosen, diese Dinge werden bei vielen älteren Leuten ein hübsches Abseits ihres Jugendparadieses bilden.

Und Schwabstedt bot noch Anderes für die jugendliche Phantasie; denn Sage und halberloschene Geschichte flechten ihren dunklen Epheu um diesen Ort. Freilich wenn man sichtbare Spuren auffuchen wollte, so mußte man genügsam sein: wo einst ostent dem Dorfe ein Hafen der gefürchteten Vitalienbrüder gewesen sein sollte, sah man jetzt nur aus

dem Flußthal eine Schlucht ins Land hinein; von dem festen Hause der schleswigischen Bischöfe, welches sich einst oberhalb des Flusses hart am Dorf erhob, war nichts mehr übrig als die Vertiefungen der Burggräben und karge Mauerreste, die hie und da aus dem Rasen hervorsahen; wenn man nicht etwa die Zähne von Wildschweinen hinzurechnen will, deren wir Knochen einmal eine Menge unter der Grasnarbe hervorstühlten, so daß wir das Zeugniß des großen Wild- und Waldreichthums, der einst hier geherrscht haben sollte, leibhaftig in den Händen hielten.

Aber mehr noch als durch diese Örtlichkeiten wurde meine Neugier durch ein sichtlich dem Verfall preisgegebenes Gehöft erregt, das seitwärts von der Bischofshöhe lag, fast versteckt unter uralten hohen Eichenbäumen. Das Haus, das schon durch seine zwei Stockwerke sich von den übrigen Bauernhäusern unterschied, gewann allmählich eine geheimnißvolle Anziehungskraft für mich, aber die Blödigkeit der Jugend hinderte mich näher heranzugehen. Ich mochte schon ein hochaufgeschossener Junge sein, als ich dieses Wagstück ausführte; ich entsinne mich dessen noch mit allen Umständen.

Während ich zögernd auf der einsamen Hofstätte umherging und bald auf die blinden Fenster des Hauses blickte, bald hinauf in das Gezweig der alten Bäume, wo ein paar Elstern aus ihrem Neste schrieten, kam ein altes Weib um die Ecke, die von dem herabgefallenen Astholz in ihre Schürze sammelte. Als ich ihr unter den groben Strohhut guckte, erkannte ich das braune scharfe Gesicht der allbekanntesten „Mutter Bottsacksch“, welche je nach der Jahreszeit mit Maililien und Waldmeisterkränzen oder Nüssen und Moosbeeren in der Stadt hausiren ging.

„Mutter Bottsacksch!“ rief ich, „wohnt Sie hier in dem großen Hause?“

„Je, junge Herr,“ erwiderte in ihrem Platt die Alte; „ick hol de Kram hier man wat uprecht!“

Und auf weitere Fragen erfuhr ich, daß einst ein großes Bauerngut bei diesem Hause gewesen, daß aber schon vor hundert Jahren das Land davongekommen sei und in nächster Zeit auch der Hof — denn so werde das Haus noch jetzt genannt — auf Abbruch verkauft und die Bäume niedergeschlagen werden sollten.

Mich dauerten die armen Elstern, die droben so mühsam sich ihr Nest gebaut hatten; dann aber fragte ich: „Und vor hundert Jahren, wer hat denn damals hier gewohnt?“

„Dotomal?“ rief die Alte und stemmte die freie Hand in ihre Seite. „Dotomal hätt de Hex hier wohnt!“

„De Hex?“ wiederholte ich. „Hat's denn Hexen hier bei Euch gegeben?“

Die Alte winkte mit der Hand. „Oha! Lat de Herr dat man betämen!“ womit sie sagen wollte, ich solle das nur sachte angehen lassen, es sei damit auch heut noch nicht geheuer.

Als ich frug, ob jene Hexe denn verbrannt sei, schüttelte sie heftig ihren alten Kopf. „Oha, Oha!“ rief sie wieder und gab dann zu verstehen, der Amtmann und der Landvogt hätten nur nicht heranwollen; denn — na, ich verstünde wohl — —; und nun machte sie unter bedeutsamem Kopfnicken die Gebärde des Geldzählens. Die Zerstückelung des Gutes sei nämlich erst nach dem Tode der Hexe vor sich gegangen, sie selber habe noch ihre Wirthschaft streng betrieben und sei eine gewaltige Bäuerin gewesen.

Was diese Hexe denn aber eigentlich gehezt habe, davon schien Mutter Pottfacksch nichts zu wissen. „Düwelswark, Herr!“ sagte sie. „Wat so'n Schlag bedriwt!“ Soviel jedoch sei sicher: Sonntags, wenn andere Christenmenschen in der Kirche geseßen hätten, um Gottes Wort zu hören, dann habe sie sich auf ein Pferd gesetzt und sei nach Norden zu in Haide und Moor hinaus geritten; was sie dort betrieben habe, davon sei wohl übel Nachricht einzuholen. Plötzlich

aber habe dieses aufgehört, und seitdem habe sie Sonntags ihr großes düsteres Zimmer nicht mehr verlassen; noch Mutter Pottfackschs Urgroßmutter habe das blasse Gesicht mit den großen brennenden Augen hinter den kleinen Fensterscheiben sitzen sehen.

Mehr vermochte ich von der Alten nicht herauszubringen.

„Und war das Pferd, worauf sie ritt, denn schwarz?“ fragte ich endlich, um mein schnell geschaffenes Phantasiebild doch in etwas zu vervollständigen.

„Swart?“ schrie Mutter Pottfacksch, wie entriistet über eine so überflüssige Frage. „Gnidderwart! Dat mag de Herr wull löwen (glauben)!“

* * *

Noch lange mußte ich an die Schwabstedter Hexe denken; auch that ich nach verschiedenen Seiten hin noch manche Fragen nach ihrem näheren Geschick; allein was Mutter Pottfacksch nicht erzählt hatte, das konnten auch Andere nicht erzählen. Mir ahnte freilich nicht, daß ich die Antwort in nächster Nähe, daß ich sie auf dem Boden meines elterlichen Hauses hätte suchen sollen.

Viele Jahre nachher, da ich diese Dinge längst vergessen hatte, saß ich vor einer dort bei Seite gestellten Schatulle aus meines Großvaters Hausrath und kramte in ihren Schubfächern nach dessen Bräutigamsbriefen an meine Großmutter. Bei dieser Gelegenheit fiel mir ein Heft in augenscheinlich noch viel älterer Schrift in die Hände, welches ich, nachdem später noch ein demnächst zu erwähnender Fund hinzugekommen, nunmehr in Nachstehendem mittheile.

An der Schreib- und Vortragsweise habe ich so viel geändert, als zur lebendigeren Darstellung des Inhalts nöthig erschien; an einzelnen Stellen für manche Leser viel-

leicht kaum genug; an dem Inhalte selbst ist nicht von mir gerührt worden.

Und somit möge der Schreiber jenes alten Aufsatzes selbst das Wort nehmen.

* * *

1700. Um diese Zeit war mein lieber nun in Gott ruhender Vater Capellan oder Diaconus im Dorfe Schwesfen, allwo er seine dürftige Einkünfte, als mehrentheils an Butter, Korn und Fleisch, von Haus zu Hause einsammeln und überdies zu seinem Predigtamt auch noch die Schule halten mußte. Da aber meine lieben Eltern sich Alles an ihrem Munde absparten und anderseits wohlgesinnte Leute mir Mittags einen Platz an ihrem Tische gönneten, so kam ich auf die lateinische Schule zu Husum, welcher derzeit der treffliche Nicolaus Rudlof als Rector vorstand, und hatte bei einer frommen Schneiderswitwen mein Quartier. War auch mit Gottes Hülfe schon in die Secunda aufgerückt als mir eine Leibesgefahr widerfuhr, welche gar leicht allen Studien eine plötzliche Endschaft hätte bereiten können.

So war es am Nachmittage letzten Sonntages Octobris, daß ich nach der gewöhnlichen Sonnabendseinfuhr unter mein elterlich Dach von unserem Dorfe wieder nach der Stadt zurückwanderte! Ich hatte mich jedoch zuvor schon müd gelaufen; denn da die Gemeinde einen Schweinehirten, wie mein Vater selig zu sagen pflegte, einen Gergesener, in den letzten Jahren nicht mehr dulden wollen, so waren unsere Ferkel von dem grünen Weideplane äußerst des Dorfes ausgerissen, also daß wir an diesem letzten heißen Tage des Jahres eine gar tolle Jagd hatten anstellen müssen. Schritt aber desunachtet auch jetzt, da es über solchem Beginnen spät geworden und schon die sinkende Sonne einen rothen Dunst über die Haide warf, mit eilenden Schritten fürbaß; streifete nämlich nach dem erst jüngst verglichenen Kriege mit dem Könige von Dänemark allerlei loses Volk umher und

verübte Raub und Einbruch; auch sollten drüben nach dem Holze zu, wo die alten Weiber die Moosbeeren holen, in voriger Nacht die Irrewisch gar arg getanzet haben, dessen Anblick in alle Wege besser zu umgehen.

Da ich endlich in die Stadt und nach dem Markt hinunter kam, stunden schon die Giebel der Häuser dunkel gegen den Abendhimmel, und war ob des Sonntages eine große Stille auf der Gassen; nur aus der alten Kirche hinter den Lindenbäumen tönete ein sanftes Orgelspiel.

Ich wußte wohl, es sei der Organiste Georg Bruhn, des noch berühmteren Nicolaus Bruhn Bruder und successor, der es liebte, in den Schummerstunden nur für sich und seinen Gott seine meisterliche Kunst zu üben; und da ich inne ward, daß die Kirchthür unter der sogenannten Mutterlinden offen stand, so ging ich hinein und setzte mich in der Nordseite still in eines der alten Mönchsgestühle. Es war aber, wiewgleich die Bäume draußen schon die meisten Blätter abgeworfen hatten, hier innen eine Dämmerung, daß ich die Bilder und Figuren an den Epitaphien, so diese gewaltige Kirche zieren, nur kaum erkennen mochte. Gleichwohl spielte da droben der unvergleichliche Meister noch immer zu; und wie ich so in meiner Ecken saß, ganz allein hier unten, und von dem Dunkel immer mehr umhüllet ward, in das hinein die lieblichen Tongänge der Flöten und Oboen gleich sanften Lichtern spielten, da war mir, als wenn die beiden Engel drüben von dem Crucifix des Altarbildes zu mir herabflögen und mich mit ihren goldenen Flügeln deckten. Wie lange ich in solcher Stut geruhet, ist mir unbekannt; schreckte aber ißt davon empor, daß der Schlag der Thurmuhr dröhnend in den weiten Raum hinunter hallte. Durch die nahezu kahlen Bäume schien der Mond in die hohen Fenster; insonders war das mächtige Reiterstandbild des St. Jürgen mit dem Drachen, so eigentlich dem Gasthaus angehörte, zur Zeit aber hier neben dem Altar auf-

gestellt war, in einer so hellen Beleuchtung, daß ich das grimme Antlitz des Ritters und unter den Hufen des bäumenden Hengstes gleicherweise den aufgesperrten Schlund des Drachen von meinem Sitze aus gar wohl erkennen mochte.

Aber das Tonspiel droben von der Orgel hatte aufgehört, und drüben an dem Altarbilde schwebten wieder die Engel zur Seiten des Gekreuzigten. Es war eine große Stille um mich her; nur da ich, um hinauszugehen, die Thür des Gestühles öffnete, scholl es von meinen Tritten weithin durch das Schiff der Kirchen. Silends rannte ich, erst an die Norder-, dann an die Thurm-, dann an die Süderthür, fand aber alle festgeschlossen, und alles Klopfen, so ich mit meinen Fäusten ißt vollführte, schien an keines Menschen Ohr zu reichen. Da ich mich dann rathlos umwandte, fielen meine Blicke auf das große Epitaphium, das sich gegenüber an dem Pfeiler zeigt, bei dessen Fuße der alte Bürgermeister Agidius Herfort begraben lieget. Man hatte aber an selbigem vorgestellt, daß der Tod, als ein natürliches Gerippe ganz aus Holz geschnitz, gleich einer ungeheueren Spinne an dem Contersey des seligen Mannes heraufkriechet. Solches wollte mir anißt nicht eben wohl gefallen; denn durch die Schatten der vor den Fenstern wankenden Gezweige, so mit den Mondlichtern ihr Spiel darüber trieben, wollte mich fast bedünken, als ob das grimmig Unwesen mit dem Kopfe rucke und die spitzen Knochenfinger an des Seligen Gesicht hinaufftrecke. Da fuhr es mir gar noch durch den Sinn, selbiges könne auch wohl einmal abwärts an dem Pfeiler hinunterklettern oder sich gar umwenden und auf das nächste Gestühle zuspringen. Wußte zwar, es sei das nur ein thörichtes Phantasma, drückte mich aber doch längs dem Steige nach dem großen Reiterbilde des Heiligen, fast unwillens wähnend, daß ich bei selbigem Schutz und Hülfe finden müsse. Freilich fiel mir bei, daß dies papistische Gedanken und das hölzern

Standbild nur gleichsam als ein symbolum zu betrachten sei, legte aber doch meine Hand um den gespornten Fuß des Ritters. Da vernahm ich, wie drüben in der Vorderthür der große Schlüssel rasselte, und wollte schon dem Ausgange zustürzen, als ich die schwere Thür sich aufthun, aber in selbigem Augenblick sich wieder schließen sahe. Darauf vermochte ich hier innen weder etwas zu sehen noch eines Menschen Tritte zu vernehmen. Däuchte mir aber gleichwohl, daß etwas mit mir in der Kirchen sei, und iho, da ich mit beklommenem Odem lauschte, hörte ich es deutlich schnaufen und drunten durch den Quergang trotten. Zitternd setzte ich meinen Fuß auf den des Reiterbildes, um solcher Weise mich auf das hölzern Roß hinaufzuschwingen. Es mochte dabei einiges Geräusch erfolgt sein; denn mit selbigem erscholl ein furchtbar dröhnend Geheul, und in weiten Sprüngen sahe ich einen schwarzen gar gewaltigen Hund gegen mich daher rennen. Aber schon stund ich oben auf dem Bug des Pferdes; die eine Hand hatte ich um des Ritters Hals geleet, mit der andern nach des barmherzigen Gottes Eingebung dessen Lanze herausgerissen, so nur lose durch den Handschuh steckte.

Da gab es einen Kampf zwischen einem vierzehnjährigen Buben und einer gar grimmigen und starken bestia. Mit funkelnden Augen sprang das Unthier an mir auf, mit seinen Tagen riß es an meinem Schuhzeug, und ich sahe in den offenen Rachen mit der rothen dampfenden Zunge; nur einer Spannen Weite brauchte es, so hatten die weißen Zähne, so gegen mich gefletschet waren, mich gefaßt und auf den Grund gerissen. Aber ich wehrte mich meines Leibes und stach dem Unthier mit meiner Lanzen in sein zottig Fell, daß es mehrmals heulend auf die Seite flog.

Mir ist nicht bewußt, daß ich in solcher Noth der Menschen Hülfe angerufen; nur ein stumm und heiß Gebet zu Gott und seinen Engeln stieg aus meiner Brust; auch mei-

ner lieben Eltern gedachte ich, wenn sie mich hier an Gottes Altar so elendiglich zerrissen finden sollten. Denn da das Thier unter heiserem Geschnaufe allzeit aufs Neue gegen mich sprang, so sahe ich wohl, daß ich aufs Best ihm doch zur Beute werden mußte. Schon begunnten die Sinne mir zu schwinden, und war mir, als sei es nun nicht mehr der Hund, sondern der Tod selber sei von dem Epitaphio herabgeflommen und von einem der Gestühle auf mich zugesprungen. Schon packten die knöchern Hände meine Lanze, da vernahm ich drunten in der Kirchen ein Rufen und Getöse, und wurde mir allzugleich, als flöge oben von dem Crucifix der eine Engel wiederum zu mir herab und risse mit seinen Armen den grimmen Tod von meinem jungen Leibe.

„Türk, Türk, du Mordshund!“ hörte ich eine kleine tapfere Stimme unter mir, und als ich schwindelnd niederblickte, sahe ich hart an dem rauhen Kopf des Unthiers ein gar lieblich Angesicht, das mit zwei dunklen Augen angstvoll zu mir emporstarrte. Wohl strebte das Unthier noch mit Gewinsel zu mir auf; aber zwei braune Ärmchen hatten sich um seinen Hals geklammert und ließen es nicht los; auch leckte des Thieres Zunge ein paar Mal wie lieblosend nach dem schönen Antlitz hin. Das Alles gewahrte ich gleichsam mit einem Blick, da der Mond noch hell durch die Kirchenfenster leuchtete. Noch hörte ich eine Männerstimme rufen: „Ein Kind, ein Knabe, des Pastors Sohn aus Schwesen!“ dann vergingen mir die Sinne und ich stürzte von dem hölzern Kopf herab.

— — Da ich meiner wieder mächtig worden, fand ich mich in meinem Logement in meiner Bettstatt liegend und sahe meine alte Schneiderzwittwen neben mir auf dem Stuhle, ihr grünes Fläschchen mit den Herztropfen auf dem Schoße. Ich that aber gleichwohl, als ob ich noch in Ohnmacht läge; denn das Gesichtlein neben dem Kopf des

grimmen Thieres stund mir gar lieblich vor, sobald ich nur die Augen schloß; erwog auch bei mir selber, wenn es ein Engel möge gewesen sein, so hab es doch das Haar unter ein goldglitzernd Käpplein zurückgestrichen gehabt, wie es am Sonntag hier herum die Dirnen auf den Dörfern tragen; ja, überkam mich fast die Lust, noch einmal auf St. Jürgens Gaul hinaufzuklettern. Erst als das gute Mütterchen mit der qualmenden Lampe mir unter die Nase fuhr, richtete ich mich auf in meinen Kissen. Da rief sie einmal über das andere ein großes Lobe-Gott; dann zapfte sie mir aus ihrer grünen Flaschen und sagte: „Es ist gut, Sofias, daß du heut Morgen bei deinem Vater Gottes Wort gehört; denn unter dem Thurm bei dem alten Taufstein soll unterweilen igt der Teufel sitzen und böß Ding sein, mit weltlichen Gedanken ihm vorbei zu kommen.“

Ich aber frug gar ängstlich, ob sie mich denn dort hinaus getragen.

„Freilich, Sofias,“ entgegnete sie; „'s war ja der Küster; wer im Beruf gehet, der braucht sich nicht zu fürchten.“

Da freuete ich mich, daß ich meiner Sinne ganz unmächtig gewesen; denn ob meine Engelgedanken, die ich aus der Kirchen mitgenommen, geistlich oder aber weltlich seien, das wollte mir allganz nicht deutlich werden. Im Übrigen fiel mir bei, daß der grausame Quadrupede, mit welchem ich gekämpft, des Küsters Albert Carstens seiner müsse gewesen sein; er hatte, wie ich wußte, einem dänischen Capitän gehört, der bei Vexterem in Quartier gelegen, bei der Berennung der Finkenhauschanze aber sein Leben hatte lassen müssen. Und erzählete mir auch das gute Mütterlein, daß der vielen Einbrüch wegen sie den Hund zur Wache hätten in die Kirchen eingelassen. Woher aber der Engel kommen, der mich vor ihm bewahret, das wurde mir nicht kund; mochte auch späterhin, aus weß Ursach war mir selber nicht bewußt, bei anderen Leuten mich nicht darum befragen. Und

ist mir in meiner noch übrigen Schulzeit, soviel ich an den Markttagen danach spähet, das lieblich Antlitz mit dem glitzernden Käpplein niemals mehr begegnet.

* *

*

Anno Dom. 1705. Es gab zwar zu Zeiten des Administratoris, Hochfürstlichen Durchlaucht Christian August, mit denen geistlichen Ämtern sonderbaren Umgang; hatte doch der gewaltige Rath von Goerß das Pastorat zu Böel in Angeln auf der Hamburger Börsen an den Meistbietenden verkaufen lassen; an einen Schlemmer und Spielbruder, den man, da es hernach mit ihm zum Sterben ging, die Karten vorgehalten, ob er daran die Farben noch erkennen möge. Gleichwohl glückete es meinem lieben Vater, daß er aus seinem elendigen Diaconate zu Schwesin in das einträglichere Pastorat zu Schwabstätt gelangte und darin bestätigt wurde. Da ich bereits auf der Universität zu Kiel inscribiret war, so machten mich die von meinen lieben Eltern nun viel reichlicher fließenden Subsidien für eine Weile gar übermüthig; denn ich stolzirte in hohen Stiefeln und einem rothen Rockel mit einem Degen an der Seiten; ja, hatte gar einmal einen Ehrenhandel mit einem aus dem Adel, maßen selbiger meines Hauswirths ehrbare Tochter, so mich aber sonst nichts anging, vor eine Studentenmeße proclamiret hatte. Im Übrigen blieb ich nicht dahinter, weder in theologicis noch in philosophicis; hielt mich in Ersteren aber meist zu denen älteren professoribus, denn insonders unter den magistris legentibus waren derer, so entgegen der Lehre Pauli und unseres Dr. Martini die Macht des Teufels zu verkleinern und sein Reich bei den Kindern dieser Welt aufzuheben trachteten. Solches aber war nicht in meinem und meines lieben Vaters Sinne.

Weil nun aber nach dem alten Spruche die Repetition

die Mutter der Studien ist, so wurde nach absolvirtem biennio unter uns beschloffen, daß ich zu solchem Zwecke den Sommer des obbezeichneten Jahres im elterlichen Hause verleben, sodann aber zu weiterer Erudition für eine Zeit lang noch die berühmte Universität zu Halle beziehen solle. Langte also eines Nachmittages mit guter Gelegenheit in Husum an und bedienete mich für die noch übrige zwei Meilen zur Beförderung der heiligen Apostel.

Ich war freilich bislang in Schwabstätte noch nicht gewesen und des Weges unbekannt; es führete selbiger aber zuerst durch die Marsch, wo er auf dem Lagedeiche geradehin läuft; und wo es aufwärts dann in Sand und Haide ging, zeigte sich wohl hie und da eine Kathe, so daß ich mich leidlich weiter fragen mochte. Plötzlich, da der Weg sich zu einer Anhöhe hinauf gewunden und schon der Abend seine Schatten warf, sahe ich unter mir das Dorf mit seinen rauchenden Dächern, wie es zwischen Busch und Bäumen längs dem Ufer des lieblichen Treenefflusses hingestreckt lag. Da klopfte mir das Herz, daß ich zu meinen lieben Eltern käme, und warf nur kaum noch einen Blick auf den Thurm des alten Bischofshauses, der im Abendgeleucht wie gülden an der Wasserseite aufragete, sondern schwang meinen Stab und sang gar lustig:

„Hier oben von der Höhe
Da kommt der Herr Student!
Herr Vater, o Frau Mutter,
Nun schüttelt mir die Händ!“

Mit solchem war ich auch schon unten, und die Dorfs- hunde fuhren bellend nach meinen Stiefeln, die Weiber, so vor den Thüren stunden, glozeten nach meinem rothen Rocke und stießen sich mit den Ellenbogen. Da ich aber durch die kleinen Häuser in das Dorf hineinschritt, erblickte ich hinter denselben, nach dem Flusse zu, ein groß und zweistöckig Gebäu, das lag wie in Einsamkeit und nahezu versteckt

unter gewaltigen Bäumen; war auch kein lebend Wesen dort zu sehen, weder am Hause noch an der Scheune, so dahinter lag; nur oben aus den Baumkronen erhob sich groß Gevögel und flog dazwischen hin und wieder.

Da frug ich einen Alten: „Wer wohnet denn dort unten?“

— „Das wisset Ihr nicht?“

„Nein; ich frage Euch eben derothalben.“

— „Dort wohnet der Hofbauer,“ entgegnete er, strich mit der Hand um seinen Stoppelbart und ging in seine Rathen.

Schritt also mit solchem Bescheide fürbaß; wandte aber, unwillens fast, wiederholentlich den Kopf und sah rückwärts nach den Fenstern, die dorten so schwarz und heimlich unter den düsteren Bäumen glitzerten. Da, wie ich so eine Weile fast in Gedanken fortgegangen, hörte ich plötzlich: „Sofias, Sofias!“ wie aus der Luft zu mir herabgerufen. Und war es mein lieb Mütterlein, die stund oberhalb des Kirchhofes auf der Höhe, darauf sie das Glockenhaus gebaut, und hatte durch den Abend nach mir ausgesehen. Da war ich flugs an ihrer Seiten und hielt sie an meiner Brust und frug alsbald, wo unsere Heimstätte izo denn belegen sei; und da sie nur über den Weg hinüber auf ein freundlich Haus und Garten zeigte, hub ich die fein und handlich Frau auf meine Arme und trug sie den Berg hinab.

Und wiederum, aber solches Mal vom Hause her, rief es: „Sofias, Sofias!“ und unter herzlichem Lachen: „Aber gehet man so mit seiner Mutter um!“ Das war mein lieber Vater; der war vor die Thür getreten und nahm sich nun die Mutter aus des Sohnes Armen; denn er war von Denen, welche wohl wissen, was ein Scherz bedeute, der aus reiner Herzensfreude quillet. Da aber mein Mütterlein nach ihrer lebhaften Art ihn drängte, ihren stattlichen Sohn gleich ihr mit Worten zu bewundern, entgegnete er fürsichtig: „Ja, ja, Mutter; ich sehe, der Bruder studiosus ist gar

wohl gerathen; wollen sehen, ob der theologus darum nicht schlechter sei.“

Dann führten die Eltern mich in meine Kammer; die lag anmuthig nach dem Wald hinaus, und hat selbiger mich dorten oftmals nach meinem Nachtgebete sanft in Schlaf gerauschet. Zwar war der Fußboden nur mit Backsteinen ausgelegt; aber mein Mütterlein hatte eine Decken übergebreitet, wie solche von den kleinen Leuten hier aus den Flußbinsen angefertigt werden.

Bald stellte ich meine Bücher und die wohlgebundenen Collegienhefte auf den großen Tisch und saß zu meines lieben Vaters Freude mit großem Eifer über meiner Arbeit. Meine Mutter aber störte mich dann wohl, suchte mich ins Freie hinauszutreiben und sprach: „Was sollten doch die Leute denken, so dir in deiner Mutter Pflege die frischen Wangen einfielen!“ Und eines Abends, da es eben neun vom Glockenthurm geschlagen hatte, rief sie gar: „Da sitzt du noch, Josias, und weißt doch, daß des Kirchenältesten Tochter Hochzeit hält! Da will es sich schicken, daß auch des Pastors Sohn mit der Braut ein Tänzchen mache!“ Dann hub sie meinen Rock vom Nagel, bürstete ihn säuberlich und steckte mir einen Hochzeitsthaler in die Taschen. Und ſt vernahm ich auch von fern das Fiedeln und Trompeten, und währete es nicht lang, so war ich mitten in der Hochzeit.

Es sind aber nach altsächsischer Art die Häuser hier gebaut, also daß das Vieh, welches, wie dazumal im Sommer, auf den Koppeln oder Fennen weidet, zur Winterszeit zu beiden Seiten der großen Diele seinen Stand hat, die Stuben für den Bauern und seine Leute aber, was sie „Döns“ benennen, der Thorsahrt gegenüber zu unterst an der Dielen liegen.

Da ich nun von draußen aus der sommerlichen Abendstille eintrat, war mir erstan, als sehe ich in ein seltsam und beweglich Schattenspiel; denn die Unschlittkerzen an den

Ständern warfen nur farge rothe Lichter über die Köpfe derer, die hier sich durch einander drängten oder zu Paaren ihren Zweitritt tanzten und mit Suchzen und Gestampf den Musikanten Hülfe gaben. Und da der große Raum mit Gästen fast gefüllt war, so dauerte es eine Weile, ehe ich die Flitterkrone der Braut daraus emportauschen sahe; machte dann meine Reverenz und drehte mich, obschon in dem Gedrang eine eigene Baurenkunst dazu gehörte, ein Duzend Male mit selbiger hindurch. Hienach aber setzte ich mich zu einem Krämer aus der Stadt, so von der Schulzeit mir bekannt war, oder zu dem und jenen von den älteren Bauern, die unter den Tonnen der Musikanten oder drinnen in der Döns an ihrem Bierkrug saßen.

Es mochte solcherweise die Zeit bis Mitternacht verflossen sein, da sahe ich auf dem Tritt zur Oberstube eine Dirne stehen, abseits von den andern, als zieme ihr nicht, sich in den Haufen zu verlieren; und da ich ihr im Rücken näher trat, gewahrte ich, daß sie zwar in Baurentracht gekleidet, ihr Röcklein aber von schwarzem Seidentaffet und das Käppchen auf ihrem braunen Haar von rothem Sammet und gar reich mit Gold gesticket war. Mit dem, da igt die Musikanten auf einen neuen Tanz anhuben, war ein junger Knecht zu ihr herangetreten; der stieß einen Suchzer aus und winkte ihr, daß sie mit ihm in die Reihe träte. Aber sie wandte nur leicht hin den Kopf, als sähe sie ihn kaum, und rührte sich nicht von ihrem Plaze. Da stampfte der Bursche gar grimmig und mit einem Fluche auf den Boden; und dauerte es nicht lang, so sahe ich ihn mit einer Andern im Gedrang verschwinden.

Die zierliche Dirn aber stand noch an dem Thürgerüste; und hatte ich, da sie vorhin den Kopf gewandt, bemerkt, daß sie die Kindersehuh noch nicht gar lang verworfen habe, denn ihre bräunlichen Wangen waren noch wie von zartem Pfirsichflaum bedeckt.

„Saget mir,“ frug ich ein altes Weib, so eben mit einem Fäßchen Bier an mir vorüber wollte, „wer ist die feine Dirne dort?“

„Die, Jungherr? Das ist die Kenate vom Hof.“

— „Vom Hof? da norden vor dem Dorf?“

„Ja, ja, Herr! O, die ist stolz! Wollen immer was Bessers sein, die vom Hof; sind aber auch nur Bauern, sind sie!“

— „Und wer war,“ frug ich wieder, „der junge Knecht, den sie soeben fortschickte?“

„Hab's nicht gesehen, Herr; wird aber wohl nicht hoch genug gewesen sein.“

Nach solchem sahe ich gar fröhlich auf meinen rothen Rock und meine hohen Stiefel, zu mir selber sprechend: „Du bist der Rechte!“ Ging also näher, und indem ich sanft mit der Hand an ihren Arm fassete, sprach ich: „Mit Verlaub, Jungfer, wir tanzen wohl einmal mitjammen!“ Erhielt aber auf so zierliche Unrede von dem kleinen Ellenbogen einen Stoß, daß ich fast getaumelt wäre. „Was will der dumme Jung!“ rief sie; und als sie dabei das Köpfchen zu mirehrte, da blickten ein Paar großer dunkler Augen gar zornig auf mich hin.

Da ich dann entgegnete: „Das war nicht fein, Jungfer; aber ich hab dich wohl erschreckt,“ geschah es mit einem Male, als fielen es mir wie Schuppen von den Augen: der Engel von St. Jürgens Standbild, er war es, und hatte mich gar eben kräftiglich begrüßet! Da sie aber noch stumm mit offenem Mündlein mir ins Antlitz blickte, rief ich: „Ja, ja, Jungfer, gucket nur; ich bin's und habe den Engel nicht vergessen!“

Bei solchen Worten flog ein lieblich Roth über ihr junges Gesicht; da ich nun aber dachte, sie zum Tanze frischweg von ihrem Tritt herabzuziehen, setzten jählings die Musikanten ihre Geigen und Trompeten ab, und lief Alles

in großem Tumulte auf der Dielen durch einander; angesehen nunmehr die Überreichung der Hochzeitsgaben vor sich gehen sollte. War auch bald eine Tafel hergerichtet; dahinter saßen Braut und Bräutigam, jeder von ihnen mit einer irden Schüssel vor sich. Da drängte Alles sich heran und brachte, wie es Brauch ist, der Eine einen Kronthaler, der Andere ein lübisch Marktstück, die Fürnehmeren auch wohl ein silbern Geräthstück; und in wessen Schüssel es geleet wurde, der trank dem Geber aus einem Glase zu, so neben einer Flasche Weines gleichfalls vor ihrer Jedem stand. Griff also auch in meine Taschen und hatte nicht groß Mühe, das schöne Silberstück darin zu finden; doch waren meine Gedanken bei dem Dirnlein, das ich schier nirgendwo erschauen mochte. So trat ich auf die Stufen, da sie zuvor gestanden; und siehe, mitten im Gedrange glitzerte das güldne Käpplein; gewahrete auch einen silbern Suppenlöffel, so von einer kleinen Faust emporgehalten wurde. Aber hart vor dem Mädchen spreizete sich der junge Knecht, dem sie zuvor den Tanz versagt hatte; der winkte seinen Kameraden, worauf Alle sich fest zusammenschlossen und also das Mädchen nicht mehr vorwärts konnte.

Ei Tausend, war ich rasch von meinem Tritt herunter und brauchte meine Arme, bis ich gar bald an ihrer Seiten war. „Kenate,“ frug ich, „darf ich dir helfen?“

Da nickte sie fast scheu zu mir hinüber; ich aber in dem dichten Haufen, wo wir stunden, suchte ihre freie Hand und sprach: „Nun danke ich dir auch herzlich für dazumalen an St. Jürgens Reiterbildniß.“

Sie schlug die Augen nieder und entgegnete: „O ja, Ihr hattet meinem armen Türk gar jämmerlich das Fell zerstoßen!“

„Und wolltest du denn lieber, daß mich das grimmig Vieh zerrissen hätte?“

Da lachte sie leise auf; dann aber sprach sie traurig:

„Das war ja gar kein grimmig Vieh; das war der frömmste Hund im ganzen Dorf!“

„Möchte ihm doch lieber nicht begegnen!“ sagte ich.

„Begegnet ihm hier auch Keiner mehr,“ entgegnete sie; „die Latern haben ihn über Nacht verlockt; er muß nun wohl ihre Karren ziehen oder ihre schmutzigen Kinder auf sich reiten lassen.“

Indem sie dieses sagte, rückten vor uns die Bursche nach dem Brauttische zu. Da faßte ich ihre kleine Hand fest in die meine. „Setzt!“ raunte ich ihr ins Ohr, und mit einem Nucke brach ich für uns beide Bahn; merkte aber noch, wie Kenate das Näschchen hob, als wolle sie ihrer Keinen sehen, so da mit einem Fluche oder höhnischem Lachen auf die Seiten wichen. Dann aber traten wir mitsammen vor die Hochzeitleute. Ich warf mein Silberstück in des Bräutigams Schüssel und leerete das Glas, daraus er mir zutrank, auf einen Zug; da ich mich aber nach dem Mädchen wandte, sahe ich wohl, daß sie von ihrem Munde das volle Glas der Braut zurückgab.

Als wir sodann uns wieder rückwärts durch den Haufen drängten, erhob sich wiederum ein spöttlich Reden hinter uns, so daß ich sagte: „Du hast dir übel Feindschaft gemacht, Kenate; war dir der junge Knecht nicht gut genug zum Tanze?“

Da sahe sie mich gar fürnehm aus ihren dunkeln Augen an: „Den kennet Ihr nicht, Herr Studiosi; das ist des Bauervogten Sohn; der ist ein Brunkhans, er trozet auf seines Vaters Geldsack und meinet, er brauche nur zu winken.“

Gläubete wohl ihrer Rede; denn es kostete dazumal noch die Last Gerste hundert und der Weizen mehr denn hundert- undfünfzig Thaler; das machte die Bauern überthätig, die Jungen mehr noch denn die Alten.

Wir stunden aber wiederum in dem offenen Thürgerüste

zu der Oberstuben, darin von den städtischen Gästen mit den fürnehmeren Bauern am Kartentische saßen und viele Lichter brannten. So konnte ich in rechter Muße ihr Angesicht betrachten.

Betrachtete es also, so daß ich es von Stund an nimmer hab vergessen können; deß klage ich zu Gott und danke ihm doch dafür. Es war aber von lieblich ovaler Bildung, die Stirn fast schmal und die obere Lippe ihres Mündleins ein wenig aufgeworfen, als hebe es eben an zu sprechen: „Ja, gläubet nur, ich laß mir so nicht winken!“

Schon war der Brauttisch fortgeräumt, und die Musikanten von ihren hohen Sizen probireten wieder ihre Instrumente. „Wie wird's, Renate,“ wollte ich eben fragen, „tanzen wir denn ißo mit einander?“ Da hörte ich neben aus der Stuben des Mädchens Namen rufen; und da ich den Kopf wandte, sahe ich sie schon am Stuhle eines hageren Mannes stehen, der hatte gleich ihr so dunkle, spitze Wimpern an den Augen, und dachte wohl, daß es ihr Vater wäre. Sie hatte aber ihren Arm um des Mannes Nacken und er den seinen um ihren Leib gelegt; so hielt er müßig in der Hand sein Kartenspiel und schaute in seines Kindes Angesicht, unachtend, daß die Andern Trumpf und Herzensdauß von ihm verlangten. Da Renate aber meines Vaters Namen nannte, so trat ich näher und grüßete den Mann.

Selbiger streifte mit einem scharfen Blick an meinem prunkenden Habit und sprach: „Ihr schaut gar lustig aus, Herr Studiosi; werden aber wohl bald die schwarzen Federn darüber wachsen!“

Worauf in gleichem Scherz ich gegenredete, die müßten freilich schon noch wachsen; gäb's ohne solche ja auch keinen ausgewachsenen Raben, der doch, wie wohlbekannt, der Pastor unter dem Vogelvolke sei.

Hierauf sah er mich wieder mit seinen scharfen Augen an und meinete, er kenne auch so was die modi auf denen

Univerſitäten: „denn,“ ſagte er, „Ihr wiſſet wohl, drüben in Huſum meines Schwagers Sohn gehöret auch zu Euerem Orden.“

Da frug ich geziementlich, wie denn der Name ſei, und erhielt die Antwort: „Es iſt der Küſter Albert Carſtenſ; meine Kenate war daſ letzte Jahr in ſeinem Hauſe, damit ſie ein wenig mehr erlerne, alſ hier in der Bauernſchul zu kaufen iſt.“

Hierüber erſchrak ich ſehr und dachte: „Weh deinem armen Engel, daß er unter eineſ ſolchen Atheiſten Dach gerathen!“ War mir nämlich bewußt, daß ſelbiger Carſtenſ, alſ derzeit noch ein studiosus, hier im Dorf geweſen und gar heftig gegen den exorcismus geredet, auch ein alt mandatum, ſo die Gottorpiſchen Calviniſten im vorigen ſæculo zu Wege gebracht, wieder vorgeframet habe, wonach eſ in der Taufeltern Belieben war geſtellet worden, ob ſie den Antichriſt in ihrem Kinde wollten beſchworen haben oder nicht. Deß hatte mein Vater alſ bei ſeinem hieſigen Amtsantritte große Noth gehabt, maßen der redfertige Neuerer auch den Diaconum und manchen ſonſt gläubigen Chriſten in ſeine Schwärmerei hineingezogen hatte.

Da mir nun ſolcheſ gar widerwärtig meinen Sinn durchkreuzete, fühlte ich plözlich meine Hand ergriffen: „Aber, Herr Studioſi,“ ſprach Kenate, „Ihr wolltet ja mit deſ Hofbauern Tochter tanzen!“

„Ja, ja,“ fügte der Bauer bei, „tanzet nun mit einander; Kenate hat eſ in der Stadt gelernt. Und beſuchet unſ einmal, Herr Studioſi; der Hofbauer hat wohl noch eine Flaſche Rheiniſchen in ſeinem Keller.“

Da flogen all ſchwere Gedanken fort. Mit dem ſchönen Dirnlein an der Hand tauchte ich gleichſam in daſ dunkle Gedräng hinab, ſo daß mir däuchte, wir ſeien ſchier darin verloren. Über unſ weg von ihren Tonnen blieſen und fiedelten die Muſikanten; und um unſ her ſtampfeten und

schrienen die jungen Knechte und Dirnen. Kimmerte aber das Alles uns nicht sehr; so nur ein freier Raum entstand, faßte ich sie um und schwenkte das leichte Kind in meinen Armen, und wenn's nicht weiter gehen wollte, stunden wir still und schaueten uns voll Freud und Neugier in die Augen. Und wenn ich heut zurücke denke, so wüßt ich nicht zu sagen, wobei sich mein Herz zumeist ergötzete; auch nicht, wie in solch anmuthigem Wechsel uns die Nacht zerronnen; denn da ich einmal über der Tänzer Köpfen nach dem offenen Thore blickte, waren am Himmel schier die Stern erblichen und streifete ein bleicher Schein die Balken an der Bodendecke. „Sieh, Kenate,“ sprach ich, „so geht die Lust zu End.“

Da fühlete ich, daß sie sich leise an mich drängte; aber sie entgegnete nichts und schaute auch nicht auf. Als ich aber gewahrete, wie ihre Wangen glühten, frug ich: „Dürstet dich auch, Kenate? So wollen wir drüben zu dem Tische gehen.“

Und da sie nickte, gingen wir hin; und ich nahm einer frischen Dirne, so eben dort getrunken hatte, das Glas aus der Hand, um es aus einem Bierkrug wiederum zu füllen. Aber Kenate ergriff ein anderes, das auf dem Tische stand, und bückte sich damit zu einem Eimer Wasser.

„Ei,“ rief ich lachend, „trinkst du mit den Vögeln, was unser Herrgott selbst gebrauet?“ Doch sie hatte das Glas nur ausgeschwenkt.

„D nein, Herr Studiosi,“ entgegnete sie fast verschämnet; „schenket nur ein; ich trink schon, was die Männer trinken!“

Da sie dann aber ihr Hälschen aufrechte und gar durstig trank, kam eine sehr alte Frau mit einer schwarzen Kappen auf dem greisen Haar gelaufen, zupfte sie an ihrem Taffet-röckchen und raunete: „Der Bauer ist schon heim; der Bauer ist schon heim!“

Und als Kenate ihr Glas hinsetzte, rufend: „Marik, ich

komme schon, Marik!" da war die Alte nimmermehr zu schauen.

Ich aber haſchte des Mädchens Hand und ſagte: „Du wollteſt mir doch alſo nicht entlaufen? Ich gehe ſchon mit dir, Kenate, ſo du gehſt!“

Und ſo gingen wir ſchweigend mitſammen aus dem Hochzeitſhauſe. Und da wir auf die Höhe vor dem Biſchofsſhauſe kamen, wo der Steig hinüber führt, blieben wir unter dem Thurme ſtehen und ſchauten in die Tiefe unter uns; denn vor dem aufſteigenden Morgen floß dorten der Strom mit dunkelrothem Glanze in das noch dämmerige Land hinaus. Zugleich aber wehete eine ſcharfe Luft von Oſten her, und da Kenaten ſchauderte, legte ich meinen Arm ihr um das nackte Hälschen und zog ihre Wange dicht zu mir heran. Da wehrete ſie mir ſanft: „Laſſet, Herr Studioſi,“ ſprach ſie, „ich muß nun heim!“ und wies hinab nach ihres Vaters Hauſe, ſo ſeitwärts unter den düſteren Bäumen lag. Und alſ nun gar ein heller Hahnenkrahnt daraus emporſtieg, da ſah ich ſie ſchon den Berg hinunterlaufen; dann aber wandte ſie ſich und ſchaute unverhohlen mit ihren dunkeln Augen zu mir auf.

„Kenate!“ rief ich.

Da nickte ſie noch einmal und ſchritt dann eilig über die bethauten Wiefen nach dem Hofe zu. Ich aber ſtund noch lange oben in der ſcharfen Morgenluft und ſtarrete hinunter auf die düſteren Eichen, aus deren dürrer Krone ikt ein paar Elſtern aufflogen und krächzend den Nachtschlaf von den ſchweren Flügeln ſchüttelten.

* *

Andern Tages fiel die Sonne ſchon hoch in meine Kammer, da mein Mütterlein mir die Morgensuppe an meine Bettſtatt brachte; und da ſie in ihrer liebeichen

Weise mich über die Lustbarkeit befragte, hörte sie nicht ungern von der Bekanntschaft mit des reichen Hofbauren Tochter und spann, wie die Mütter pflegen, schon ihre feiten Fäden für die Zukunft. Als sie dann aber Nachmittags, da ihr Gespinnste nahezu fertig war, solches voll Freude vor meinem lieben Vater auszubreiten begann, schien selbiger nicht völlig gleichen Sinnes, sondern rieb sich, wie er in Zweifelsfällen es gewöhnt war, bedächtig mit dem Finger an der Nasen und wiegte schweigend seinen Kopf dazu.

„Wie, Vater,“ brausete die Mutter auf, „ist dir die liebe Gottesgabe, das Geld und Gut, etwan im Wege? Und meinst du, daß ein künftiger Diener Gottes müsse allemal in Armuth leben, weil solches, leider Gottes, unser Theil gewesen ist?“

„Nein, o nein, Mutter!“ entgegnete er. „Nein, das gewißlich nicht!“

„Nun, Gott sei gedanket!“ rief die Mutter. „Was ist denn nun noch für ein Aber?“

— „Ja, Mutter, ihr Weiber wollet euch gar am eignen Sohn den Ruppelpelz verdienen; aber — ich denke, der Josias geht wohl andere Wege.“

Damit ging er in seine Kammer und setzte sich zu seiner morgenden Sonntagspredigt; und hatte ich, der fast beschämt dabei gestanden, nun wohl vermerket, daß mein lieber Vater von diesen Dingen nicht mehr wolle geredet haben; — nicht minder, daß wegen der Hofleute was immer für eine Bedenklichkeit in ihm versire.

Ich war aber hierdurch in eine gar üble Unruhe versetzt worden. Ich lief aus dem Hause und über den Weg auf den Glockenberg und sahe hinüber nach dem Schloßthurm, von wo ich in der Frühe mit Kenaten in das stille Land hinausgeblicket; lief wiederum zurücke, warf mich an meine Arbeit und brachte aber nichts zu Stande, als daß ich den Buchstaben R wohl hundertmal in meine Hefte

malte, gleichsam als hätt ich's wegen dieses einen noch von der Schreibstube nachzuholen.

Drum, als es Abend wurde, trieb mich's nach dem Krüge, der oberhalb der Treene liegt, ob ich dorten was erfahren möchte; redete auch mit dem und jenem und kehrte dann gelegentlich das Wort auch auf den Hofbauren. Da sahe ich wohl, daß er geringen Anhang hatte; redeten ihm nach, obschon er weitaus noch kein Bauer aus dem Fundamente sei, so schlage Alles ihm doch zu; denn da vor Jahren hier die Seuche in das Vieh gekommen, so sei in seinem Stalle ihm kein Stück gefallen, und wenn auf ihrem Boden die Mäus und Katzen ihnen das Korn zerschroten, so habe in einer mondhellen Herbstnacht der Feldhüter es mit leiblichen Augen angesehen, wie aus des Hofbauren Scheune, gar greulich anzuschauen, sothanes Geschmeiß in hellen Haufen zur Treene hinabgerannt und sich mit Quiessen und Gepfeife in den Fluß gestürzet habe. Zog mich sogar der blasse Dorfschneider bei einem Rockknopf in die Ecken und sprach gar heimlich: „Jungherr, Jungherr! Wisset Ihr, was die schwarze Kunst bedeutet?“ Schlug sich dann aufs Maul und zeigte mit der Hand dahin, als wo der Hof belegen.

War mir nun zwar bewußt, daß wohl gar geistliche Herren sich mit solcher Kunst befasst, wie denn der vorig Pastor in Medelbye darin gar sonderbar geschickt sollte gewesen sein; auch daß solches, wenn gleich kein endgültig pactum mit dem Seelenfeinde, so doch ein frevelig Spiel um Seel und Seligkeit sei, so bei der menschlichen Schwachheit gar leicht in das ewige Verderben führen könne; sahe aber gleicherweise, daß diese Leute dem Hofbauren seinen Reichthum neideten, ihm auch auffällig waren wegen seiner Hoffart und schon von seines Vaters wegen nicht vergessen konnten, daß selbiger gegen der Gemeinde Willen sich einen Emporstuhl in der Kirchen durchgesetzt.

— — Schritt also, wie ich dem Hofbauren das ver-

prochen, am andern Nachmittage nach der Predigt über die Bischofshöhe den Fußsteig zu dem Hof hinab. Da ich herzutrat, lag das große Gebäu gar stille unter seinen alten Eichbäumen; bellte auch kein Hund vom Flur heraus; nur droben in den Wipfeln erhuben die Elstervögel ein Gefrächze, als ob sie hier die Wacht am Hause hätten. Indem vernahm ich einen Tritt von drinnen, und das alte Bauerenweib, so in der Nacht Nenaten von der Hochzeit abgerufen hatte, öffnete die Hausthür; dabei hatte sie einen langen Wollenstrumpf in Händen, an welchem sie sogleich wieder zu stricken fortfuhr.

„Ist Er des Priesters Sohn?“ frug sie; und als ich das bejahete, that sie ein Zimmer auf und sagte: „Geh Er nur hinein; da steht auch eine Faubank; ich will den Baueren rufen.“

Und war das ein breit und hoch, aber gleichwohl düstres Gemach; denn zu Nord und Osten, überall vor den Fenstern, hing das Gezweig herab, so daß man aus den letzteren nur kaum noch an den Fluß hinunter schauen mochte. Unter den Stühlen war wohl auch ein Canapee; sonst aber an den weiß getünchten Wänden ein paar große Tragkisten und sonstig Bauerngeräth; doch prunkete auf einer Schatullen eine Theekanne mit einem halben Duzend Tassen, desgleichen ich bei Bauern bislang nur noch auf den großen Marschhöfen gesehen hatte. Daneben aber erblickte ich, und deuchte mir solches wohl ein seltsam Zierrath, ein unförmlich und scheußlich Graunbild, fast eines Fußes hoch und, wie mir schien, aus rothem Thon gebildet. Da ich solch Un Ding noch mit widerwilliger Neubegier betrachtete, trat der Bauer in die Stuben. „Ja, ja, Herr Studiosi,“ sprach er und reichte mir die Hand, „beschaut's Euch nur! Wird in der Welt zu allerlei Ding gebetet! Der Rothe hier, das ist ein Heidengöze, den hat mein Vaterbruder, so ein Steuermann gewesen, mit über See gebracht.“

Ich sahe nun erst, welcher ein großgewachsener Mann es war, der solches redete. Sein Antlitz war etwas bleich; aber er trug seinen Kopf mit dem schwarzen Bart und dem dunkelen, kurz geschorenen Haupthaar gar hoch auf seinen Schultern.

Das alte Weib, das mit dem Bauern eingetreten und mit ihrem langen Strickstrumpf auf und ab gewandert war, zeigte mit selbigem auf den Götzen und raunte mir ins Ohr: „Das ist der Fingaholi! Der Pastor darf's nicht wissen; aber gläub Er's mir, der ist gar gut gegen die Mäus und Ratten.“

Mir fielen die Reden des Schneiders bei; aber der Bauer, der es wohl vernommen hatte, lachete und sprach: „Ich meint, daß du mir die vertrieben hättst, Marike!“

Die Alte warf ihm einen bösen Blick zu und begann vor sich hin scheltend und strickend wieder auf und ab zu wandern.

Draußen in den Bäumen schrachelten die Elstern; mir war's mit einem Mal gar einsam in dem großen, düsteren Gemache.

Da that die Thür sich abermalen auf und geschah mir, als sei es izt jählings helle worden; und war doch nur ein braun und bläßlich Dirnlein, so herein getreten. Ein Brett mit Flasch und Gläsern setete sie vor dem Canapee auf den Tisch, worauf der Bauer rief: „Da kommt der Rheinische, Herr Studiosi; setet Euch nun, so wollen wir Eins mitsammen reden.“

Kenate aber, welche ein sorglich Auge auf die alte Frau gewendet, hing sich an deren Arm und redete ihr leise zu, indeß sie einige Male mit ihr auf und ab wanderte. So wurde die Alte wieder ruhig und ging gar bald hinaus. „Es ist meines Vaters Kindsmagd, Herr Studiosi,“ sprach das Mädchen; „sie meint noch immer, sie allein nur könne ihm die Strümpfe stricken. Sonst aber ist sie nur schwach

— wisset, da, hier herum!“ und dabei strich sie mit dem Finger über ihre Stirn. Dann trat sie zu dem Bauren, der schon den hellen Wein in die Gläser goß, und wie im Scherze mit ihrer kleinen Faust ihm drohend, sprach sie: „Vater, Vater, was hat Er mit Seiner Marike wieder angestellt.“

Der aber sahe sie unwirsch an und sagte: „Laß gut sein, Kenate; das alte Tropf, es könnt mich noch zu Ding und Recht reden! Kommet, Herr Studiosi,“ fügte er bei, „und probet einmal! Weiß nicht, ob im Pastors Hause besser zu haben ist.“

That also Bescheid und entgegnete, im Pastors Hause sei der Wein gar selten; aber daß in dem dumpfen Keller gar das Bier verderben müsse, deß habe mein lieber Vater arge Noth.

Da lachte der Mann und griff sich in die silbern Knöpfe seines Wammses: „Lasset den Pastor nur mit dem Hofbauren reden; er soll bald einen Keller für sein Bier bekommen.“

Ich sahe auf Kenaten, die am Fenster saß und an einem Kamentüchlein stichelte. Dachte immer, sie solle einmal wieder die großen Augen auf mich wenden; aber sie schaute nur auf ihre Arbeit, und ich, des jungfräulichen Herzens unfundig, wurde in mir fast unwillig, daß sie unsere Bekanntschaft also verleugnen mochte. Dachte aber, ich müsse der höflichen Anerbietung des Bauren Eins entgegenbringen und begann also die anmuthige Lage seines Hofes oberhalb des Treneflusses in das Licht zu stellen, was er gar gern zu hören schien.

„Das möget Ihr wohl sagen, Herr Studiosi,“ hub er an, „und hat auch seine eigene Bewandniß. Der stammet noch aus der katholischen Zeit vom alten Gottorpschen Bischof Schondeleff, der drüben in dem wüsten Thurmbau residiret, wo später der König seinen Amtmann sitzen hatte. Müßet nämlich wissen, bevor sic anno 1621 da drunten die

Stadt und die große Eiderschleuse bauten, kam die Fluth auch hier herauf, und was Ihr drunten durch das Fenster sehet, war damals ein breit und mächtig Wasser, so mit seinen Buchten in den Wald hineinging. Trieb sich aber damals auf allen Meeren ein wild und gefährlich Gefindel um, die sich Visedeler hießen; Ihr wisset, die Vitalienbrüder unter dem Gödeke Michels und dem Störtebeker, dem sie auf dem Hamburger Grassbrooke den Kopf herunterschlugen.“

Von denen hatte ich denn freilich wohl vernommen. Nicht minder, daß selbige, so sie von den Hansestädten oder den Mecklenburgern gejaget wurden, sich oftmalen mit ihren Schiffen die Treene hier herauf retiriret hätten, allwo ihnen der dicke Wald im Rücken war. Merkte das also an und sagte auch: „Es wird aber erzählt, der Bischof selber habe hier den Räubern einen Hafen angewiesen.“

Da lachte der Bauer und griff in seinen schwarzen Bart: „Ihr meint nach der Regel, wo der Marber sein Nest hat, da holet er die Hühner nicht! Ist aber Altweiberrede; der alte Schondeleff hatte gar übeln Vertrag mit denen und hätte wohl gar sein Leben an sie lassen müssen, wenn meiner Mutter Urahn ihn nicht mit seiner guten Art herausgehauen hätte. Derohalben aber hat er ihn mit diesem Hof nebst Wald und Gründen begabt und ihm den Namen ‚Dhm‘ beigeleget, weil er nicht als ein Diener, sondern als ein Freund und Dhm an ihm gehandelt habe.“

Und da ich frug, wo solche Kriegsthat denn geschehen sei, antwortete der Bauer: „Es ist nur ein Viertelstündchen osten dem Dorfe, an dem Vitalienhafen, der freilich izo nichts als eine leere Höhlung ist, darum sie es auch ‚Holbek‘ zu nennen pflegen; aber hart dahinter stehet noch der Wald wie dazumal, und von der Höhe ist ein Ausblick weit in das Dithmarscher Land hinaus.“

Muß wohl bekennen, daß bei solchem Zwiesprach meine Gedanken nur halb zugegen waren; sie gingen nach drüben

zu dem Fenster, daran Kenate saß, noch immer über ihre Nähterei geneiget. Hier innen war's noch düsterer geworden; aber draußen hinter den Bäumen spielten die Lichter der Nachmittagssonne, daß sich der Abriß ihres lieblichen Angesichtes gleich einem Schattenbilde auf grüngüldehem Grunde abhub.

„Nun, Herr Studiosi,“ rief der Bauer, da ich im Hinschauen wohl schier mochte verstummet sein, „was gucket Ihr so ans Fenster? Ihr meint auch wohl, ich sollte ein paar Klaftern Holz aus meinen alten Bäumen hauen?“

Da stürzte ich rasch mein Glas herunter; war es mir doch schier, als sei ich auf verbotenem Weg ertappet worden; ingleichen aber, als ob der Bauer mit seinem Rheinischen mich hier am Tisch gefangen halte. Sprang also von meinem Stuhle auf und sprach: „Was meint Ihr, Hofbauer; draußen ist noch lichter Tag; kommet mit Eurer Tochter und zeiget mir, wo Euer Ohm den Bischof freigezogen!“

Der Bauer entgegnete, er wolle schon mit durchs Dorf hinaus; danach aber habe er noch einen Gang aufs Moor, wo in der Woche seine Leute bei dem Torf gearbeitet; doch werde seine Tochter mir den Weg schon weisen.

Und als ich hupsah, nickte Kenate ihrem Vater zu und stund von ihrem Stuhle auf; der Bauer aber ging noch erst mit mir auf seine Hoffstelle und durch Stall und Scheuer; und gewahrte ich darinnen Manches, das däuchte mir anders und auch verständiger, als wie es sonst von Vater auf den Sohn die Bauren sich herzurichten pflegen.

„Seht einmal hier, Herr Studiosi,“ sagte der Hofbauer, „Ihr mögt's mir glauben, um dieser Rinne wegen möchten die Kerle hier mich gar am liebsten freffen; nur weil ich legt beim Neubau den alten Ungechick nicht wiederum verneuern wollte. Aber, 's ist schon richtig, die Ochsen, wenn sie ziehen sollen, müssen das Brett vorm Kopfe haben.“ Er

nahm eine Furke, so am Wege lag, und warf sie mit kraftvollem Schwung in eine Ecken.

Als wir aus dem Stalle traten, kam Kenate zu uns, und wir schritten mit einander durch das Dorf. Einen Büchsenchuß dahinter, unweit des Waldes, nahm der Bauer seinen Abschied. „Ihr kennet nun den Hof,“ sagte er; „und vergesset das Wiederkommen nicht; ich muß hier nach Norden zu. In Husum der Rathsverwandte Feddersen soll ein Duzend Tagesgrist für seine Brauerei geliefert haben, da muß ich schauen, ob auch die richtige Stückzahl in den Ringeln ist.“

Und dann gingen wir zu zweien weiter.

* *

Nur das Moor liegt zwischen hier und dorten, ein Vogel mag sich bald hinüberschwingen; aber auch wohl dreißig Jahre sind seit jenem Tag zur Ewigkeit gegangen — ohne sie zu mehren; denn nur der Mensch ist in der Zeitlichkeit — im Dorfe Ostenfelde sitze ich hier als ein zu früh mit Körperschwäche befallener emeritus und leidiger Kostgänger bei dem pastor loci, meinem lieben ferngesunden Better Christian Mercatus. Hätte somit der Muße genug, um, wie meine übrigen Lebensumstände, so auch die Vorgänge jenes Nachmittages aufzuzeichnen. Lieget mir selbiger doch gleich einem Überschwang holdseliger Erinnerung im Gemüthe; habe auch einen ganzen Bogen Papieres dazu hergerichtet und mir die Federn von dem Küster schneiden lassen, und nun vermag mein inneres Auge nichts zu sehen als vor mir einen einsamen Weg zwischen grünen Knicken, der sich allgemach zum Wald hinaufwindet. Weiß aber wohl, es ist der Weg, den wir dazumal an jenem Nachmittage gingen, und ist mir, als wehe noch ein sommerlich Düften von Geißblatt und Hagerosen um mich her. — —

„Kenate!“ sagte ich, nachdem wir lange stumm dahin geschritten.

„Ja, Herr Studiosi?“ Sie hatte den Kopf gewandt und hielt die dunkeln Augen mir entgegen.

Da wußt ich nimmer, was ich sagen sollte, und dachte doch: „Es muß nicht gelten, daß ein Studirter und zukünftiger Kanzelmann einem Bauerdirnlein gegenüber also den Text verlieret.“ Aber selbiges Dirnlein war ja der Engel von St. Jürgens Bildniß, und so fiel's mir bei: „Kenate,“ frug ich, „habet Ihr denn iho keinen Hund auf Eurer Hofe?“

„Einen Hund? Nein, Herr Studiosi; es wollt nicht gehen mit dem Aufziehen. Ich mag auch keinen, seit sie meinen Türk gestohlen haben.“

— „Ich mein aber, der Türk habe dem Küster in Hujum zugehört?“

„Freilich; aber er hatte sich mir zugewöhnt und ist mir nachgelaufen; da hat ihn der Vetter mir gelassen.“

— „Und nun,“ sagte ich, „habet Ihr nur die Krähenvögel in Eueren alten Bäumen.“

„Ihr spaßet, Herr Studiosi,“ entgegnete sie; „aber es braucht bei uns kaum eines Hundes; mein armer Vater leidet an der Luft und schläft allzeit nur leis. Wenn es arg ihn überfällt, rufet er wohl nach mir; wir wandern dann gar manche Stunde mit einander, in der Stube und über den Flur in den Besel, wo das Bild vom Schloß und von dem alten Bischof hängt. Da sind die draußen nimmer sicher, daß nicht ein Paar Augen durchs Fenster in die Nacht hinaus schauen.“

Sie sahe gar bekümmert aus, da sie solches erzählte, und ich sagte: „Du bist doch noch so jung, Kenate!“

— „Ja; aber mein Vater hat gar Niemanden sonst; meine Mutter ist lang schon todt.“

Und somit waren wir unter die breiten Buchen in den Wald geschritten; da schlug noch eine Drossel aus dem

Wipfel eines Baumes, und in der Ferne hörten wir es durch die Büsche brechen. „Das sind die Hirsche,“ sagte das Mädchen; „zu Herzog Adolfs Zeiten soll die Unmenge hier gewesen sein.“

Dann theilte sie mit den Händen das Gezweige von einander und sprach: „Hier ist's, Herr Studiosi!“ — Und wir standen oben an Störtebeckers Hofen und sahen unter uns in das weite Treenethal hinaus. Es war aber nur eine Höhlung, so in das sandige Hochland hier hineinging; das Wasser floß igt fern davon in seinem schön geschlängelten Laufe durch die Wiesen. Renate führte mich zu einer dicken schrundigen Eiche und zeigte auf einen schier vernarbten Spalt in deren Stamme. „Sehet, Herr Studiosi, hier hat der Urahn seine Art hineingehauen, als die Kriegsarbeit gethan war und die Räuber da hinab zu ihren Schiffen rannten. Er hat auch eine Tochter gehabt, die hat, wie ich, Renate geheißn, und weil ihr Vater im Gefecht es so gelobet, so hat sie in ein Kloster sollen; da sie aber aufgewachsen, hat sie dazu nein gesprochen und ist hernach dann meine Ahne worden.“

Sie hatte sich an den Baum gelehnt und ihre Hände vor sich in den Schoß gefaltet; so schauete sie in das Abendgold hinaus, das igo allgemach am Erdenrand emporglomm. Ich aber blickte auf dies junge ernste Antlitz und mußte mich fast sorglich fragen, was denn wohl sie in solchem Fall gesprochen haben würde; und lobete im Stillen unsern Vater, Dr. Martinum, daß er dem Unwesen der Klöster bei uns ein Ziel gesetzt.

Indem ich solches dachte, richtete sie sich jählings auf. „Nehmt's nicht für ungut,“ sprach sie hastig; „aber ich bitt Euch, wollet igo mit mir durch das Holz gehen; es führt von hier ein Nichtsteig nach dem Moor hinüber.“

Und da ich eine Unruhe auf ihrem Antlitz las, so frug ich, ob sie ctwan um ihren Vater sorge.

Da schüttelte sie sich als wie aus einem Traume und sagte: „Es wird nichts sein, Herr Studiosi; aber wenn Ihr wollt, so laffet uns eilen; vielleicht, er mag uns dann entgegen kommen!“

So gingen wir in den tiefen Wald hinein. Immer stiller wurde es um uns her, und immer mächtiger wuchs die Dunkelheit; nur kaum noch mochte ich Kenatens anmuthige Gestalt erkennen, wie selbige unter den hohen Stämmen so rasch vor mir dahin schritt. War mir mitunter, als gaukele vor mir dort mein Glück, und müsse ich es halten, wenn ich's nicht verlieren wolle. Wußte aber gar wohl, daß des Mädchens Sinnen iho auf nichts als einzig nur auf ihren Vater zielete.

Endlich dämmerte es durch die Bäume wie graues Abendlicht, der Wald hörte auf, und da lag es vor uns — weit und dunstig; hie und da blänkerte noch ein Wassertümpel, und schwarze Torfringeln rageten daneben auf; ein großer dunkler Vogel, als ob er Verlorenes suchte, revierete mit trägem Flügelschlage über dem Boden hin. An meiner Seite stund Kenate; ich hörte ihren Odem gehen und konnte gewahren, wie ihre Augen angstvoll und nach allen Seiten in die vor uns hingestreckete Nacht hinausschauten; denn uns im Rücken hinter den gewaltigen Schatten des Waldes lag das letzte Tagesleuchten. Da mußte ich mit dem Psalmisten sprechen: „Herr, du machest Finsterniß, und es wird Nacht; aber Himmel und Erde sind dein: denn du hast sie gegründet und Alles, was darinnen ist!“

Indem aber rührte Kenate mit der einen Hand an meine Schulter, und mit der anderen wies sie auf das Moor hinaus.

„Was meinst du, Kenate?“ frug ich.

— „Sehet Ihr nicht? Dort?“

Und da ich meine Augen anstrengte, meinete ich fern im Dufte einen Schatten schreiten zu sehen; aber nur eines Athemzuges lang. „War das dein Vater?“ frug ich wieder.

Da nickte sie und sprach: „Verzeihet, meine Angst war thöricht; er ist schon jenseits unseres Moores auf der festen Geest.“

„So laffet uns eilen,“ rief ich; „ob wir ihn noch erreichen mögen!“

Aber sie ergriff mit beiden Händen meinen Arm: „Das Moor, Herr Studiosi, kennt Ihr das Moor? Wir können nimmermehr hinüber!“ Dann, als ob ein plötzliches Grauen sie befiel, zog sie mich zurück und sagte: „Kommet, hier führt der Weg am Wald hinab!“ und ließ meine Hand nicht los, so lange wir den düsteren Angrund an unserer Seiten . . .

* *

Die Handschrift ist hier lückenhaft; zunächst fehlen einige Blätter gänzlich, das dann Folgende ist durch Wasserflecke fast zerstört. Doch ist zu ersehen, daß der studiosus Josias ein Musikkfreund und mit seinem Vater der Ansicht Dr. Luthers war, die lateinische Sprache habe viel feiner musica und Gesanges in sich, daher man sie keineswegs aus dem Gottesdienste solle wegkommen lassen. — Schon als Knabe hatte er zu den auserwählten Schülern gehört, welche dem derzeitigen Husumer Cantor Petrus Steinbrecher vor der Frühpredigt assistirten und „zur Ehre Gottes und zur Erweckung eines jeden Christen Devotion“ von der Orgel in die damalige gewaltige Kirche hinab das Te Deum laudamus mitgesungen. Hier in Schwabstedt werden derzeit sich auch noch Reste des lateinischen Kirchengesanges erhalten haben; denn es gelingt ihm — wo, ist nicht ersichtlich — eine Anzahl junger Kirchenjänger und -sängerinnen um sich zu versammeln, wie es heißt, „zur besseren Einübung der bekannten, sowie Erlernung einiger neu hinzugebrachter Lieder.“ Renatens Stimme, welche „gleich einem silbern Licht ob allen andern schwebete“, scheint den Zauber noch verstärkt zu haben, den die Bauerntochter so unbewußt auf unseren

Gottesgahrten ausübte. Worauf sonst in jenem Sommer der Verkehr der beiden jungen Menschen sich erstreckt habe, ist nicht erkennbar; erst mit dem Ende desselben beginnen wieder die bis zu einem gewissen Punkte fortlaufend erhaltenen Theile der Handschrift, der nun wieder wie vorhin das Wort gelassen wird.

* *

.... war es eines Abends Ende Septembris, als ich mit meinem Vater sel. in dessen Studirstüblein über Abfassung einer Supplike an unsern allergnädigsten Herzog beisammen saß; denn da meinem lieben Vater wegen übermäßiger studia in seiner Jugend eine Augenschwäche befallen, so hatte er es gern, wenn ich für ihn die Feder führte. Wollte nämlich die Angelegenheit mit unserm Keller noch immer keinen Fortgang nehmen. Zwar hatte der Hofbauer, nur auf meine frühere Rede — denn mein Vater wollte ihn nicht um seine Dienste angehen — die Sache noch einmal in der Gemeinde fürbracht; aber die Bauern hatten ihm erwidert, der alte Pastor habe bei seinem Bier gut predigen können, so werd der Keller auch wohl für den neuen reichen.

Es war nun an diesem Abend ein gar wüßtes Wetter, und braufete es draußen von dem Walde her, daß man hier innen oft die Worte kaum erfassen konnte.

„Schreibe nun so,“ sagte mein Vater, indem er zu mir rückte: „Obgleich die meisten meiner Beichtfinder mir herzlich gern einen besseren Keller gönneten, so waren doch derer, die halbstarrig dawider stritten; von Mitten Maji bis hieher habe kein frisch und kühl, sondern nur sauer Bier gehabt; und was mir das vor eine Plage gewesen, ist Gott am besten bekannt; wie viel aber von solchen Gaben Gottes, salvo honore, zum Schweinetrunk hingießen lassen, will ich hier seufzend übergehen.“

Ich entfinne mich noch aller dieser Worte meines lieben

Vaters; denn ich setzte die Feder ab, weil mich ein Bedenken anwandelte, Hochfürstliche Gnaden also wegen des pastoris sauerem Bier in Compassion zu nehmen. Als ich aber solches eben nur geäußert, hörte ich draußen auf der Hausdielen ein laut Gerede mit unserer alten Margreth. Wurde dann auch unsere Stubenthür gewaltsam aufgerissen, und erschien ein Mann in schier beschmutzten Reiskleidern, scheinbar von meines Vaters Alter und auch wohl geistlichen Standes, aber mit vollem braunrothem Antlitz, daraus ein Paar kleine blanke Augen gar hurtige Blicke über uns hinführen ließen. „Salve, Christiane, confrater dilectissime!“ schrie er; „komme gar spät unter dein gastlich Dach! aber der Teufel, der mir als seinem scharfen Widersacher allzeit auf den Hacken ist, hatte mit seiner höllischen Kunst meinen Gaul vom Wege in das Moor hineingegaufelt, also daß ich ihn durch ein paar Rätthner zwischen den Bülden habe müssen herausgraben lassen; der Unsaubere hat es wohl gerochen, daß ich unter meinem Wammse eine neugeschmiedete Waffe gegen ihn am Leibe trug.“ Und dabei schlug der heftige Mann gegen seine Brust und zog alsdann unter seinem Mantel ein dick manuscriptum herfür; das warf er vor uns auf den Tisch in meine Schreiberei hinein. „Siehe da,“ rief er, „mein ‚höllischer Morpheus‘ hat zwar dem holländischen Schwarmgeist, dem unverschämten Dr. Balthasar Beckern und seiner ‚Bezauberten Welt‘, den Text gefeget; aber der verworfenen Zauberer- und Hexenadvocaten erstehen immer mehr! Nitimur in vetitum, Herr Bruder! Es thut Noth, der unvernünftigen Vernunft den Daumen gegenzuhalten!“

Aus solcher Rede ward mir inne, daß ein gar hochgelahrter Mann in unser Haus getreten; und war es Herr Petrus Goldschmidt, derzeitiger Pastor zu Sterup, welcher als ein Hujumer einstmals mit meinem lieben Vater auf dortiger Schulen und später auf der Universität beisammen gewesen. Er hatte aber nach seinem hochberühmten „Mor-

phens" ein zweites Werk fertig gestellt, und zwar gegen den Hallischen Professor Thomasius, der in seinem derzeit erst verdeutscheten Buche „De crimine magiaë“ all Teufelsbündniß vor ein Hirngespinnst erkläret und solcher Weise als ein rechter advocatus das unselige Hexen- und Trudenvolk der irdischen Gerechtigkeit zu entreißen strebte. Fehlete dem Herrn Petrus zur Edirung seines neuen Werkes nur noch die Einsicht etlicher Schriften, so er selber nicht besaß, aber wußte, daß selbige unter meines Vaters Büchern seien; ad exemplum des Remigii Dæmonologia, des Christ. Kortholdi Tractätlein von dem glühenden Ringe und etliche andere.

„Habe zwar einen festen Kopf, Christiane,“ rief er; „mißtraue aber weißlich der menschlichen Schwachheit; und würde doch dem Pastor zu Sterup übel anstehen, sich von dem Vater der Lügen über faulen Citaten ertappen zu lassen!“

Da nun mein Vater ihn willkommen hieß, warf er Hut und Mantel hochvergnüget von sich, und hörte ich mit Attention der beeden wohlerfahrenen Männer Wechselreden, so bald emsig hin und wieder gingen. Zwar hatte ich wegen meiner Studien und um jugendlicher allotria willen, mit denen ich meine Zeit erfüllet, weder den Goldschmidtschen Morpheus noch seiner Widersacher Schriften gelesen, faßete aber gegen letztere, da der gelehrte Mann sie explicirte, gar bald einen lebhaften Abscheu und wurde auch, da ich solchen kund that, von selbigem weidlich belobt und verwarnet, daß ich auch künftig hin mich nicht zu denen Atheisten und Schwarmgeistern gesellen möge.

Auch über dem Reißbrot, den meine liebe Mutter dem Gaste zu Ehren auf die Abendtafel brachte, nahmen dicke Gespräche ihren Fortgang, so daß mein Mütterlein wohl gern von Anderem gehöret hätte, und sie lieber anhub, ihr mäßig Bier mit vielen Worten zu entschuldigen und die Elendigkeit des Kellers zu beklagen.

Der Mann Gottes aber ergriff den vor ihm stehenden vollen Krug, stürzte ihn mit Eins hinunter und sprach mit gravitätischer Verbeugung: „Frau Pastorin, man soll auch so der Gottesgabe nicht verschmähen!“ Dann stäubte er sich mit der Hand die Tropfen aus dem Barte und begann ein neu Gespräch vom exorcismo, so daß meiner lieben Mutter nichts verblieb, als den geleerten Krug zu neuer Füllung an das Faß zu tragen. Herr Petrus aber frug nun meinen Vater, was eine formula bei der Taufen allhier gebräuchlich sei, und da dieser entgegnete, daß er zum Täufling rede: „Entsagst du dem bösen Geist und seinen Werken?“ so sprang der gewaltige Mann von seinem Stuhle auf, daß ihm der Löffel über den Tisch hinüberflog. „Christiane, ehue Christiane!“ rief er. „Was weiß denn solch ein Saugkalb, ob es den Widerchrist in seinen dünnen Därmen hat! Exi immunde spiritus! Fahre aus, unsauberer Geist! So sollst du sprechen! Dann mag es dir wohl glücken, daß du den Urgen als einen stinkenden Rauch aus des Täuflings Mündlein herfürgehen siehest!“ Er ergriff auf's Neue seinen Löffel, den meine Mutter auf seinen Platz zurückgelegt, und that der wohlmeinenden Gastfreundschaft meiner lieben Eltern nochmals alle Ehre an. Da aber mein Vater geziementlich fürbrachte, daß doch das Kind durch der Gevattern Mund die Antwort gebe, da schüttelte der Herr Petrus nur seinen Löwenkopf und meinete: „Ja, wenn die Kloßköpfe der unsauberen Geister nur nicht in ihrem eigenen Leibe hätten!“

Über solcher Materie war es nach Mitternacht worden, daß wir den verehrten Mann zum Schlaf in seine Kammer brachten.

„Laß dich nicht stören, Petre, so du etwas hören solltest,“ sagte mein Vater, indem er ihm das Nachtlicht auf den Tisch setzte; „es sind nur die Ratten, die auf unserem Boden hausen.“

Da entfuhr mir das Wort, das ich im Scherze sagte: „Wir müssen den Hofbauren nur um seinen Fingaholi bitten!“

Auf solches stuzete der Gast und frug: „Was ist das mit dem Fingaholi?“

Und da ich's ihm erzählet hatte, kniff er mit Daumen und Zeigefinger sich seine starken Lippen und jagte: „Der Fingaholi, wie Ihr ihn nennet, junger Mann, ist nur ein Fetisch; aber dem mit unseres Gottes Zulassung die Herrschaft über das Geschmeiß verliehen wurde, ist gar ein Aunderer und kein leblos und unmächtig Bild gleich diesem Heidengötzen oder den papistischen Heiligen.“

Hierauf entgeuete ich, es sei das nur ein alt und schwachsinzig Weib, das diese Dinge hingeredet habe. Er aber wandte sich zu meinem Vater und rief abermalen: „Christiane, Christiane! Siehe zu in der Gemeinde! Und packe den höllischen Gaukelnarren, so du ihn findest, setze bei den Ohren, daß du ihn sammt seinem Sauschwanz fundatim erstirpiren mögest!“

— — In dieser Nacht lag ich gar lange wachend in meiner Bettstatt, sahe durch die Scheiben die schwarzen Wolken über den hellen Himmel fliegen und hörte auf das Brausen, das vom Wald herüberfuhr. Wollte mich fast reuen, daß ich das von dem Fingaholi gegen unsern Gast herausgeredet; denn an die leutselige Art meines lieben Vaters gewöhnet, wollte dessen gewaltige Rede mir nicht sogleich gefallen, obschon seine geistliche Weisheit und Eifer für das Reich Gottes meine gerechte Ehrerbietung heischeten.

Er selber aber schien indeffen eines gar kräftigen Schlafes zu genießen; denn da gegen Morgen draußen das Toben sich geleeget hatte, hörte ich durch Böden und Wände von der Gastkammer herauf sein mächtig und ebenmäßig Schnarchen.

*

*

*

In den zweien Tagen, welche Herr Petrus Goldschmidt noch bei uns verblieb, saß selbiger am Vormittage eifrig unter meines Vaters Büchern, wobei er, wenn ich zu ihm eintrat, durch seine prompte Kenntniß der sonderbarsten loci mein gerechtes Staunen herausforderte. Meine Anerbietung, ihm dabei zu dienen, wies er mit einer ruhevollen Bewegung seiner Hand zurück: „Betreibet Euere eigenen studia, junger Mann! Was Einer vermag, dazu soll man nicht Zweie brauchen!“

Am Nachmittage aber, wenn mein lieber Vater der Ruhe pflegte, nahm er seinen Stock und Dreispiz und wanderte im Dorf umher, redete mit Weibern und Greisen und klopfete die Kinder auf ihre blonden Köpfe, daß am anderen Tage schon Alles vor die Thüren lief, da er wieder mit seinem tönenden Häuspern nur von fern daher geschritten kam.

Als sodann am dritten Tage der merkwürdige Mann seinen Gaul bestiegen hatte und davon geritten war, wurde es gar still in unserem Hause. Mein lieber Vater sahe ein wenig müde aus, und meine Mutter sagte scherzend: „Ich muß dich pflegen, Christian; eine so gewaltige und robuste Gottesgelahrtheit ist nicht vor eines Jeden Constitution!“

Im Dorfe aber war es wie in einem Bienenstocke, der da schwärmen soll; überall ein Gemunkel, welches nicht laut werden wollte und doch nicht stumm sein konnte; die Älteren redeten wieder von der Hexen, so sie vor zwanzig Jahren in Husum hätten einäschern sehen sollen, der aber die Nacht zuvor in der Fronerei ihr Herr und Meister das Genick gebrochen; aus Flensburg kam Einer, der hatte auf dem Südermarkt gehört, die Hexen hätten wieder einmal in der Föhrde alle Fische vergiftet; im Dorfe selber wurde Unheimliches über den und jenen gedeutet; so fast beklommen ich aber aufmerkete, des Hofbauern geschah darunter nicht Erwähnung.

So rückete die Zeit heran, daß auch ich, und auf gar

lange, meinen Abschied nehmen sollte. Nenate war seit etlichen Tagen bei dem Husumer Küster auf Besuch, und da ich Abends vor meiner Abreise auf den Hof kam, war sie noch nicht wieder da. „Ich hätt sie heut erwartet,“ sagte der Bauer; „nun wird's wohl morgen werden; da möget Ihr sie unterwegs treffen oder in Husum zu dem Küster gehen!“

Mit dem kam die alt Marife mit ihrem langen Strickstrumpf in die Thür, sahe den Bauer fast verstöret an und wollte wieder fort. Der aber rief ihr zu, sie solle heut als wie zum Abschiedstrunke noch eine von den Rheinischen aus dem Keller holen; und die Alte brummelte so etwas für sich hin und lief zur Thür hinaus. Nach einer Weile kam auch die Jungmagd und setete eine Flasche auf den Tisch; aber der gute Wein wollte mir heut gar übel munden, da wir in dem weiten Gemache so allein beisammen saßen. Nahm deshalb auch bald meinen Abschied und war mir gar seltsam im Gemüthe. da ich aus dem Hause unter die alten Eichen hinaustrat, welche mit ihrem gelben Herbstlaub schon den Grund bestreuet hatten.

Der Hofbauer stund noch und hatte meine Hand gefaßt. „Lebet wohl, Herr Studiosi,“ sagte er; „habet nur da draußen recht die Augen offen; und wenn Ihr heim kommet, ich denke, des Hofbauren Thür, die werdet Ihr wohl wiederfinden!“

Er schaute mich mit seinen dunklen Augen an, als wolle er mich noch zurückhalten, oder als habe er noch etwas mir zu sagen. Aber er sprach nichts mehr, und ich ging fort, ohn Ahnung, daß ich diesen Mann niemals sollte wiedersehen.

— — Da ich an diesem Abend meinen lieben Eltern gute Nacht gegeben hatte, öffnete ich mein Kammerfenster und schaute auf das Dorf hinaus. Eine Weile sahe ich nach einem einzeln Lichtschein drüben in des diaconi Hause,

bis auch der erlosch; aber mein Gemüthe war voll Unruh, und endlich, da es vom Glockenthurm die eilfte Stunde schlug, war ich schon draußen in der freien Nacht und schritt bald danach über die Bischofshöhe den bekannten Steig hinab.

Es war aber Anfang Octobris, und eine klare Mondhelle stund über der schönen Gotteswelt; der Hof unter seinen düsternen Bäumen lag, als ob er schlief, in dem mit sanftem Licht erfüllten Erdenraume. Es war so still, daß ich nur das Fallen der Blätter hörte und unterweilen den Schrei eines Hirschen aus dem Wald herüber. Ich horchte nach dem Hause; aber dorten war kein Laut zu hören; dann trat ich unter die Bäume und schaute durch ein Fenster in die große Stube. Dicht vor mir sahe ich die Lehne von Kenatens Stuhle ragen; sonst war es still und finster drinnen. Ich konnte gleichwohl nicht von hinnen finden und ging hart an der Mauer und um die Ecke herum, bis wo die Hausthür ist. Dort, in dem tiefen Schatten, regete sich etwas, und ein Freudenschauer überströmte mein Herz; denn obschon ich nichts gewahren konnte, so wußte ich doch, es war das Rauschen ihres Kleides, welches ich vernommen hatte.

„Kenate!“ rief ich.

Da lagen ein paar warme Hände in den meinen. „Ich wußte wohl, Sofias, daß Ihr kommen würdet!“

Sie horchte noch einmal in die Thür; dann zog ich sie in den hellen Mondschein hinaus, denn mich verlangte sehr nach ihrem Anblick.

Wir schlossen unsere Hände in einander und schritten so mitsammen über die weite Hofstatt nach dem Flusse zu. Was wir sprachen, mag nicht viel gewesen sein; doch ist mir noch bewußt, wir sahen beid auf unsere Schatten, wie sie vereinet vor uns auf den Rasen fielen, und so das Mondlicht zwischen ihnen Platz gewinnen wollte, neigten wir uns schweigend zu einander und schaueten darauf hin,

wie sie aufs Neue in Eins zusammenfloßen. Dann stunden wir auf der Uferhöhe und sahen schweigend in das Land hinaus und hörten auf das Strömen des Flusses, der darunter mit seinen Wassern nach dem Meer hinabzog.

Da schlug es Mitternacht vom Dorf herüber; und mit jedem Schlage, auf den wir mit verhaltenem Odem lauschten, schlossen unsere Hände sich fester in einander. „Renate,“ sagte ich leise; „das war der letzte Tag.“

„Ja, Sofias!“ entgegnete sie ebenso.

— „Und werde ich dich denn hier noch finden, so ich wieder heimgekommen?“

„Ich denke; wer sollte mich denn holen?“

— „Wer, Renate? Versuch es nur, sie nicht mehr fortzustoßen!“

Ich weiß nicht, was mich also zwang zu reden; denn einem Geier gleich hatte plötzlich die Angst der Eifersucht mich überfallen. Sie aber warf das Köpfchen in den Nacken, daß das Gold auf ihrem Räcklein glitzerte.

„Was redet Ihr, Sofias!“ sprach sie. „Mit denen Lämmeln hab ich nichts zu schaffen; sie mögen kommen oder nicht!“

Das war nun wohl ein hoffärtig Wort; und müßte doch lügen, daß es sich mir derzeit nicht wie Balsam auf mein Herz gelegt.

Aber es kam ihm ein Anderes, das solche Gedanken jählings von mir nahm.

Wir stunden nämlich, da wir solches sprachen, vor dem großen Scheunenthor, welches fast taghell vom Mond beleuchtet war. Vor etlichen Wochen hatte ich dort unter Peitschenknaß den schweren Gottesseggen einfahren sehen; nun lag Alles da in großer Stille.

Und doch; oder hatte mich mein Ohr getäuscht? Da drinnen in der Scheuer rührte es sich; Renatens Hand zuckte in der meinen, und ihre Augen starreten; und ihm,

gleich einem breiten grauen Schatten, quoll es unter dem Scheunenthor herfür, immer mehr und mehr, als ob's von unhörbarem Peitschenschlag getrieben würde. Das rannte, daß wir kaum die Füße wahrten, an uns vorbei und über die bethaueten Wiesen nach dem Fluß hinab; und weiß ich nimmer, wo es in der Nacht verschwunden blieb.

Wohl merkte ich, wie Renate am ganzen Leibe bebte; ich aber schwieg lange Zeit, denn was meine Augen hier gesehen, das konnte ich fürder nicht vor mir verleugnen. Endlich sagte ich: „Das war gar wunderbar, Renate; du bist gar sehr erschrocken!“

Da richtete sie sich auf und sprach: „Die Ratten machen mich nicht fürchten, die laufen hier und überall; aber ich weiß gar wohl, was sie von meinem Vater reden, ich weiß es gar wohl! Aber ich hasse sie, das dumm und übergläubig Volk! Wollt nur, daß er über sie käme, den sie allezeit in ihren bösen Mäulern führen!“

Wegen solcher Rede entsetzte ich mich arg, denn das Mädchen hatte dräuend ihre kleine Faust zum Himmel aufgehoben. „Renate!“ rief ich, „Renate!“

„Ja, ja; ich wollt es!“ sprach sie wieder. „Aber er ist unmächtig; er kann nicht kommen!“

Ich hatte ihre erhobene Hand herabgezogen. „Berufe ihn nicht, Renate,“ rief ich; „bete zu Gott und unserem Heiland, daß sie ihn von dir halten! Aber es ist der Geist des Husumer Atheisten, der aus deinem jungen Munde redet.“

„Atheist?“ frug sie. „Ich kenne das Wort nicht; wen wollt Ihr damit schelten?“

Was Art Erklärung ich ihr hierauf gegeben, entsinne mich nicht mehr. Aber sie schüttelte nur den Kopf und sagte traurig: „Und unser arm alt Mariken, das haben sie mir nun auch allganz verwirret, daß schier nicht mehr mit ihr zu hausen ist! Es wird gar einsam werden, wenn auch Ihr nicht mehr kommt, Sofias.“

Ich nahm ihr Antlitz in meine beiden Hände, und da ich es gegen das volle Mondlicht wandte, sahe ich, daß es sehr blaß war und ihre Augen voll von Thränen stunden. Da konnte ich es nicht lassen, daß ich sie an mich zog; und sie duldete es und legte ihren Kopf, als ob sie müde sei, in meinen Arm und sahe zu mir auf, als ob sie also ruhen möchte.

In selbigem Augenblick aber wurde aus der Tiefe des Hauses, so daß ich schier davor erschrak, mit einer angstvollen und stöhnenden Stimme ihr Namen wiederholentlich gerufen.

„Mein Vater! Mein armer, lieber Vater!“ stieß sie da herfür. Dann fühlte ich ihre Arme um meinen Hals und einen warmen Kuß auf meinem Munde. „Leb wohl, Sofias! Lieber Sofias, lebe wohl!“

Und da sich dann von innen auch die Hausthür schloß, so stand ich alleine auf der Hofstatt und hörte wieder nur den Fall des Laubes und den leisen nächtlichen Gesang der Wasser. Aber das unheimlich Wesen, das vorhin ich hatte tagen sehen, lag noch gleich einem Schauder auf mir und tritt wider meines jungen Herzens Seligkeit.

*

*

*

Am andern Morgen, da ich von meinen lieben Eltern Abschied genommen hatte und schon auf den Wagen steigen wollte, kam der blasse Schneider angelaufen, bittend, er solle zur Stadt zum Ellenkrämer, ob er mit dem Jungherrn die Gelegenheit benützen dürfe. Hatte also einen Reisegefährten; dazu einen, dem allezeit das Maul überlief, während ich doch lieber mit meinem bedrängten Herzen allein dahin gefahren wäre. Wickelte mich auch in meinen Mantel und hörte nur halb im Traum, wie seine unruhige Zunge in allem Unholden rührte, was die letzte Zeit unter den Dorfleuten war im Schwang gewesen.

Als wir aber eben von der Sandgeist in die Marsch hinunterfahren, hub er an und mochte wohl wissen, daß er damit sich Gehör erwerbe: „Ja, Jungherr,“ sprach er; „Ihr kennet ihn ja besser als wie ich, den fremden Pastor; aber das ist Einer, so ein Allerveltskerl! Auch dem alt Mariken auf dem Hofe hat er das Maul aufgethan. Ihr habet wohl gesehen, Jungherr, wie dem Bauern allzeit der eine Strumpf um seine Hacke schlappet! Hat immer schon geheißt, er dürfe nur ein Knieband tragen, sonst sei es mit all seinem Reichthum und mit ihm selbst am bösen Ende; möcht Euch aber gerathen haben, rühret nicht daran; denn da mich eines Tages der Fürwitz plagte, fuhr er mir übers Maul: ‚Ja, Schneider,‘ sprach er, ‚das eine hat die Hacke geholt; willst du das ander haben, um deinen dürren Hals daran zu henken?‘“

Als ich entgegnete, daß ich dergleichen an des Bauern Strümpfen nicht gesehen, meinte er: „Ja, ja; Ihr kommet nur des Sonntags auf den Hof, da trägt der Bauer seine hohen Stiefeln!“

Da sich das in Wahrheit also verhielt, so schwieg ich; der Schneider schob sich einen Schrot Taback hinter seine magere Wange und sagte, seinen Hals zu meinem Ohre reckend: „Es liegen wohl oftmalen zwei der Strumpfbänder vor seinem Bette; aber der Bauer hütet sich; er weiß es wohl, wer ihm das zweite hingelegt! Die alt Marike hat zwar versucht, die Strumpf ihm enger zu stricken, damit sie nicht herunterfallen; aber wenn sie dran kommt — sie hat's mir gestern selbst erzählt —, so tanzet es ihr wie Fliegen vor den Augen oder wimmelt wie Unzeug über ihren alten Leib. Will auch wohl scheinen, als ob dem — Ihr wisset, wen ich meine, Jungherr — das Spiel schon allzu lange währe; denn der Bauer hat Nächstens oft harte Unsechtungen zu bestehen, daß er in seinem Bett nicht dauern kann; es wälzet sich was über ihn und dränget ihm den Odem ab;

dann springt er auf und wandert umher in seinen finsternen Stuben und schreit nach seinem Kinde.“

Als ich bei diesen Worten mich in meinem Sitze aufhub, sagte der Schneider: „Ich weiß, Jungherr, Ihr habet vielen Aufschlag gehabt mit dem Mädchen; wüßt auch kein Unthätlein an ihr, als daß sie gar stolz thut gegen unser Einen; mag aber auch besser zu Eures Gleichen passen!“

Der Mann redete in solcher Art noch lange fort, obschon ich fürder mit keinem Wörtlein ihn ermunterte. War aber eine üble Wegzehrung, welche ich also mitbekommen. Zwar sagte ich mir zu hundert Malen: es war ein Schwätzer, der dir solches zutrug, so einer, der die schwimmenden Gerüchte sich fezenweise aus der Luft herunterholet, um seinen leeren Kopf damit zu füllen; wollte aber gleichwohl der bittere Schmach mir nicht von meiner Zungen weichen.

* * *

1706. In Anbetracht meiner Studien zu Halle will hier nur anmerken, daß ich dort manche hochberühmte Theologos und andere zu meinem Zwecke arbeitende Männer hörte und deren collegia gewissenhaft frequentirte, so daß ich hoffen durfte, in Kurzem eine solide systematische Erudition mir anzueignen. Spürete auch kein Verlangen, meinen schwarzen Habit, so ich vor meiner Abreise mir von dem blaffen Schneider hatte anmessen lassen, aufs Neu mit einem rothen zu vertauschen.

Nur unterweilen, zumal wenn ich zum abendlichen Spaziergange dem Ufer der Saale entlang wandelte, wenn die Wasser sich rötheten und ihr sanftes Strömen an mein Ohr klang, überfielen mich wohl schwere sehnende Gedanken nach der Heimath; und wenn dann im Südost der Mond emporstieg und mit seinem bleichen Licht die Gegend füllte, so sahe ich in jedem düstern Fleck den Hof am fernen

Treueflüsse, und mein Herz schrie nach dem Mädchen, so ich dort verlassen hatte.

Nach einem solchen Gange, da schon ein Jahr verflossen und wiederum der Herbst sein rothes Laub verstreuet, kam ich eines Abends heim auf meine Kammer, und da ich das Licht mir angezündet, fand ich einen dicken Brief mit meines lieben Vaters Handschrift auf dem Tische liegen. Ich brach das Siegel, und meine Hände zitterten vor Freude; denn auch meine Mutter pflegte stets ein Blättlein anzulegen, und wenn auch nur ein kurz und unterlaufend Wörtlein von Renaten drinnen stand, so konnt ich's wohl zu hundert Malen lesen. Aber das Schreiben, so ich gleich den wenigen, welche ich noch von dieser verehrten Hand erhalten sollte, getreulich aufbewahret, war allein von meinem Vater und lautete nach viel herzlichen Worten, wie hier folget:

„Was aber die Gemeinde in solche Wirrniss sezet, daß selbst mein mahnend Wort nur kaum gehöret wird, das darf auch dir, mein Sofias, nicht gar verschwiegen bleiben.

„Es war am letzten Sonnabend, da ich Nachmittags an meiner Predigt saß, als der Höftmann Hansen mit ungestümen Schritten zu mir eintrat. ‚Was habt Ihr, Höftmann?‘ sagte ich; ‚Ihr wisset, daß ich um diese Zeit ungeru gestöret bin.‘

„Ja, ja, Herr Pastor,‘ sprach er; ‚wisset Ihr's denn schon? Fort ist er und wird nicht wieder kommen!‘

„Und da ich schier erschrocken nachfrug: ‚Wer ist denn fort?‘ entgegnete er: ‚Wer anders als der Hofbauer! Hab's mir schon lang gedacht, daß es so kommen müsse!‘

„So spricht, Höftmann,‘ sagte ich und schob mein Schreibewerk zurück; ‚was ist's mit dem?‘

„Weiß nicht, Herr Pastor; aber ein Stöhnen und Klagen haben die Mägde Nachts von seiner Kammer aus gehört; doch da die Tochter nicht daheim ist, so hat keine

sich hineingetrauet; erst als die alt Marife aufgestanden, haben sie der sich an den Rock gehalten. Ist auch ein groß Geschrei geworden, da sie in die Kammerthür getreten; denn als sei die ganze Bettstatt umgestürzt, so hat Alles, Pfuhl und Kissen, über den Fußboden hin verstreut gelegen; das alte Weib aber ist auf ihren Knien in dem Wust umhergerutschet, hat darin umhergefunselt und jedes Häuflein Bettstroh sorgsam aufgehoben, als wolle sie darunter ihren Bauren suchen, von dem doch keine Spur zu finden war.

„Nun, Höftmann,“ sagte ich fürsichtig; „es ist noch früh am Tage; der Hofbauer wird schon wieder kommen.“

„Der aber schüttelte den Kopf: „Herr Pastor, es ist schon über eine Stunde Mittag.“

„Da ich dann erfuhr, daß die Tochter wieder einmal bei dem Küster und Klosterprediger Carstens in Husum auf Besuch sei, so vermochte ich den Höftmann, ihres Vaters Wagen mit Botschaft nach der Stadt zu schicken. Aber schon um drei Uhr ist sie von selber wieder auf dem Hof gewesen; und hat es die Weiber, welche dort zusammengekommen, schier verwundert, daß das Mädchen, so doch kaum achtzehn Jahre alt, so schweigend zwischen ihnen hingegangen und nicht geweinet, noch eine Klage um den Vater ausgestoßen; nur ihre Augen seien noch viel dunkler in dem blassen Angesicht gestanden. In den alten Bäumen — so wird erzählt — habe es von den Vögeln an diesem Tag gelärmet, als seien alle Elstern aus dem ganzen Wald dahin berufen worden.

„Das Mädchen hat aber fürgeben, ihr Vater müsse auf dem Moor bei seinem Dorf verunglückt sein, wo er die letzten Tage noch habe fahren lassen; da sie jedoch außer ihren beiden Knechten noch Leute aus dem Dorf hat aufbieten wollen, so sind nur gar Wenige ihr dahin gefolget, denn sie fand keinen Glauben mit ihren Worten, und auch

die Wenigen sind schon vor Dunkelwerden heimgekehret; denn bei den Torfgruben sei vom Bauer keine Spur zu finden, und sei das Moor zu unermesslich groß, um alle Sümpfe und Tümpel darin durchzusuchen.

„Als nun der allmächtige Gott Wald und Felder und auch das wüste Moor mit Finsterniß gedecket, ist der Schmied Held Carstens, der seine Schwiegermutter, so ihrer Tochter in den Wochen beigestanden, nach Ostfeld zurückgebracht, um Mitternacht am Rand des Waldes wieder heimgefahren. Der Mann hat sein alt treuherzig Gespann am Zügel gehabt und ist schier ein wenig eingenickt; da aber die sonst so frommen Gäule plötzlich unruhig worden und mit Schnauben nach der Waldseite zu gedrängt, so hat er sich ermuntert und ist nun selber schier erschrocken; denn drüben auf dem Moore hat aus der Finsterniß ein Schein gleich einem Licht gezuicket; das ist bald still gestanden, bald hat es hin und her gewanket. Er hat gemeinet, daß die Irriwisch ihren Tanz beginnen würden, hat aber als ein beherzter Mann während dem Fahren noch mehrmals hingesehen, und da es lezlich näher kommen, ist eine dunkle Gestalt ihm kenntlich worden, so neben dem Irrichein zwischen den schwarzen Gruben und Bülden umgegangen. Da hat er ein still Gebet gesprochen und auf seine Gäule losgepeitschet, damit er nur nach Hause komme. Am andern Morgen in der Frühe aber haben die Leute drunten an der Straße des Hofbauern Tochter ohne Kappe, mit zerjausetem Haar und eine zertrümmerte Laterne in der Hand, langsam nach ihres Vaters Hofe zuschreiten sehen.

„Als ich am Vormittage dann dahin ging, wie es meine Amtspflicht heischet, vernahm ich, daß sie abermalen mit ihren Knechten nach dem Moor hinaus sei; da ich aber spät am Nachmittage wiederkam, trat sie in schier zerrissenen und besudelten Kleidern mir entgegen und sahe mich fast finster aus ihren dunkeln Augen an. Ich wollte sie auf

den verweisen, ohn dessen Hülf und Willen all unsre Kraft nur eitel Unmacht ist; allein sie sprach: „Habet Dank, Herr Pastor, für die gute Meinung; aber es ist nicht Zeit zu dem; schaffet mir Leute, so Ihr helfen wollet!“ Was ich entgegnete, hörte sie schon nicht mehr; denn sie war nach Leitern und Stricken mit ihren Knechten der Scheune zugegangen. Auf dem Heimweg, den ich also nothgedrungen antrat, glückte es mir, ihr ein paar junge Burschen nachzusenden; und auf deiner guten Mutter Zureden, dem jungen Blut zum Troste, wie sie meinte, hat auch unsere Margreth sich denselben angeschlossen. Diese verständige und, wie auch dir bekannt, in keine Wege schreckbare Person ist jedoch am späten Abend mit wankenden Knieen und verstürzetem Antlitz wieder heimgekommen. Das Suchen nach dem verlorenen Mann — so berichtete sie, alsbald sie ihres Odems wieder Herr geworden — sei ganz umsonst gewesen. Aber da endlich alle jungen Knechte schier verdrossen fortgegangen und Margreth mit dem Mädchen, das nicht wegzubringen gewesen, nun dorten ganz allein verblieben, so ist mit Dunkelwerden ein Irrwisch nach dem andern aus dem Moore aufgedufet und ein Gemunkel und Geflimmer angegangen, daß sie das Blänfern des Wassertümpels habe sehen können, an welchem dieser gräueliche Tanz sich umgedrehet. — Lasse das dahin gestellt. Es ist aber noch ein Anderes geschehen, und will dir zuvor ins Gedächtniß bringen, daß wir unsre Margreth auf einer Lügen niemals noch betreten haben.

„Als nämlich die Irrwisch so getanzt, hat des Bauren Tochter gleich einer stummen Säulen darauf hingeschaut; da aber Margreth sie bei der Hand gezogen, daß sie schleunig mit ihr heimgehe, hat sie plötzlich überlaut um ihren Vater gejammert und wie in das Leere hineingeschrien, ob ihr etwas von ihm Kunde geben möchte. Und hat es darauf eine kurze Weile nur gedauert, so ist aus der finsternen Luft gleichwie zur Antwort ein erschreckliches Scheul herab-

gekommen, und ist es gewesen, als ob hundert Stimmen durch einander riefen und eine mehr noch habe künden wollen als die andere.

„Da hat die Alte Gott und seine Heerscharen angerufen, hat aber das Mädchen, als ob es angeschmiedet gewesen, mit ihren starken Armen nicht vom Plage bringen können, als bis das Toben über ihnen, gleich wie es gekommen, so wieder in der Finsterniß verschollen war.

„Wenn dich, mein Sofias, schmerzet, was ich hier hab schreiben müssen, da des Mädchens irdische Schönheit, wie mir wohl bewußt, dein unerfahren Herz bethöret hat, so gedanke dessen und baue auf ihn, welcher gesprochen: ‚Wer sein Leben verlieret um meinetwillen, der findet es.‘ Und sinne diesem nach, daß du das Rechte wählst!

„Will dann zum Schlusse noch Erwähnung thun, daß unser Gastfreund Petrus Goldschmidt, welchen in meiner geistlichen Bedrängniß wegen obbemeldter Dinge ich mir vielmalß hergewünscht, lezthin zum Superintendenten in der Stadt Güstrow, sowie ob seiner Gelahrtheit und Verdienste um das Reich Gottes von der (die Handschrift ist hier unleserlich) Facultät zum Doctor honoris causa ist creiret worden.“

— — Also lautete meines lieben Vaters Brief. Und will hier nicht vermerken, was Herzensschwere ich davon empfangen, wie ich in vielen schlaflosen Nächten mit mir und meinem Gott gerungen, auch gemeinet, ich könne nicht anders, als daß ich heim müsse, um der Armen Leib und Seel zu retten, und wie dann immer das erwachend Tageslicht mir die Unmöglichkeit für solch Beginnen klar geleet.

Aber, wie die Rede ist, es sei das eine Leid ein Helfer für das andre, so geschah es auch mir. Denn noch vor dem heil. Christfeste empfing ich von meiner Mutter einen Brief, daß mein lieber Vater mit unvermutheter Schwachheit befallen sei und selbige allen gebraucheten irdischen Mitteln

entgegen ihn fast sehr entkräftet habe; und dann nach wenig Wochen einen zweiten, der mich drängte, meine Studien zu vollenden, da der theure und getreue Mann nicht lang mehr selber seines Amtes werde warten können.

Solche mein Herz aufs Neu erschütternde Nachrichten trieben mich früh und spät zu strenger Arbeit, und wurd ich bald auch dessen inne, daß ich nur so den Weg zur Heimath kürzen könne.

* *

1707. Es währete doch noch bis gegen den März des beigefügten Jahres, daß ich als ordinirter Adjunctus meines Vaters in meiner lieben Eltern Hause eintraf. Nur noch zum Troste, nicht zur Freude; denn ich fand meinen Vater auf seinem Siechbette, von dem ich wohl sahe, daß er nach Gottes allweisem Rathschluß nicht mehr erstehen solle. Da er nun in den Tagen, die er als seine letzten wohl erkannte, seines einzigen Kindes nicht entbehren mochte, so hatte ich Niemanden aus dem Dorfe noch gesehen; auch Renaten nicht. Meine Eltern ißt nach ihr zu fragen, trug ich billig Scheu, und so hörte ich nur noch einmal von unserer alten Margreth, was ich in meines Vaters Briefe schon gelesen hatte.

Es war aber am Sonntage Reminiscere, an welchem ich zum ersten Male für meinen lieben Vater predigen sollte. Er hatte das heilige Abendmahl seit lange nicht ertheilen können, und so hatten Viele sich gemeldet, um es bei seinem Sohne zu empfangen. Dachte auch, Renate würde unter ihnen kommen; aber sie kam nicht.

Die Nacht zuvor, in welcher mit meiner lieben Mutter ich die Krankenwacht getheilet, hatte der Sturm gar laut gebräust; nun aber lag Alles in der lichten Morgensohne, und eben da ich in den Kirchhof eintrat, scholl mir gleich Auferstehungsgruß ein Drosselschlag vom Wald herüber.

Und währete es nicht lange, so stund ich in der Kirchen vor dem Altar und sprach aus inbrünstigem Herzen das: „Ostende nobis, Domine, misericordiam tuam“; und die Gemeinde respondirte andächtig: „Et salutare tuum da nobis!“ „Ja, Gott Vater,“ sprach ich leise nach, „dein Heil schenke uns; und auch ihr, für die ich hier im Staube zu dir flehe!“ Und da ißt der Gesang anhub: „Benedicamus Domino,“ wobei die rauhen Kehlen der Männer mit darein sangen, da schwamm gleich einem silbern Lichtlein ein Ton dazwischen, der leuchtete hinab in mein bekümmert Herz; denn ich wußte, welche Stimme ich gehöret hatte.

Also in fast freudigem Muthe erstieg ich die Stufen zu der Kanzel, und da ich die Augen aufhub, sah ich gegenüber in dem Emporstuhl ein blasses Angesicht, das ich des Bitters ohnerachtet wohl erkennen mochte. Da hub ich meine Predigt an: „Und siehe, ein kanaanäisch Weib schrie ihm nach: ‚Ach, Herr, du Sohn Davids, erbarme dich meiner; meine Tochter wird vom Teufel übel geplaget!‘ und er entgegnete ihr kein Wort. Da aber die Jünger sprachen: ‚Laß sie von dir, Herr; denn sie schreitet uns nach,‘ antwortete er und sprach: ‚Ich bin nicht gesandt, denn nur zu den verlorenen Schafen von dem Hause Israel!‘“ Und mein Herz schwoll mir, und das Wort kam auf meine Lippen; was ich daheim für meine Predigt angemerkt, war nur ein Staub, darüber meine Seele sich erhob, und meine Rede ging hervor einem Strome gleich aus heiligen Quellen. In der vollen Kirchen war kaum eines Odems Leben; Männer und Greise sahen zu mir auf, und die Weiber in ihren Gestühlen saßen mit betendem Angesicht. Neben mir in dem Stundenglase verrann der Sand; aber ich merkte es nicht und wußte nicht, wie ich an das Ende meiner Rede kam: „Herr, Herr! Locke sie mit deiner lieblichen Stimme; denn dein Tisch steht bereitet, wo sie dich empfangen mögen und dein Heil und deine Gnade. Amen.“

Und da ich nach dem Vaterunser einen Blick gegenüber nach dem Gitter warf, sahe ich in dem blassen Angesicht die großen, dunklen Augen starr auf mich gerichtet.

„Mit deiner Stimme, Herr, o locke sie!“ So betete ich nochmals und schritt dann hinab in die Sacristei, um mit dem feierlichen Meßgewand mich zu bekleiden, so derzeit noch gebräuchlich war.

Da ich dann vor den Altar trat, brannten auf selbigem schon die Kerzen in den großen Leuchtern, und aus den Gestühlen drängten sie sich heran, Mann und Weib, Alt und Jung; doch indeß ich den Leib des Herrn austheilte und den Kelch an Aller Lippen reichte, rief es unaufhörlich in meinem Herzen: „Herr, bringe auch sie, auch sie zu deinem Tische!“ Aber über dem Gesang der Gemeinde schwebte noch immerfort der silberne Ton ihrer Stimme. Da plötzlich, als schon die Letzte sich dem Altar naheten, verstummte er, und ich vernahm einen leichten Schritt die Stufen des Emporstuhles herabkommen. — Aber noch waren Andre, so auch des Heils begehrten; ein Greis und eine Greisin, von ihren Enkeln unterstützt, kamen heran gewankt und schauten mit blöden Augen zu mir auf; und da ich ihnen den Kelch bot, vermochten ihre zitternden Lippen den Rand desselben kaum zu fassen.

Sie wurden hinweggeführt; und dann stand sie, Kenate, vor mir; blaß und mit gesenkten Augen, in schwarz Gewand gekleidet, ein schwarzes Käpplein auf den braunen Haaren. Nach fast zwei Jahren sahe ich sie hier zum ersten Male wieder; ich zögerte, denn mein Herz wallete mir über; und indem ich dann die Hostie aus der Patene nahm und zwischen ihre Lippen legte, betete ich: „Herr, mache meine Seele heilig!“ Dann erst sprach ich: „Nimm hin! dies ist mein Leib, der für euch gegeben wurde!“

Ich wandte mich zum Altare und nahm den Kelch. Da ich aber selbigen an ihre Lippen brachte, sahe ich, wie ihr

schönes Antlitz sich verzog und wie sie schauderte ob dem Trunke, der darinnen war. Da sprach ich die Einsetzungsworte: „Das ist mein Blut, das für euch vergossen wurde!“ Und sie neigete ihr Antlitz in den fast geleerten Kelch; ob ihre Lippen ihn berührt, vermochte ich nicht zu sehen. Da ich aber — aus weiß Ursach, vermag ich nicht zu sagen — auf die Seite blickte, gewahrte ich die Hostie in dem Schmutz des Fußbodens; ihre Lippen hatten sie verschmähet, und die Spitze ihres Schuhs trat das Brot, so als den Leib des Herren sie empfangen hatte.

Mein Gebein erzitterte, und fast wäre der Kelch aus meiner Hand gestürzt. „Kenate!“ rief ich leise; in Todesangst brach dieser Ruf aus meinem Munde: „Kenate!“

Wohl sahe ich, daß ein Zittern über die schöne Gestalt des Mädchens hinlief; dann aber, ohne aufzusehen, ihr weißes Sacktuch in die Hände pressend, wandte sie sich ab, und bei dem Schlußgefange der Gemeinde sahe ich sie langsam den langen Steig hinabschreiten.

— — Wie ich mein Meßgewand abgelegt und in meiner Eltern Haus zurückgekommen, vermöchte ich kaum zu sagen; wußte nur, als ich daheim an meinem Bulte stand, daß auch wohl ein junger Prediger, der ich war, nicht mit also ungestümen Schritten über den Kirchsteig hätte dahinstürmen sollen. An meines Vaters Krankenbette vermochte ich igo nicht zu treten; ich stützte den Kopf in beide Hände, und mit geschlossenen Augen spähetete ich nach dem Weg der Pflicht, den ich zu gehen hatte.

Aber nur eine kurze Weile; dann schritt ich den wohlbekanntem Fußsteig nach dem Hof hinab. Wieder, wie vor Jahren, schrieten die Elstern oben in den Bäumen; und da ich links vom Flur in das Zimmer eingetreten war, schien es mir weiter und einsamer, als ich es zuvor gesehen. Dennoch hatte ich Kenaten sogleich erblickt; sie saß drüben auf ihrem Platz am Fenster, den Kopf gesenkt, die Hände

vor sich hingefaltet. Da ich dann näher trat, erhob sie sich langsam, als ob sie müde sei; und in dem langen, schwarzen Gewande, das sie izo trug, erschien sie mir größer und fast gleich einer Fremden. Als ich aber stehen blieb und sie mit ihrem Namen anredete, rief auch sie: „Josias!“ und streckte beide Arme gegen mich.

War es die Liebe, so Gott zwischen Mann und Weib gesetzt, die aus ihrer Stimme klang, oder war es ein Hülfesruf, ich vermochte das nicht zu erkennen; aber ich zog sie nicht an meine Brust, wozu mein Herz mich mit gewaltigen Schlägen drängte, sondern beharrte auf meinem Platz und sprach: „Du irrst, Renate; es ist nicht Josias, es ist der Priester, der hier vor dir stehet.“

Da ließ sie die Arme sinken und sagte dumpfen Tones: „So sprecht! Was habt Ihr mir zu sagen?“

Und wie sie mich izt aus dem ernstesten Antlitz mit ihren großen Augen ansah, da schrie es in mir auf: „Du kannst sie nimmer lassen; in diesem Weibe ist all dein irdisch Glück!“ Aber ich rief zu meinem Gott, und er half mir, bei meinem heiligen Amte die weltlichen Gedanken in die Tiefe bannen.

„Renate!“ sprach ich; „wer war es, der dich zu der Todssünde versuchte, daß du den Leib des Herrn von deinen Lippen spieest? Nenne seinen Namen, daß wir mit Gottes Engeln ihn besiegen!“

Aber sie wiegete nur das Haupt. „O die armen alten Leute!“ rief sie. „Ich weiß, es war eine Sünde! Aber da ich ihr Antlitz sahe, von den greisenhaften Gebrechen so ganz entstellt, da schauderte mich, daß ich mit ihnen aus einem Kelche trinken sollte, und die heilige Hostie entfiel meinen Lippen in den Staub. Bete für mich, Josias, daß ich dieser Schuld entlastet werde!“

Ich glaubte ihren Worten nicht. „So,“ dachte ich, „will der Versucher dir entrinnen,“ und sprach laut: „Vor einem Schenkenglase mag dir ekeln; aber der Kelch des Herrn ist

rein für Alle, denen er geboten wird! Ein höllisch Blendwerk hat dein Aug verwirret; und es kommt von dem, mit welchem auch dein Vater sein unselig Spiel getrieben, bis Leib und Seele ihm dabei verloren worden.“

Bei diesen meinen Worten stürzete sie auf ihre Kniee und hub die Arme auf und schrie: „Mein Vater, o mein armer Vater!“

„Ja, schreie nur um ihn, Renate!“ sprach ich. „Und möge unseres Gottes Allbarmherzigkeit in seinen tiefen Pfuhl hinunterleuchten!“

Sie sahe zu mir auf und sprach mit fester Stimme: „Die wird ihm leuchten, Josias, so gut wie allen Andern, die ein jäher Tod ereilet!“

Ich aber rief: „Das ist des Teufels Hochmuth, der von deinen Lippen redet! Demüthige dich gegen den, bei dem alleine Rettung ist, und schütte dein Herz aus vor mir, der hier stehet an seiner Statt!“ Und da sie hierauf schwieg, so sprach ich weiter: „Da du mit unserer alten Margreth nächstens auf dem Moore gingest, wen hast du angerufen, daß er dir von deinem Vater Kunde brächte, und was war es, das aus der leeren Luft herab mit schrecklichem Geheul dir Antwort gab?“

„Ich weiß von keinem Geheul,“ entgegnete sie; „aber du, Priester Gottes,“ — und ein trozig Feuer brannte in ihren schönen Augen — „so ich wüßte, daß dort Kunde wär, zur Stund noch ging ich und schrie meine Noth ins Moor hinaus und fragete nicht viel, von wannen mir die Antwort käme!“

„Renate!“ rief ich. „Exi immunde spiritus!“ und spreizete beide Hände ihr entgegen. „Befenne! Befenne, mit welch argen Geistern hast auch du dein Spiel getrieben!“

Sie hatte sich vom Boden aufgerichtet; und da ich sie anschaute, war ein kalter Glanz in ihren Augen. Sie strich mit den Händen über ihr Gewand und sagte: „Ich ver-

stehe nicht, was Ihr redet; aber mir ist, als sei das große Gemach hier so düster, wie es nimmer noch gewesen.“ Und da in diesem Augenblicke an die Thür gepocht ward, welcher ich den Rücken wandte, und selbige sich aufthat, setzete sie hinzu: „Tretet näher, Margreth! Euer Herr ist hier!“

Ich aber wandte mich um und sahe unsre alte Margreth vor mir stehen; die schaute mich gar ernsthaft an und sprach nach einer Weile: „Kommet heim, Herr Josias; denn Euer lieber Vater will nun sterben, und ihn verlangt nach einem letzten Wort mit Euch.“

Da war mir, als bräche der Boden unter mir zusammen, und ich verließ Nenaten und eilte nach meines Vaters Sterbekammer. — Da ich eintrat, saß er laut redend in seinen Kissen, aber seine Stimme deuchte mir fremd, gleich als hätt ich nimmer sie gehört.

„Es ist dein Großvater, von dem er redet,“ raunete mir meine Mutter zu.

„Er sieht mich nicht, Mutter!“ entgegnete ich leise.

„Nein, Josias, er ist bei denen, die ihm zu Gottes Thron vorausgegangen.“

Und mein Vater sahe mit glänzenden Augen vor sich hin und redete weiter: „Lang, gar lange habe ich für ihn gepredigt — Josias thäte das gar gerne auch für mich — denn er wurde sehr alt; sein leiblich Augenlicht war erloschen, und der Schall der Welt drang nur verworren noch zu seinem Ohre. Aber da er seine Stunde nahen fühlte, hieß er mich und meine Schwestern ihn in die Kirche führen, und wir geleiteten ihn auf die Kanzel. Da wandte er sein Antlitz rings umher und grüßte unmerklich mit der Hand; und sein silbern Haar hing über seine blinden Augen. Er meinete, es sei Sonntag und die Gemeinde sei versammelt. Er irrte; die Schwestern waren oben an seiner Seiten, und drunten war nur ich allein. Aber der Greis auf der Kanzel erhob seine Stimme, und sie scholl stark in der leeren Kirchen; denn er

nahm Abschied und redete erschütternd zu Allen, die hier nicht zugegen waren.“

Der Kranke hatte die Arme über das Deckbett hingestreckt, und sein abgezehrtes Antlitz leuchtete wie von innerem Lichte. „Ja, mein Vater,“ rief er, „aus der Ewigkeit herüber höre ich deine Stimme, wie du sprachest: ‚Und so wie einst herauf, so führe an deiner Hand mich jetzt hinab von dieser Stätte! Aber, mein Gott und Herr, du hellest das Dunkel vor mir; gleich meinen Vätern werden Sohn und Enkelöhne von deinem Stuhle aus dein Wort verkünden. Laß sie dein sein, o Herr! Nimm ihren schwachen Geist in deiner Gnaden Schutz!‘“

Nach diesen Worten schwieg mein lieber Vater; und als nun meine Mutter ihre Arme um ihn schlang, da sank sein Haupt zurück auf ihre Schulter. — Aber er erhob es wieder; und da sie zu ihm redete: „Mein Christian, spare deine Kräfte und ruhe nun,“ da schüttelte er leise mit dem Haupt und sagte nur: „Nachher; nachher, Maria!“ Dann sahe er liebevoll, aber mit fast flehentlichen Blicken zu mir auf und sprach langsam und wie mit großer Mühe: „Du kommst vom Hof, Josias; ich weiß es. Der Bauer ist nicht mehr, und möge Gott ihm ein barmherziger Richter sein — aber seine Tochter lebt! Josias, das rechte Leben ist erst das, wozu der Tod mir schon die Pforten aufgethan!“

Die Hand des Sterbenden haschete ins Leere nach der meinen, und da ich sie ihm gegeben, hielt er sie sehr fest in seinen mageren Fingern.

Noch einmal begann er: „Wir sind ein alt Geschlecht von Predigern; die Ersten von den Unsern saßen zu Dr. Martins und Melanchthons Füßen. Josias!“ — er rief meinen Namen, daß es gleich Schwerteschnitt durch meine Seele ging — „vergiß nicht unseres heiligen Berufes! — — Des Hofbauers Haus ist keines, daraus der Diener Gottes sich ein Weib zur Ehe holen soll!“

Der Odem des Sterbenden wurde stärker; aber seine Stimme sank zu einem Flüstern, und da wir lautlos horchten, kamen wie fernhin verhallend noch die Worte: „Versprich — — das Irdische ist eitel — —“

Darauf verstummte er ganz; seine Finger löseten sich von meiner Hand, und der Friede des Herrn ging über sein erbleichend Angesicht. Ich aber neigte mich zu dem Ohr des Todten und rief: „Ich gelobe es, mein Vater! Mög die entfliehende Seele noch deines Sohnes Wort vernehmen!“

Da sahe meine Mutter mich voll Mitleid an; dann zog sie das Laken über das geliebte Todtenantlitz, fiel an dem Bette nieder und sprach: „Gott gebe uns selige Nachfolge und sammle uns wieder in der frohen Ewigkeit.“

* *

*

Als meines lieben Vaters Grab geschlossen war, kamen noch mehr der ersten Frühlingstage; von dem Strohdach unseres Hauses tropfete der Schnee herab, und die Vögel trugen den Sonnenschein auf ihren Schwingen; aber das Schöpfungswort: „Es werde Licht!“ wollte sich noch nicht an mir bewähren. Da geschah es am Sonntage danach, Nachmittages, daß ich von dem Dorfe Hude auf dem Fußsteig nach Schwabstedte zurückging; ich war in meiner Amtstracht, denn ich hatte einen Kranken mit den Tröstungen unserer heiligen Religion versehen. Die ersten Tage meines Amtes waren schwer gewesen, und ich ging dahin in tiefem Sinnen.

Unweit vom Dorfe aber schneidet ein Bach den Weg, der aus dem Walde zu dem Treenefluß hinabgeht. An selbigem pflegen die Vögel sich zu sammeln, welche das Wasser lieben, und war auch igt von Finken und Amseln hier ein fröhlich Schallen, als wollten sie schon des Maien

Ankunft melden. Und so von des Ortes Lieblichkeit gehalten, schritt ich nicht über den Steg, der von dem Fußweg hinüber führet, sondern ging diesseits ein paar Schritte an den Wald hinauf und setzte mich an das Ufer, wo sich der Bach zu einem kleinen Teich erweitert. Das Wasser aber, wie es um diese Zeit zu sein pflegt, war so klar, daß ich am tiefen Grunde das Wurzelgeflecht der Teichrosen und die daran keimenden Blätter gar leicht erkennen und also Gottes Weisheit auch in diesen kleinen Dingen bewundern mochte, so für gewöhnlich unserem Aug verborgen sind.

Da wurd ich jählings aufgeschreckt, und auch die Vögel, die eben ihren durch meine Ankunft gestörten Gesang aufs Neue anhuben, rauschten auf und flogen fort; denn von jenseit des Baches kam ein Geschrei: Hoidoh! hoidoh! und war es, als wie bei der Klopplagd die Bauerkerle den Hirsch zu jagen pflegen. Da ich aber den Kopf wandte, sahe ich drüben aus den Tannen einen Haufen junger Knechte hervorbrechen. „Schwimmen! schwimmen!“ schrieen sie. „Ins Wasser mit der Hex!“ Und jetzt erst gewahrte ich unter ihnen ein Frauenbild, das gescheuchet vor dem Einen und dem Anderen floh und nach dem Stege zu entkommen suchte. Aber einer von den Burschen sprang voran dahin und verperrte ihr so den Weg. Ich kannte ihn wohl, von Zeit der großen Hochzeit schon; denn es war der Sohn des Bauervogten; und das Wild, so hier gejaget wurde, war Renate.

Nun kam ich eilends auf die Füße, lief zu dem Steg hinab und rief hinüber: „Ihr dort, was wollet ihr beginnen!“

Da schrieen sie hinwieder: „Die Hex! Die Hex!“

Ich aber frug sie: „Wollet ihr richten? Wer hat zu Richtern euch bestellt?“

Und als sie hierauf schwiegen, trat Einer aus dem Haufen und sprach: „Das Brennholz ist theuer worden; die

Unholden laufen frei herum, und der Amtmann und der Landvogt fassen sie nicht an.“ Und Alle schrieen wieder: „Hoidoh! hoidoh! Ins Wasser mit der Hex!“

Da setzte ich meinen Fuß auf den Steg und rief: „Rühret sie nicht an! Im Namen Gottes, ich gebiete es euch!“

Aber der Bursche, welcher auf dem Stege war, drängte mich zurück. „Ihr troget auf Euer Priesterkleid!“ sprach er. „Ihr würdet sonst die großen Worte sparen; ich rath Euch, thut das nicht zu sicher!“ Und dabei stund er vor mir mit gekniffenen Fäusten, und unter seinem Kraushaar funkelten die kleinen Augen.

Da überkam es mich, und ich lösete mein geistlich Gewand und warf es von mir auf den Boden; denn das junge Blut war damals noch in meinen Adern. Und als ich einen Blick nach drüben that, sahe ich, daß einer von den Burschen Renaten gefaßt hatte und ihr die Hände über ihrem Rücken hielt; ihre Augen aber ruheten auf mir und waren wie leuchtend in dem blaffen Angesicht.

„Gieb Raum!“ schrie ich und packte den Burschen mit meinen beiden Fäusten; und ich bin mir heut noch wohl bewußt, in den tiefsten Abgrund hätt ich ihn gestürzt, so ich das vermocht und solcher unter uns gewesen wäre.

Einen Augenblick wurd eine Todtenstille; denn er hatte auch mich ergriffen, und wir stunden wie in Erz gegossen an einander. Da gewahrete ich, daß sie Renaten an den Bach hinabzuzerren strebten; und ohne Laut zu geben, rang ich mit meinem Feinde, Knie an Knie und Aug in Auge. „Geduld, du Hexenpriester!“ schrie er mit heiserer Stimme. „Erst soll sie schwimmen, eh sie der Teufel dir ins Brautbett leget!“

Ein laut Gelächter und Hoidoh von drüben scholl als Antwort; vergebens suchte ich Renaten zu erblicken. Aber schon hatte ich den Burschen auf den Steg zurückgedrängt

und griff nach seinem Hals, um ihn hinabzuwerfen, da empfing ich selber einen Stoß auf meine Brust, und mit einem Schrei, der mir unwillens von dem jähen Schmerz entfuhr, sank ich zu Boden.

Es mochte ein Schrecken dadurch in die ganze Schar gefallen sein; denn ich fühlte nicht, daß eine fremde Hand noch an mir sei, und hörte, wie jenseit des Wassers der Trupp von bannen zog.

Als ich aber mich mühselig aufgerichtet hatte, da schlangen zwei Weiberarme sich um meinen Hals, und die Stimme, welche ich niemalsen hab vergessen können, sprach leise meinen Namen: „Sofias, ach, Sofias!“ Und da ich mit der Hand des Mädchens Haar zurückstrich, so ihr wirr auf Stirn und Augen fiel, da sahe ich um ihren Mund, was ich noch izt ein selig Lächeln nennen muß, und ihr Antlitz erschien mir in unfäglicher Schönheit.

„Kenate!“ rief ich leise, und meine Augen hingen in sehnächtiger Begier an ihren Lippen.

Sie regeten sich noch einmal, als wollten sie mir Antwort geben; aber ich lauschte vergebens; des Mädchens Arme sanken von meinem Halse, ein Bittern flog um ihren Mund und ihre Augen schlossen sich.

Ich starrte angstvoll auf sie hin und wußte nicht, was ich beginnen sollte. Als ich aber auf dem schönen Antlitz das Leben also in den Tod vergehen sahe, wurd mir mit einem Male, als blickten meine Augen weithin über den Rand der Erde, und vor meinen Ohren hörte ich meines sterbenden Vaters Stimme: „Vergiß nicht unseres heiligen Berufes! — — — das Irdische ist eitel!“

Und da ich noch die ohnmächtige Gestalt in meinen Armen hielt, gewahrete ich, daß unser Nachbar, der Schmied Held Carstens, mit seinem Weibe von diessseits des Weges daher gegangen kam. Da erzählete ich ihnen, wie von den jungen Knechten das Mädchen sei geschreckt worden, und

bat, daß sie sich um sie annehmen möchten; denn es sei eine andere Pflicht, so mich von hinnen rufe.

Der Schmidt aber trat nur zögernd näher; und auf die Ohnmächtige hinblickend, sprach er: „Die da? — — Nun, wenn Ihr es heißet, Herr Josias?“

Da bat ich abermalen; und ißt kam auch das Weib heran, welches als gar verständig im ganzen Dorf berufen ist. Als ich dann aber des Mädchens Leib aus meinen Armen in die ihren sinken ließ, durchstach mir ein jäher Schmerz die Brust, daß nicht viel fehlte, es hätt mich aufs Neu dahin geworfen.

Und so, zwiefach verwundet, ging ich heim und sahe nicht mehr hinter mich zurück. Aber in meines Vaters Sterbekammer hab ich an diejem Abend lang inbrünstiglich gebetet.

* *

Was meine liebe Mutter auch dagegen reden mochte, und obschon die Nachfolge in meines Vaters Amte mir so gut wie zugesaget war, ich wußte doch, daß meines Bleibens nicht mehr hier am Orte sei. Und so reisete ich schon andern Tags nach Schleswig, um mich nach einem anderen Amte umzusehen. Aber dort angekommen, befiel mich eine Schwäche, daß meine Mutter zu meinem Krankenbett herbeigeholet werden mußte. Und als dann eines Nachts gar ein Blutstrom aus meinem Mund hervorbrach, da schrie sie laut, daß sie anißo auch ihr einzig Kind dahingeben müsse.

Aber ich genas mit Gottes Hülfe, erhielt auch ein geistlich Amt im Norden unseres Landes, von Schwabstedte viele Meilen fern, und dienete noch über zwanzig Jahre dieser Gemeinde mit redlichem Willen und nach meinen besten Kräften. Ich begrub dort meine liebe Mutter und beweinete sie sehr; nach ihrem Tode hatte ich Keinc, in der die Liebe so sichtbarlich an meiner Seite ging.

Von Renaten hörte ich noch einige Male; zunächst und bald nach meinem Fortgange, daß sie derzeit über das Wasser und auf den Blättern der Teichrosen, welche sie getragen hätten, zu mir hingelaufen sei. Ich aber weiß von solchem nichts; müßte auch ein Gaukelwerk des argen Geistes gewesen sein, maßen ich ja selbst die Mummelblätter unter dem Krystall des Wassers noch in ihren Hüllen hatte liegen sehen.

Dann, wohl fünf Jahre später, von einem Manne, der mit Binjenmatten durch das Land ging, wurde mir erzählt, daß eines Abends ein mächtig großer schwarzer Hund auf ihren Hof gekommen sei, beschmutzt und abgemagert und mit einem abgerissenen Strick an seinem Halse. Da sei sie zu ihm hingeknieet und habe mit beiden Armen das alte Thier umfassen und seinen rauhen Kopf an ihre Brust gezogen.

— Ob sie noch igt auf dieser Erde ist, ob Gott sich ihrer schon barmherzig angenommen, darüber ist mir keine Kunde mehr geworden.

* *

Soweit die Handschrift.

Aber der Zufall, der uns vergönnt hat, das Bahrtuch über einem verschollenen Menschenleben aufzuheben, lüpfte es noch einmal; wenn auch weniger, als Manche, die dies lesen, wünschen mögen.

Die zu Anfang der Erzählung erwähnte Schatulle auf dem Boden unseres alten Erbhauses ward eine tönende Vergangenheit, sobald man Muth und Geduld hatte, den Staub in ihrem Innern aufzuregen. Ich hatte das nicht immer. Aber ein paar Jahre nach dem Funde unserer Handschrift, an einem herbstlichen Sonntagnachmittage, saß ich doch wieder einmal vor ihren eingeklemmten Schubfächern und zog, oft mühsam, eines um das andere auf. Papiere über Papiere; und fast überall jene anheimelnde leserliche Schrift des vorigen Jahrhunderts. Von vielen Päckchen

hatte ich schon die Bindsäden aufgelöst und sie, nachdem ich dies und das darin gelesen, wiederum zu ihrer Ruh gelegt. Da kam ich an eines, welches allerlei Papiere über die Erbschaft eines alten Predigers in Ostenfeld enthielt; ein Bruder meines Urgroßvaters, wie ich aus beiliegenden, an ihn gerichteten Briefen sah, hatte sich dieser Angelegenheit für eine in Husum wohnende Predigerwittve angenommen. Und bald nahm ein ungewöhnlich langes Schreiben, datirt von 1778 aus einem ostfrieswigschen Dorfe und unterschrieben „Jensen past.“, meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch; denn es war augenscheinlich der Begleitbrief, mit dem einst das Manuscript des Pastors Josias, allerdings sub pet. rem., an meinen Urgroßonkel übersandt war.

Die ersten Seiten beschäftigten sich unter Beifügung eines sauber ausgeführten Stammbaumes nur mit den Erbverhältnissen jenes Ostenfelder Pastors; wie bald ersichtlich, des Veters unseres Josias, in dessen Hause er das Gedächtniß seines Jugendlebens niederschrieb. Dann aber hieß es weiter:

Unseres von dir erwähnten Schülerbesuchs bei meinen Junggesellen=Onkeln in dem Ostenfelder Pastorate entsinne ich mich gar wohl; und daß du den Onkel Josias in so warmer Affection behalten, hat mir insonders wohlgethan; die Fragen aber, die du über ihn gestellet, wirst du in dessen hier angeschlossener eigener Handschrift insgesammt beantwortet finden.

In Wahrheit, es waren zwei recht verschiedene Menschen, der Herr Josias mit seinem Johanneskopfe und der derbe aufbrausende pastor loci. Oftmals in meiner eigenen Amtsthätigkeit habe ich des ersten Sonntags dort gedenken müssen; du kamest erst des Abends zu uns, ich aber saß schon Vormittags an Onkel Josias' Seite in der Kirche. Noch sehe ich unter den Abendmahlsgästen die leidtragenden Frauen vor dem Altare, welche nach damaliger Sitte bis über das Kinn in schwarze Decken eingehüllt waren; und wie der

Onkel Pastor der einen mit den durch die ganze Kirche hin vernehmlichen Worten: „Weg, weg damit!“ die Decken voll Ungebuld zur Seite riß, indeß er mit der anderen Hand den Kelch emporhielt. Onkel Josias aber schüttelte still den Kopf und lehnte mit einem Lächeln sich in seinen Stuhl zurück. Gleichwohl, wie ich später beobachtet, da ich den letzten Sommer vor dem großen Examen dort meine Repe-titionen machte, lebten die beiden Verwandten in guter Ein-tracht mit einander. Beide waren Männer, die, wie man sagt, das Ihrige gelernet hatten und dies nicht in Ver-gessenheit gerathen lassen wollten. Sie unterhielten sich oft über gelehrte Gegenstände und disputirten dann, auch wohl lateinisch, mit einander.

In einem Punkte aber stimmten sie völlig überein; sie beide glaubten noch an Teufelsbündnisse und an schwarze Kunst und erachteten solch thörichten Wahn für einen noth-wendigen Theil des orthodoxen Christenglaubens. Der Otfensfelder Pastor that dies im zornigen Bewußtsein eines wohlgerüsteten Kämpfers, der Onkel Josias dagegen, zu dessen zarter Gemüthsbeschaffenheit dieser wilde Glaube gar übel paßte, schien selbigen mir gleich einer Last zu tragen. Deshalb suchte ich oft, wenn wir alleine waren, mit Grün-den aus der heiligen Schrift wie aus der menschlichen Ver-nunft ihm solches auszureden; allein mit allem seinem Scharfsinn, wenngleich als wie in schmerzlicher Ergebung, vertheidigte er die gottlose Macht des Erzfeindes.

Als der Sommer zu Ende ging, wurde für seine Ge-sundheit die strengste Vorsicht nöthig; er durfte Sonntags die Kirche nicht mehr besuchen, kaum noch das Haus ver-lassen; aber seine milde Freundlichkeit und seine, ich möchte sagen, schwermuthsvolle Heiterkeit blieben sich auch dann noch gleich.

Da war es kurz vor meiner Abreise an einem Morgen im October; der erste Reif war gefallen und eine frische

Klarheit durch die Luft verbreitet. Ich wandelte im Garten auf und ab und sah dabei bisweilen in die Zeitung, welche der Stadtbote mir soeben durch den Zaun gereicht hatte. Als ich nun las, daß der einst vielberühmte, aber seit lange seines Amtes wegen Simonie entsetzte Petrus Goldschmidt als ein Schenkenwirth bei Hamburg das Zeitliche gesegnet habe, eilte ich ins Haus und dachte, nicht ohne eine kleine Schadenfreude, solches dem Onkel Josias zu verkünden.

Als ich zu ihm eintrat, war mir, als sei auch in dieses sonst etwas dunkle Zimmer der schöne lichte Morgen eingedrungen; denn trotz des brennenden Ofenfeuers standen beide Fensterflügel offen, und der Schall von den benachbarten Dreschtennen und von hellen Kinderstimmen hatte freien Eingang.

Aber zu meiner beabsichtigten Mittheilung kam ich nicht.

Feierlich, mit strahlendem Antlitz, trat Herr Josias mir entgegen. „Mein Andreas,“ rief er, „wir werden fürder nicht mehr disputiren; ich weiß es izt in diesem Augenblick: der Teufel ist nur ein im Abgrund liegender unmächtiger Geist!“

Indeß ich vor Erstaunen schier verstummte, gewahrte ich das Buch des Thomasius von dem Laster der Zauberei auf seinem Tische aufgeschlagen. Ich hatte es nach unserer letzten Disputation dort heimlich hingelegt und frug nun, ob ihm daraus die heilvolle Erkenntniß zugekommen.

Aber Herr Johannes schüttelte den Kopf. „Nein,“ sprach er, „nicht aus jenem guten Buche; es hat das Licht sich plötzlich in mein Herz ergossen. Ich denke so, Andreas: die Schatten des Todes wachsen immer höher; da will der Allbarmherzige die anderen Schatten von mir nehmen.“

Seine Augen leuchteten wie in überirdischer Verklärung; er wandte sich gegen das Licht und breitete die Arme aus. „O Gott der Gnaden,“ rief er, „aus meiner Jugend tritt ein Engel auf mich zu; verwirf mich nicht ob meiner finsternen Schuld!“

Ich wollte ihn stützen, denn er wurde todtenbleich, und mir war, als sähe ich ihn wanken; er aber lächelte und sprach: „Ich bin nicht schwach in diesem Augenblick.“

Dann ging er an seinen Schrank und reichte mir daraus dasselbe manuscriptum, welches du mit diesem Brief empfängst.

„Nimm es, mein Andreas,“ sagte er, „und bewahre es zu meinem Gedächtniß; ich bedarf desselbigen nun nicht mehr.“

— — Kurz darauf reiste ich ab; und was nun folget, hat mir erst lange nachher der Sohn des dortigen Küsters erzählt, welcher einige Jahre hier im Dorfe Lehrer war.

Noch in dem Monat meiner Abreise nämlich verbreitete sich das Gerücht im Dorfe: wenn Sonntags Alles in der Kirche und die Straßen leer seien, so stehe ein fahlgraues Pferd, desgleichen man sonst in der Gemeinde nicht gesehen, vor der Pforte des Pastorates angebunden; und bald danach: es komme von Süden her ein Weib über die Haide geritten, die binde ihr Pferd an den Mauerring und kehre im Pastorate ein; wenn aber der Pastor und der Strom der Gemeinde aus der Kirche heimkomme, dann sei sie jedesmal schon wieder fortgeritten.

Daß dieses Weib den Herrn Josias besuche, war unschwer zu errathen; denn um solche Stunde weilte Niemand außer ihm im Hause. Dabei aber ereignete sich gar Sonderliches; denn obschon sie unzweifelhaft schon in älteren Jahren gestanden, so ist doch von Etlichen, welche sie gesehen haben, dawider gestritten und behauptet worden, daß sie noch jung, von Anderen, daß sie auch schön gewesen sei; wenn man aber des Näheren nachgefragt, so hatten sie nichts wahrgenommen als zwei dunkle Augen, aus denen das Weib sie im Vorüberreiten angeblicket.

Im ganzen Dorfe ist nur ein Einziger gewesen, der von diesen Dingen nichts erfahren hat, und zwar der Pastor

selber; denn Alle haben des Mannes aufflammende Hefigkeit gefürchtet, und Alle haben den Onkel Josias lieb gehabt.

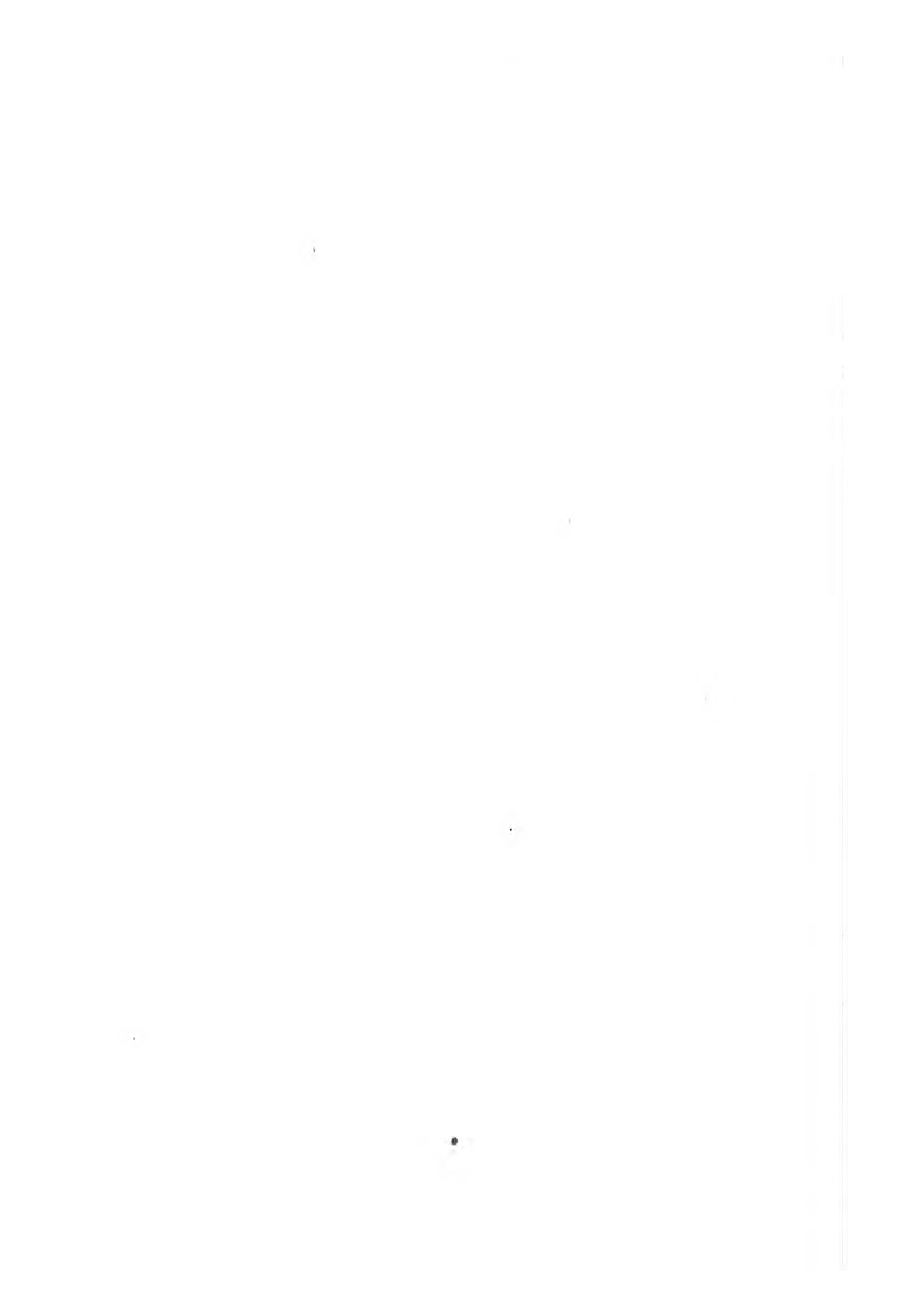
Aber eines Sonntages, da es wieder Frühling worden und die Veilchen in den Gärten schon geblüht haben, ist die Haidefrau auch wieder dagewesen; und auch diesmal, da der Pastor aus der Kirche heimgekommen, hat er weder sie noch ihren Gaul gesehen; es ist wie immer Alles still und einsam gewesen, da er seinen Hof und dann sein Haus betreten hat. Und da er, wie er igo nach der Kirche pflegte, in seines Verwandten Zimmer ging, war es auch dort sehr still. Die Fenster standen offen, so daß von draußen aus dem Garten die Frühlingsdüfte den ganzen Raum erfüllet hatten, und der Eintretende sah Herrn Josias in seinem großen Lehnstuhl sitzen; doch, was ihn Wunder nahm, ein kleiner Vogel saß furchtlos auf einer seiner Hände, die er vor sich auf dem Schoß gefaltet hatte. Aber der Vogel flog fort und in die freie Himmelsluft hinaus, als der Pastor igt mit seinem schweren Schritt herankam und sich über den Lehnstuhl beugte.

Herr Josias saß noch immer unbeweglich, und sein Angesicht war voller Frieden; nur war derselbe nicht von dieser Welt.

— Nun aber hat es bald ein laut Gerücht im Dorf gegeben, und auch dem Onkel Pastor haben Alle es erzählt, von denen er es hat hören wollen; man wisse nun, die Hexe von Schwabstedte sei es gewesen, die auf ihrem Roß all Sonntags in das Dorf gekommen; ja derer Etliche hatten sichere Kunde, daß sie, unter Vorpiegelung trügerischer Heilkunst, dem armen Herrn Josias das Leben abgewonnen habe.

Wir aber, wenn du Alles nun gelesen, du und ich, wir wissen besser, wer sie war, die seinen letzten Hauch ihm von den Lippen nahm.

Carsten Curator.



Eigentlich hieß er Carsten Carstens und war der Sohn eines Kleinbürgers, von dem er ein schon vom Großvater erbautes Haus an der Twiete des Hafenplatzes ererbt hatte und außerdem einen Handel mit gestrickten Wollwaaren und solchen Kleidungsstücken, wie deren die Schiffer von den umliegenden Inseln auf ihren Seefahrten zu gebrauchen pflegten. Da er indeß von etwas grübelnder Gemüthsart und ihm, wie manchem Nordfriesen, eine Neigung zur Gedankenarbeit angeboren war, so hatte er sich von jung auf mit allerlei Büchern und Schriftwerk beschäftigt und war allmählich unter seines Gleichen in den Ruf gekommen, daß er ein Mann sei, bei dem man sich in zweifelhaften Fällen sicheren Rath erholen möge. Geriethen, was wohl geschehen konnte, durch seine Leserei ihm die Gedanken auf einen Weg, wo seine Umgebung ihm nicht hätte folgen können, so lud er auch Niemanden dazu ein und erregte folglich dadurch auch Niemandes Mißtrauen. So war er denn der Curator einer Menge von verwittweten Frauen und ledigen Jungfrauen geworden, welche nach der damaligen Gesetzgebung bei allen Rechtsgeschäften noch eines solchen Beistandes bedurften.

Da bei ihm, wenn er die Angelegenheiten Anderer ordnete, nicht der eigene Gewinn, sondern die Theilnahme an

der Arbeit selbst voranstand, so unterschied er sich wesentlich von denen, welche sonst derartige Dinge zu besorgen pflegten; und bald wußten auch die Sterbenden als Vormund ihrer Kinder und die Gerichte als Verwalter ihrer Concurß- und Erbmassen keinen besseren Mann als Carsten Carstens an der Twicte, der jetzt unter dem Namen „Carsten Curator“ als ein unantastbarer Ehrenmann allgemein bekannt war.

Der kleine Handel freilich sank bei so vielen Vertrauensämtern, welche seine Zeit in Anspruch nahmen, zu einer Nebensache herab und lag fast nur in den Händen einer unverheiratheten Schwester, welche mit ihm im elterlichen Hause zurückgeblieben war.

Im Übrigen war Carsten ein Mann von wenig Worten und kurzem Entschluß und, wo er eine niedrige Absicht sich gegenüber fühlte, auch auf eigene Kosten unerbittlich. Als eines Tages ein sogenannter „Ochsengräser“, der seit Jahren eine Fenne Landes, nach derzeitigen Verhältnissen zu billigem Zinse, von ihm in Feuer gehabt hatte, unter Betheuerungen versicherte, daß er für das nächste Jahr bei solchem Preise nicht bestehen könne, und endlich, als er damit kein Gehör fand, sich dennoch zu dem früheren und, da jetzt auch dieses Angebot zurückgewiesen wurde, sogar zu einem höheren Feuerzinse verstand, erklärte Carstens ihm, daß es keinesweges seine Sache sei, Jemanden mit seiner Fenne in unbedachten Schaden zu bringen, und gab hierauf das Landstück zu dem alten Preise an einen Bürger, der ihn früher darum angegangen war.

Und dennoch hatte es einen Zeitraum in seinem Leben gegeben, wo man auch über ihn die Köpfe schüttelte. Nicht als ob er in den ihm anvertrauten Angelegenheiten etwas versehen hätte, sondern weil er in der Leitung seiner eigenen unsicher zu werden schien; aber der Tod, bei einer Gelegenheit, die er öfters wahrnimmt, hatte nach ein paar Jahren

Alles wieder ins Gleiche gebracht. — Es war während der Continentalperre, in der hier sogenannten Blockadezeit, wo die kleine Hafensstadt sich mit dänischen Offizieren und französischem Seewolk und andererseits mit mancher Art fremder Speculanten gefüllt hatte, als einer der letzteren auf dem Boden seines Speichers erhängt gefunden wurde. Daß dies durch eigene Hand geschehen, war nicht anzuzweifeln, denn die Verhältnisse des Todten waren durch rasch folgende Verluste in Ruin gerathen; der einzige Activbestand seines Nachlasses, so wurde gesagt, sei seine Tochter, die hübsche Juliane; aber bis jetzt hätten sich viele Beschauer und noch keine Käufer gefunden.

Schon am anderen Vormittag gelangte von dieser die Bitte an Carstens, sich der Regulirung ihrer Angelegenheiten zu unterziehen; aber er wies das Ansuchen kurz zurück: „Ich will mit den Leuten nichts zu thun haben.“ Als indessen der alte Hafenarbeiter, der dasselbe überbracht hatte, am Nachmittage wieder kam: „Seid nicht so hart, Carstens; es ist ja nur noch das Mädchen da; sie schreit, sie müsse sich ein Leides thun,“ da stand er rasch auf, nahm seinen Stock und folgte dem Boten in das Sterbehäus.

In der Mitte des Zimmers, wohinein ihn dieser führte, stand der offene Sarg mit dem Leichnam; daneben auf einem niedrigen Schemel, mit angezogenen Knien, saß halb angekleidet ein schönes Mädchen. Sie hatte einen schildpattenen Frisirkamm in der Hand und strich sich damit durch ihr schweres goldblondes Haar, das aufgelöst über ihren Rücken herabhing; dabei waren ihre Augen geröthet, und ihre Lippen zuckten von heftigem Weinen; ob aus Rathlosigkeit oder aus Trauer über ihren Vater, mochte schwer entscheidbar sein.

Als Carstens auf sie zuging, stand sie auf und empfing ihn mit Vorwürfen: „Sie wollen mir nicht helfen?“ rief sie;

„und ich verstehe doch nichts von alle dem. Was soll ich machen? Mein Vater hat viel Geld gehabt; aber es wird wohl nichts mehr da sein! Da liegt er nun; wollen Sie, daß ich auch so liegen soll?“

Sie setzte sich wieder auf ihren Schemel, und Carstens sah sie fast staunend an. „Sie sehen ja, Mamsell,“ sagte er dann, „ich bin eben hier, um Ihnen zu helfen; wollen Sie mir die Bücher Ihres Vaters anvertrauen?“

„Bücher? Ich weiß nichts davon; aber ich will suchen.“ Sie ging in ein Nebenzimmer und kam bald wieder mit einem Schlüsselbunde zurück. „Da,“ sagte sie, indem sie es vor Carstens auf den Tisch legte; „Sie sollen ein guter Mann sein; machen Sie, was Sie wollen; ich kümme mich nun um nichts.“

Carstens sah verwundert, wie anmuthig es ihr ließ, da sie diese leichtfertigen Worte sprach; denn ein Aufathmen ging durch ihren ganzen Körper und ein Lächeln wie plötzlicher Sonnenschein über ihr hübsches Angesicht.

Und wie sie es gesagt hatte, so ward es: Carstens arbeitete, und sie kümmerete sich um nichts; wozu sie eigentlich ihre Zeit verbrauchte, konnte er nie erforschen. Aber die frischen rothen Lippen lachten wieder, und der schwarze Traueranzug ward an ihr zum verführerischen Putze. Einmal, da er sie seufzen hörte, fragte er, ob sie Kummer habe; sie möge es ihm sagen. Sie sah ihn mit einem halben Lächeln an: „Ach, Herr Carstens,“ sagte sie und seufzte noch einmal; „es ist so langweilig, daß man in den schwarzen Kleidern gar nicht tanzen darf!“ Dann, wie ein spielustiges Kind, fragte sie ihn, was er meine, ob sie dieselben nicht, mindestens für einen Abend, einmal würde wechseln können; der Vater hab sie immer tanzen lassen, und nun sei er ja auch längstens schon begraben.

Als Carstens demungeachtet es verneinte, ging sie schmolend fort. Sie hatte längst gemerkt, daß sie ihn so für

jeine Sittenstrenge am besten strafen könne; denn während unter seiner Hand die Vermögensverwirrung des Todten sich wenigstens insoweit gelöst hatte, daß Gut und Schuld sich auszugleichen schienen, war er selbst in eine andere Verwirrung hineingerathen: die lachenden Augen der schönen Juliane hatten den vierzigjährigen Mann bethört. Was ihn sonst wohl stutzen gemacht hätte, erschien in dieser Zeit, wo der gleichmäßige Gang des bürgerlichen Lebens ganz zurückgedrängt war, weit weniger bedenklich, und da andererseits das der Arbeit ungewohnte Mädchen einen sicheren Unterschlupf den sie sonst erwartenden Mühseligkeiten vorzog, so kam trotz Schwester Brigittens Kopfschütteln zwischen diesen beiden ungleichen Menschen ein rasch geschlossener Ehebund zu Stande. Die Schwester freilich, die jetzt in der Wirthschaft nur um so unentbehrlicher war, hatte nichts als eine doppelte Arbeitslast dadurch empfangen; den Bruder aber erfüllte der plötzliche Besitz von so viel Jugend und Schönheit, worauf er nach seiner Meinung weder durch seine Person noch durch seine Jahre einen Anspruch hatte, mit einem überströmenden Dankgefühl, das ihn nur zu nachgiebig gegen die Wünsche seines jungen Weibes machte. So geschah es, daß man den sonst so stillen Mann bald auf allen Festlichkeiten finden konnte, mit denen die stadt- und landfremden Offiziere bemüht waren, die Überfülle ihrer müßigen Stunden zu beseitigen; eine Geselligkeit, die nicht nur über seinen Stand und seine Mittel hinausging, sondern in die man ihn auch nur seines Weibes wegen hinein zog, während er selbst dabei eine unbeachtete und unbeholfene Rolle spielte.

Doch Juliane starb im ersten Kindbett. — „Wenn ich erst wieder tanzen kann!“ hatte sie während ihrer Schwangerschaft mehrmals geäußert; aber sie sollte niemals wieder tanzen, und somit war für Carsten die Gefahr beseitigt. Freilich auch zugleich das Glück; denn mochte sie auch kaum

ihm angehört haben, wie sie vielleicht Niemandem angehören konnte, und wie man sie auch schelten mochte, sie war es doch gewesen, die mit dem Licht der Schönheit in sein Werktagssleben hineingeleuchtet hatte; ein fremder Schmetterling, der über seinen Garten hinslog und dem seine Augen noch immer nachstarrten, nachdem er längst schon seinem Blick entschwunden war. Im Übrigen wurde Carstens wieder, und mehr noch, als er es zuvor gewesen, der verständige, ruhig abwägende Mann. Den von der Todten nachgelassenen Knaben, der sich bald als der körperliche und allmählich auch als der geistige Erbe seiner schönen Mutter herausstellte, erzog er mit einer seinem Herzen abgekämpften Strenge; dem gutmüthigen, aber leicht verführbaren Liebling wurde keine verdiente Züchtigung erspart; nur wenn die schönen Kinderaugen, wie es in solchen Fällen stets geschah, mit einer Art rathlosen Entsetzens zu ihm aufblickten, mußte der Vater sich Gewalt thun, um nicht den Knaben gleich wieder mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit in seine Arme zu schließen.

* *

Seit Julianens Tode waren über zwanzig Jahre vergangen. Heinrich — so hatte man nach seines Vaters Vater den Knaben getauft — war in die Schule und aus der Schule in die Kaufmannslehre gekommen; aber in seinem angeborenen Wesen hatte sich nichts Merkliches verändert. Seine Anstelligkeit ließ ihn sich leicht an jedem Platz zurecht finden; aber auch ihm, wie einst seiner Mutter, stand es hübsch, wenn er den Kopf mit den lichtbraunen Locken zurückwarf und lachend seinen Kameraden zurief: „Muß gehen! Wir kümmern uns um nichts!“ Und in der That war dies der einzige Punkt, in dem er gewissenhaft sein Wort zu halten pflegte; er kümmerte sich um nichts oder doch nur um Dinge, um die er besser sich nicht

gefummert hätte. Tante Brigitte weinte oftmals feinetwegen, und auch mit Carsten legte sich Abends in seinem Klobenbette etwas auf das Kissen, was ihm, er wußte nicht wie, den Schlaf verwehrte; und wenn er sich aufrichtete und sich besann, so sah er seinen Knaben vor sich, und ihm war, als sähe er mit Angst ihn größer werden.

Aber Heinrich blieb nicht das einzige Kind des Hauses. — Ein entfernter Verwandter, der mit Carstens durch gegenseitige Anhänglichkeit verbunden war, starb plötzlich mit Hinterlassung eines achtjährigen Mädchens; und da das Kind die Mutter bereits bei seiner Geburt verloren hatte, so wurde nach dem Wunsche des Verstorbenen Carstens nicht nur der Vormund der kleinen Anna, sondern sie kam auch völlig zu Kost und Pflege in sein Haus. Seine Treue gegen den Heimgegangenen aber bewies er insbesondere damit, daß er durch Leistung von Vorschüssen und derzeit nicht gefahrloser Bürgschaft für dessen Tochter derselben einen kleinen Landbesitz erhielt, der später unter verbesserten Zeitläuften zu erhöhtem Werthe veräußert werden konnte.

Anna war einer anderen Mutter nachgeartet als der um ein Jahr ältere Heinrich. Dieser, trotz des besten Willens, brachte es nie zu Stande, so wenig wie sein eigenes, so auch nur der Allernächsten Wohl und Wehe bei seinem Treiben zu bedenken; bei Anna dagegen — wie oft griff Tante Brigitte in die Tasche und gab ihr zur Schadloshaltung einen Dreiling und einen derben Schmaß dazu: „Du dumme Trine, hast dich denn richtig wieder selbst vergessen!“ Zu ihrem Bruder aber, wenn sie ihn erwischen konnte, sprach sie dann wohl: „Der Better Martin hat's doch gut mit uns gemeint; er hat uns seinen Segen nachgelassen!“

Bei aller Herzensgüte war das Wesen des Mädchens doch von einer frohen Sicherheit, und wenn Carstens auf seine mitunter ängstliche Erkundigung nach Heinrich von Brigitte die Antwort erhielt: „Er ist bei Anna; sie näht ihm

Segel zu seinen Schiffen," oder: „Sie hat ihn sich geholt; er muß ihr die Kirschbaumneze flicken helfen," dann nickte er und setzte sich beruhigt an seine Arbeit. — — Zur Zeit, wo wir diese Erzählung weiter führen, an einem Spätsommervormittage, war das Mädchen eben mündig geworden und stand, eine voll ausgewachsene blonde Jungfrau, mit ihrem grauhaarigen Vormunde auf dem Rathhause vor dem Bürgermeister, um die in Folge dessen nöthigen Handlungen zu vollziehen.

„Ohm," hatte sie vor dem Eintritt in das Gerichtszimmer gesagt; „ich fürcht mich.“

— „Du, Kind? Das ist nicht deine Art.“

„Ja, Ohm; aber auf Herrendiele!“

Der alte hagere Mann, der dort ganz zu Hause war, hatte lächelnd auf das frische Mädchenantlitz geblickt, das mit heißen Wangen zu ihm auf sah, und dann die Thür des Gerichtszimmers aufgedrückt.

Aber der Bürgermeister war ein alter jovialer Herr. „Mein liebes Kind," sagte er, mit Wohlgefallen sie betrachtend, „Sie wissen doch, daß Sie noch einmal wieder unmündig werden müssen; freilich nur, wenn Sie sich den goldenen Ring an den Finger stecken lassen! Mög dann Ihr Leben in ebenso getreue Hand kommen!“

Er warf einen herzlichen Blick zu Carstens hinüber. Dem Mädchen aber, obgleich ein leichtes Roth ihr hübsches Antlitz überflog, war bei diesem Lobe ihres Vormundes alle Befangenheit vergangen. Ruhig ließ sie sich den Bestand ihres Vermögens vorlegen und sah, wie man es von ihr verlangte, Alles sorgfältig und verständig durch; dann aber sagte sie fast beklommen: „Achttausend Thaler! Nein, Ohm, das geht nicht.“

— „Was geht nicht, Kind?" fragte Carstens.

„Das da, Ohm, das mit den vielen Thalern" — und sie richtete sich in ihrer ganzen jugendlichen Gestalt vor ihm

auf — „was soll ich damit machen? Ihr habt mich das nicht lernen lassen; nein, Herr Bürgermeister, verzeiht, ich kann heute noch nicht mündig werden.“

Da lachten die beiden Alten und meinten, das hülfte ihr nun nichts; mündig sei sie und mündig müsse sie für jetzt auch bleiben. Aber Carstens sagte: „Sei ruhig, Anna; ich werde dein Curator; bitte nur den Herrn Bürgermeister, daß er mich dazu bestelle.“

— „Curator, Ohm? Ich weiß wohl, daß die Leute Euch so heißen.“

„Ja, Kind; aber diesmal ist es so: Du behältst mein und meiner alten Schwester Leib und Seele in deiner Obhut, und ich helfe dir wie bisher die bösen Thaler tragen; so wird's wohl richtig sein.“

„Amen,“ sagte der alte Bürgermeister; dann wurde die Quittung über richtige Verwaltung des Vermögens von Anna durch ihre saubere Namensunterschrift vollzogen.

Während sie und Carsten sich hierauf beurlaubten, hatte der Bürgermeister, wie von Geschäften aufathmend, einen Blick auf die Straße hinaus gethan.

„O weh!“ rief er; „Herr Makler Jaspers! Was mag der Stadtunheilsträger mir wieder aufzutischen haben!“

Carsten lächelte und faßte unwillkürlich die Hand seiner Pfllegetochter.

Als die Beiden draußen die breite Treppe ins Unterhaus hinabzusteigen begannen, stieg ein kleiner ältlicher Mann in einem braunen abgeschliffenen Rock dieselbe in die Höhe. Auf dem Treppenabsatz angelangt, stützte er sich keuchend auf sein schwankes Stöckchen und starrte aus kleinen grauen Augen zu den Herabsteigenden hinauf, indem er ein paar Mal seinen hohen Cylinderhut über einer fuchsfigen Perrücke lüftete.

Carsten wollte mit einem kurzen „Guten Tag“ vorbeipassiren; aber der Andere streckte seinen Stock vor den Bei-

den aus. „Oho, Freundchen!“ — und es war eine wirkliche Altweiberstimme, die aus dem kleinen faltigen Gesicht herauskrähte. — „So kommt Ihr mir nicht durch!“

„Der Bürgermeister wartet schon auf Euch,“ sagte Carsten und schob den Stock zur Seite.

„Der Bürgermeister?“ Herr Jaspers lachte ganz vergnüglich. „Laßt ihn warten! Dieses Mal war's auf Euch abgesehen, Freundchen; ich wußte, daß Ihr hier herum zu haben waret.“

„Auf mich, Jaspers?“ wiederholte Carstens, und aus seiner Stimme klang eine Unsicherheit, die ihm sonst nicht eigen war. Wie schon seit lange bei allem Unerwarteten, das ihm angekündigt wurde, war der Gedanke an seinen Heinrich ihm durch den Kopf gefahren. Derselbe stand seit Kurzem bei einem hiesigen Senator im Geschäft; aber der strenge alte Herr, mit dem Carstens selbst einst bei dessen Vater in der Kaufmannslehre gewesen war, hatte sich bis jetzt zufrieden gezeigt und nur einmal ein scharfes Wort über den jungen Menschen fallen lassen. Erst gestern, am Sonntag, war Heinrich von einer Geschäftsreise für seinen Principal zurückgekehrt. Nein, nein; von Heinrich konnte Herr Jaspers nichts zu erzählen haben.

Dieser hatte indeß mit offenem Munde zu dem weit größeren Carstens aufgeblickt und voll augenscheinlichen Behagens dessen wechselnden Gesichtsausdruck beobachtet. „He, Freundchen!“ rief er jetzt, und es klang eine einladende Munterkeit aus seiner Stimme. „Ihr wißt ja, 's kann immer noch schlimmer kommen; und wenn der Kopf auch weggeht, es bleibt doch immer noch ein Stummel sitzen.“

„Was wollt Ihr von mir, Jaspers?“ sagte Carstens düster. „Thut's nur hier gleich von Euch, so seid Ihr die Last ja los.“

Doch Herr Jaspers zog ihn am Rockschöß zu sich herab. „Das sind nicht Dinge, von denen man hier im Rathhaus

spricht.“ Dann sich zu dem Mädchen wendend, setzte er hinzu: „Die Mamsell Anna findet wohl allein den Weg nach Hause.“

Und mit seiner haspeligen Hand, die immer noch etwas zu greifen schien, noch einmal den Cylinder lüftend, stapfte er geschäftig die Treppe wieder hinab.

Als sie aus dem Hause getreten waren, wies er mit seinem Stöckchen nach einer Nebengasse, an deren Ecke seine Wohnung lag. Anna blickte fragend ihren Vormund an; der aber winkte ihr schweigend mit der Hand und folgte wie unter lähmendem Bann dem „Stadtunheilsträger“, der jetzt an seiner Seite eifrig die Straße hinauffstrebte.

* *

*

In dem kleinen Hofe hinter dem Hause an der Dwierte stand außer dem Kirschbaum, für den die Kinder einst die Netze flichten, an der Längsseite eines schmalen Bleichplätzchens ein mächtiger Birnenbaum, der die Freude der Nachbarfinder und zugleich eine Art Familienheiligthum war; denn der Großvater des jetzigen Besitzers hatte ihn gepflanzt, der Vater selbst in seiner Lehrzeit ihn aus den in der Stadt beliebtesten Sorten mit drei verschiedenen Reifern gepfropft, die jetzt, zu viel verzweigten Ästen aufgewachsen, je nach der ihnen eigenen Zeit eine Fülle saftiger Früchte reiften. Was davon mit der Brunnenstange zu erreichen war, das pflegte freilich nicht ins Haus zu kommen; sonst hätten die Kinder bei Jungfer Anna nicht so freien Anlauf haben müssen. So aber, wenn von den nach Westen anliegenden Höfen aus die Nachbarn ein herzliches Mädchenlachen hörten, wußten sie auch schon, daß Anna an dem Baum zu Gange war, und daß die junge Brut sich auf dem Rasen um die herabgeschlagenen Früchte balgte.

Auch jetzt, als sie vom Rathhaus kommend ins Haus

treten wollte, hatte Anna ein solches Nachbarspummelchen sich aufgefackt. Im Pefel, einem kühlen mit Fliesen ausgelegten Raume hinter dem Hausflur, legte sie Hut und Tuch ab und trat dann, das Kind rittlings vor sich auf den Armen haltend, durch die von hier nach dem Hofe führende Thür in den Schatten des mächtigen Baumes.

„Siehst du, Levke,“ sagte sie, „da oben liegt die Katz; die möchte auch die schöne gelbe Birne haben! Aber wart nur, ich will die Stange holen.“

Als sie sich aber hierauf dem hinter der Hofthür des Hauses befindlichen Brunnen zuwandte, stieß sie einen Schrei aus und ließ das Kind fast hart zu Boden fallen. Auf der vermorschten Holzeinfassung, deren Erneuerung nur durch einen Zufall verzögert war, saß ihr Jugendgenosse, ihr Kindsspiel, die Füße über der Tiefe hängend, den Kopf wie schon zum Sturze vorgebeugt.

Im selben Augenblicke aber war sie auch schon dort, hatte von hinten mit beiden Armen ihn umschlungen und zog ihn rückwärts, daß die morschen Bretter krachend unter ihm zusammenbrachen. Sie war in die Kniee gesunken, während der blasse, fast weiblich hübsche Kopf des jungen Menschen noch an ihrer Brust ruhte.

Dieser rührte sich nicht; es war, als wenn er sich Allem, was ihm geschähe, willenlos überlassen habe. Auch als das Mädchen endlich aufsprang, blieb er, ohne sie anzusehen, mit aufgestütztem Kopfe zwischen den Brettertrümmern liegen. Sie aber sah ihn fast zornig an, indem ein paar Thränen in ihre blauen Augen sprangen. „Was fehlt dir, Heinrich? Warum hast du mich so erschreckt? Weshalb bist du nicht auf deinem Comptor beim Senator?“

Da strich er sich das seidenweiche Haar aus der Stirn und sah sie müde an. „Zum Senator geh ich nicht wieder,“ sagte er.

„Nicht wieder zum Senator?“

„Nein; denn ich habe nur noch zwei Wege; entweder hier in den Brunnen oder zum Büttel ins Gefängniß.“

„Was sprichst du für dummes Zeug! Steh auf, Heinrich! Bist du toll geworden?“

Er stand gehorsam auf und ließ sich von ihr nach der kleinen Bank unter dem Birnbaum führen. — Aber da war noch das Kind, das mit verwunderten Augen dem Allen zugehört hatte. „Armes Ding,“ sagte Anna, „hast noch immer keine Birne! Da, kauf dir heute einen Dreilingskuchen!“

Und als das Kind mit der geschenkten Münze davon-
gelaufen war, stand das Mädchen wieder vor dem jungen
Menschen.

„Nun sprich!“ sagte sie, während sie sich den dicken
blonden Zopf wieder aufsteckte, der ihr vorhin in den Nacken
gestürzt war. „Sprich rasch, bevor dein Vater wieder da ist!“

Mit fliegendem Athem harrete sie einer Antwort; aber
er schwieg und sah zur Erde.

„Du kamst am Sonnabend von Flensburg!“ sagte sie
dann. „Du hattest Geld für den Senator einzucassiren!“

Er nickte, ohne aufzublicken.

„Sag's nur! Ich kann's schon denken — du bist ein-
mal wieder leichtsinnig gewesen; du hast das Geld umher-
liegen lassen, im Gastzimmer oder sonst wo! Und nun ist's
fort!“

„Ja, es ist fort,“ sagte er.

„Aber vielleicht ist es noch wieder zu bekommen! Warum
sprichst du nicht? So erzähl doch!“

„Nein, Anna — es ist nicht so verloren, wie du es
meinst. Wir waren lustig; es wurde gespielt —“

„Verspielt, Heinrich? verspielt?“ Die Thränen stürzten
ihr aus den Augen, und sie warf sich an seine Brust, mit
beiden Armen seinen Hals umschlingend.

Oben in der Krone des Baumes rauschte ein leiser Wind

in den Blättern; sonst war nichts hörbar als dann und wann ein tiefes Schluchzen des Mädchens, in der alle kurz zuvor entwickelte Thätigkeit gebrochen schien.

Aber der junge Mensch selbst suchte sie jetzt mit sanfter Abwehr zu entfernen; die schöne Last, die das Mitleid ihm an die Brust geworfen hatte, schien ihn zu erdrücken. „Weine nicht so,“ sagte er; „ich kann das nicht ertragen.“

Es hätte dieser Mahnung nicht bedurft; Anna war schon von selber aufgeprungen und suchte eilig ihre Thränen abzutrocknen. „Heinrich,“ rief sie, „es ist schrecklich, daß du es gethan hast; aber ich habe Geld, ich helfe dir!“

„Du, Anna?“

„Ja, ich! Ich bin ja mündig geworden. Sag nur, wie viel du dem Senator abzuliefern hast.“

„Es ist viel,“ sagte er zögernd.

„Wie viel denn? Sprich nur rasch!“

Er nannte eine nicht eben kleine Summe.

„Nicht mehr? Gott sei Dank! Aber“ — und sie stockte, als sei ein neues Hinderniß ihr aufgestiegen — „du hättest heute auf deinem Comptor sein sollen. Wenn er fragt, was willst du dem Senator sagen?“

Heinrich schüttelte sich die weichen Locken von der Stirn, und schon flog wieder der alte Ausdruck sorglosen Leichtsinns über sein Gesicht. „Dem Senator, Anna? O, der wird nicht fragen; und wenn auch, das laß meine Sorge sein.“

Sie blickte ihn ernsthaft an. „Siehst du; nun müssen wir auch schon lügen!“

„Nur ich, Anna; und ich versprech es dir, nicht mehr, als nöthig ist. Und das Geld —“

„Ja, das Geld!“

„Ich verzins es dir, ich stelle dir einen Schuldschein aus; du sollst keinen Schaden bei mir leiden.“

„Sprich nicht wieder so dummes Zeug, Heinrich. Bleib

hier im Garten; wenn dein Vater kommt, werd ich ihn um die Summe bitten.“

Er wollte etwas erwidern; aber sie war schon ins Haus zurückgegangen. Behutsam schlich sie an der Küche vorüber, wo heute Tante Brigitte für sie am Herd hantirte, und dann hinauf in ihre Kammer, um sich zunächst die verweinten Augen klar zu waschen.

* *
 *

Nicht viel jüngeren Datums als der alte Birnbaum waren Einrichtung und Geräth des schmalen Wohnzimmers, das mit seinen Ausbaufenstern nach dem Hafenplaz hinauslag. In dem Ofenbette, dort in der Tiefe desselben, dessen Glashüren über Tag geschlossen waren, hatten schon die Eltern des Hausherrn sich zum nächtlichen und nach einander auch zum ewigen Schlasse hingelegt; schon derzeit, wie noch heute, stand in der Westecke des Ausbaues der lederbezogene Lehnstuhl, in dem nach beendigtem Einkauf die alten Capitäne vor dem ihnen gegenüberstehenden Hausherrn ihr Gespinnste abzuwickeln pflegten. Die Sachen waren dieselben geblieben; nur den Menschen hatten sich unmerklich andere untergeschoben; und während einst dem weiland Vater Carstens derlei Berichte aus fremden Welten nur einen Stoff zum behaglichen Weitererzählen geliefert hatten, regten sie in dem Sohne oft eine Kette von Gedanken an, für deren Verarbeitung er nur auf sich selber angewiesen war.

Auch der Tisch, der zwischen einem Stuhle und dem Lederjessel unter den Ausbaufenstern stand, hatte seinen alten Plaz behauptet; nur waren die ausländischen Muscheln, welche jetzt auf demselben als Papierbeschwerer für allerlei Schriftwerk dienten, früher eine Bierde der seitwärts stehenden Schatulle gewesen; statt dessen hatte auf dieser der

jetzige Besitzer ein kleines Regal errichten lassen, auf welchem außer einzelnen mathematischen Werken und den Chroniken von Stadt und Umgegend auch Bücher, wie Lessings „Nathan“ und Hippels „Lebensläufe in auf- und absteigender Linie“, zu finden waren.

Ein Canapee war nicht ins Zimmer gekommen; es wäre auch kein Platz dazu gewesen. Andererseits aber fehlte es nicht an einem ziemlich stattlichen Ahnenbilde, in dessen Anschauung der kleinbürgerliche Mann, wenn auch nicht in der französischen Formulirung „noblesse oblige“, in schweren Stunden sein wankendes Gemüth zu stärken pflegte.

Es war dies freilich kein farbenbrennendes Ölbild, sondern ganz im Gegentheil nur eine mächtig große Silhouette, welche, in braun untermalten Glasleisten eingerahmt, an der westlichen Wand zunächst dem Ausbaue hing, so daß der Hausherr von seinem Arbeitstische aus die Augen darauf ruhen lassen konnte. Sein Vater, von dem freilich nicht viel mehr zu sagen ist, als daß er ein einfacher und sittenstrenger Mann gewesen, hatte es bald nach dem Tode seiner Ehefrau von einem durchreisenden Künstler anfertigen lassen; so zwar, daß es einen Abendspaziergang der nun halb verwaisten Familie darstellte. Voran ging der Vater selbst, wie jetzt der Sohn, eine hagere Gestalt, im Dreispitz und langem Rockeloc, eine gebückte alte Frau, die Mutter der Verstorbenen, am Arme führend; dann kam ein hoher Baum von unbestimmter Gattung, sonst aber augenscheinlich auf den Spätherbst deutend; denn seine Äste waren fast entlaubt, und unter dem Glase der Schilderei klebten hier und dort kleine schwarze Fetzchen, die man mit einiger Phantasie als herabgewehrte Blätter erkennen mochte. Dahinter folgte ein etwa vierjähriger Junge, gar munter mit geschwungener Peitsche auf einem Steckenpferde reitend; den Beschluß machten ein stakig aufgeschossenes Mädchen und ein anderer etwa zehnjähriger Knabe mit einer tellerrunden

Müße, welche Beiden, wie es schien, in bewundernder Betrachtung des munteren Steckenreiters, keinen Blick für die Anmuth der Abendlandschaft übrig hatten. Und doch war hierzu just die rechte Stunde und solches auch in dem Bilde sinnig ausgeführt; denn während im Vordergrund Baum und Menschen aus tiefschwarzem Papier geschnitten waren, zogen sich dahinter, abendliche Ferne andeutend, die Linien einer sanft gehobenen Ebene, aus dunklem und dann aus lichtgrauem Löschpapier gebildet. Das Übrige aber hatte die Malerei vollendet; hinter der letzten Ferne ergoß sich durch den ganzen Horizont ein mild leuchtendes Abendroth, das die Schatten der sämtlichen Spaziergänger nur um so schärfer hervortreten ließ; darüber in braundioletter Dämmerung kam dann die Nacht herab.

Das lustige Reiterlein war bald nach Anfertigung des Bildes von den schwarzen Blättern hingerafft, und nur sein Steckenpferdchen hatte noch lange in dem Gehäuse der Wanduhr gestanden, die dem Bilde gegenüber noch jetzt wie damals mit gleichmäßigem Ticktack die fliegende Zeit zu messen suchte. Von den fünf Abendspaziergängern lebten nur noch die beiden älteren Geschwister, wie damals unter demselben Dache und, selbst während der kurzen Ehe des Bruders, ungetrennt. Manchmal, in stiller Abendstunde oder wenn ein Leid sie überfiel, hatten sie — sie wußten selbst kaum wie — sich vor dem Bilde Hand in Hand gefunden und sich der Eltern Thun und Wesen aus der Erinnerung wachgerufen. „Da sind wir Übrigen denn noch beisammen,“ hatte der Vater gesagt, als er das Bild an demselben Stifte an die Wand hing, der es auch noch heute trug; „eure Mutter ist nicht mehr da, dafür ist nun das Abendroth am Himmel“; und dann nach einer Weile, nachdem er den Kindern sein Antlitz abgewendet und einige starke Hammerschläge auf den Stift gethan: „Auch von den Todten bleibt auf Erden noch ein Schein zurück; und die Nachgelassenen sol-

len nicht vergessen, daß sie in seinem Lichte stehen, damit sie sich Hände und Antlitz rein erhalten."

Tante Brigitte, die als alte Jungfer von etwas seufzender Gemüthsart war und es liebte, mit völliger Uneigennützigkeit Lustschlösser in die Vergangenheit hinainzubauen, pflegte nach solchen Erinnerungen, auf den Schatten des kleinen Steckenreiters deutend, wohl hinzuzusetzen:

"Ja, Carsten, wenn nur unser Bruder Peter noch am Leben wäre! Meinst du nicht auch, daß er von uns Dreien doch der Klügste war?" Und das Gespräch der Geschwister mochte dann etwa folgenden Verlauf nehmen.

"Wie meinst du das, Brigitte?" entgegnete der Bruder. "Er starb ja schon in seinem fünften Jahre."

"Freilich starb er leiderdessen, Carsten; aber du weißt doch, wie unsere große gelbbunte Henne immer ihre Eier hinter dem Aichberg weglegte! Er war erst vier Jahre alt, aber er war schon klüger als die Henne; er ließ sie erst ihre Eier legen, und dann eines schönen Morgens brachte er sein ganzes Schürzchen voll mir in die Küche. Ach, Carsten, des Senators Vater hatte ja zu ihm Gevatter gestanden; er würde gewiß auf die lateinische Schule gekommen sein und nicht wie du bloß beim Rechenmeister."

Und der lebende Bruder ließ sich eine solche Bevorzugung des früh Verstorbenen allzeit gern gefallen. — —

Das Zimmer mit seinem alten Geräthe und seinen alten Erinnerungen war noch immer leer, obgleich nur die vor dem Hause stehende Lindenreihe die Strahlen der schon hoch gestiegenen Mittagssonne abhielt. Der weiße Seefand, womit Anna vor ihrem Gange nach dem Rathhause die Dielen bestreut hatte, zeigte noch fast keine Fußspur, und die alte Wanduhr tickte in der Einsamkeit so laut, als wolle sie ihren Herrn an die gewohnte Arbeit rufen. Da endlich schellte die Hausthürglocke, und Anna, die oben harrend in ihrer Kammer saß, hörte den Schritt ihres Pflegevaters,

der gleich darauf unten in dem Wohnzimmer verschwand. Noch eine kleine Weile, dann richtete sie sich zu raschem Entschluß auf, drückte noch ein paar Mal mit einem feuchten Tuch auf ihre Augen und ging ins Unterhaus hinab.

Als sie das Wohnzimmer betrat, sah sie ihren Pfleger vater noch mit Hut und Stock in der Hand stehen, fast als müsse er sich erst besinnen, was er in seinen eigenen Wänden jetzt beginnen solle. Eine Furcht befiel das Mädchen; es kam ihr vor, als sei er auf einmal unsäglich alt geworden. Gern wäre sie unbemerkt wieder fortgeschlichen; aber sie hatte ja keine Zeit zu verlieren.

„Ohm!“ sagte sie leise.

Der Ton ihrer Stimme machte ihn fast zusammenschrecken; als er aber das Mädchen vor sich stehen sah, trat ein freundliches Licht in seine Augen. „Was willst du von mir, mein Kind?“ sagte er milde.

„Ohm!“ — nur zögernd brachte sie es heraus. „Ich bin doch mündig; ich möchte etwas von meinem Vermögen haben; ich brauche es ganz nothwendig.“

„Jetzt schon, Anna? Das geht ja schnell.“

„Nicht viel, Ohm; das heißt, ich habe ja noch so viel mehr; nur etwa hundert Thaler!“

Sie schwieg; und der alte Mann sah eine Weile stumm auf sie herab. „Und wozu wolltest du das viele Geld gebrauchen?“ fragte er dann.

Ein flehender Blick traf ihn aus ihren Augen; sie murmelte etwas, das er nicht verstand.

Er faßte ihre Hand. „So sag es doch nur laut, mein Kind!“

„Ich wollte es nicht für mich,“ erwiderte sie zögernd.

„Nicht für dich, für wen denn anders?“

Sie hob wie ein bittendes Kind beide Hände gegen ihn auf. „Laß mich's nicht sagen, Ohm! O, ich muß, ich muß es aber haben!“

„Und nicht für dich, Anna?“ — Wie in plötzlichem Verständniß ließ er die Augen auf ihr ruhen. „Wenn du es für Heinrich wolltest, — da sind wir beide schon zu spät gekommen.“

„O nein, Ohm! o nein!“ Und sie schlang ihre Arme um den Hals des alten Mannes.

„Doch, Kind! Was meinst du, daß Herr Zaspers mir anders zu erzählen hatte? Schon gestern war der Senator von Allem unterrichtet.“

„Aber wenn doch Heinrich ihm das Geld nun bringt?“

„Ich habe es ihm selber bringen wollen; aber er wollte weder mein Geld noch meinen Sohn. Und was das Letzte anbelangt, — ich konnte nichts dawider sagen.“

„Ach, Ohm, was wird mit ihm geschehen?“

„Mit ihm, Anna? Er wird mit Schande das ehrenwerthe Haus verlassen.“

Als sie erschreckt das reine Antlitz zu dem ihres Pflegevaters emporhob, blickte ihr daraus ein Gram entgegen, wie sie ihn nie in einem Menschenangesichte noch gesehen hatte. „Ohm, Ohm!“ rief sie. „Was aber habt denn Ihr verbrochen?“ Und aus den jungfräulichen Augen brach ein so mütterliches Erbarmen, daß der alte Mann den grauen Kopf auf ihren Nacken senkte.

Dann aber, sich wieder aufrichtend und die Hand auf ihren blonden Scheitel legend, sprach er ruhig: „Ich, Anna, bin sein Vater. Geh nun und rufe mir meinen Sohn!“

* *

Auch dieser Tag verging. Nach dem schweren Vormittag eine Mittags- und später ebenso eine Abendmahlzeit, bei der die Speisen, fast wie sie aufgetragen, wieder abgetragen wurden; dazwischen ein nicht enden wollender Nachmittag, während dessen Heinrich, durch den überlegenen Willen des

Waters gezwungen, noch einmal zum Senator mußte und von dem entlassen wurde. — Auch dieser Tag war endlich nun vergangen und die Nacht gekommen. Nur der Hausherr wanderte noch unten im Zimmer auf und ab; mitunter blieb er vor dem Bilde mit den Familienschatten stehen, bald aber strich er mit der Hand über die Stirn und setzte sein unruhiges Wandern fort. Daß Anna in raschem jugendlichem Entschlusse ebenfalls bei dem Senator gewesen war, davon hatte er ebenso wenig etwas erfahren, als daß dieser ihr gegenüber nur kaum, aber schließlich dennoch seine Unerbittlichkeit behauptet hatte.

Die kleine Schirmlampe, welche auf dem Arbeitstische brannte, beleuchtete zwei Briefe, der eine nach Kiel, der andere nach Hamburg adressirt; denn für Heinrich mußten auswärts neue Wege aufgesucht werden.

Carsten war ans Fenster getreten und blickte in die mondhelle Nacht hinaus; es war so still, daß er weit unten das Rinnenwasser in den Hafen strömen hörte, mitunter ein mattes Flattern in den Wimpeln der Halligschiffe. Jenseits des Hafens zog sich der Seedeich wie eine schimmernde Nebelbank; wie oft an der Hand seines Waters war er als Knabe dort hinaus gewandert, um ihre derzeit erworbene Fenne zu besichtigen!

Carsten wandte sich langsam um; dort lagen die beiden Briefe auf seinem Arbeitstische; er hatte ja jetzt selber einen Sohn.

In der Tiefe des Zimmers waren die Glastüren des Ofovens, wie jeden Abend, von Anna offen gestellt, und die abgedeckten Kissen des darin stehenden Bettes schienen den an gute Bürgerzeit Gewöhnten einzuladen, dem überlangen Tag ein Ende zu machen. Er nahm auch seine große silberne Taschenuhr aus dem Gehäuse und zog sie auf. „Mitternacht!“ sagte er, indem er in den Ofen trat. Als er aber, wie er zu thun pflegte, die Uhr am Bettpfosten auf-

hängen wollte, hatte die stählerne Kette sich in einen goldenen Ring verhäkelt, den er am kleinen Finger trug, daß dieser herabgerissen wurde und klirrend auf dem Boden fortrollte. Mit fast jugendlicher Raschheit bückte sich der alte Mann danach, und als der Ring wieder in seiner Hand war, trat er in das Zimmer zurück und hielt ihn sorgsam unter den Schirm der Lampe. Seine Augen schienen nicht los zu können von dem Weibernamen, der auf der inneren Seite eingegraben war; aber aus seinem Munde brach ein Stöhnen, wie um Erlösung flehend.

Da hörte er auf dem Flur die Stiegen der Treppe krachen. Er machte eine hastige Bewegung, als wolle er den Ring an den Finger stecken, als eine Hand sich sanft auf seinen Arm legte. „Bruder Carsten,“ sagte seine alte Schwester, die in ihrem Nachtgewande zu ihm eingetreten war, „ich hörte dich hier unten wandern; willst du noch nicht zur Ruhe gehen?“

Er sah ihr wie erwägend in die Augen. „Es giebt Gedanken, Brigitte, die uns keine Ruhe gönnen, die immer wieder ins Gehirn steigen, weil sie nie herausgelassen werden.“

Die alte Jungfrau blickte ihren Bruder völlig rathlos an. „Ach, Carsten,“ sagte sie, „ich bin eine alte einfältige Person! Wäre unser Bruder Peter nur am Leben geblieben; vielleicht wäre er jetzt unser Pastor und hätte unseren Heinrich getauft und confirmirt; der hätte gewiß auch heute Rath gewußt.“

„Vielleicht, Brigitte,“ erwiderte der Bruder sanft; „vielleicht auch hätten wir uns nicht so ganz verstanden; du aber lebst und bist meine alte treue Schwester.“

„Ja, ja, Carsten, leider Gottes! Wir Beide sind allein noch übrig.“

Er hatte ihre Hand gefaßt. „Brigitte,“ sagte er hastig, „sahst du, wie blaß der Junge heute Abend war, als er in seine Kammer hinaufging? Noch nimmer hat er seiner

Mutter so geglichen; so sah Juliane in ihren letzten Tagen aus, als schon der Tod die irdischen Gedanken von ihr genommen hatte.“

„Sprich nicht von ihr, Bruder; das thut dir jetzt nicht gut; sie ruht ja längst.“

„Längst, Brigitte; — aber nicht hier, hier nicht!“ Und er drückte die Hand, in der er noch den Ring umschlossen hielt, an seine Brust. „Es kommt mir Alles immer wieder; am letzten Ostersonntag waren es gerade dreiundzwanzig Jahre!“

„Am letzten Ostersonntage? Ja, ja, Bruder, ich weiß es nun wohl; ihr waret dazumal beide, wo ihr nimmer hättet sein sollen.“

„Schilt jetzt nicht, Schwester,“ sagte Carsten; „du selber konntest nicht die Augen von ihr wenden, als du ihr damals die blaue Schärpe umgeknüpft hattest. Ich weiß jetzt wohl, daß sie nicht für mich ihr schönes Haar aufsteckte und die Atlaschuhe über ihre kleinen Füße zog; ich gehörte nicht in diese Gesellschaft vornehmer und ausgelassener Leute, wo sich Niemand um mich kümmerte, am wenigsten mein eigenes Weib.“

„Nein, nein!“ rief er, da die Schwester ihn unterbrechen wollte, „laß mich es endlich einmal sagen! — Siehst du, ich wollte zwar auch meinen Platz ausfüllen, ich tanzte ein paar Mal mit meiner Frau; aber sie wurde mir immer von den Offizieren fortgeholt. Und wie anders tanzte sie mit diesen Menschen! Ihre Augen leuchteten vor Lust; sie ging von Hand zu Hand; ich fürchtete, sie würden mir mein Weib zu Tode tanzen. Sie aber konnte nicht genug bekommen und lachte nur dazu, wenn ich sie bat, daß sie sich schonen möchte. Ich ertrug das nicht länger und konnt es doch nicht ändern; darum setzte ich mich in die Nebentube, wo die alten Herren an ihrem V'Gombre saßen, und nagte an meinen Nägeln und an meinen eigenen Gedanken.“

„Du weißt, Brigitte, der französische Capercapitän, den die Anderen den ‚schönen Teufel‘ nannten — wenn ich je zuweilen in den Saal hinguckte, immer war sie mit ihm am Tanzen. Als es gegen drei Uhr und der Saal schon halb geleert war, stand sie neben ihm am Schenktisch, Beide mit einem vollen Glas Champagner in der Hand. Ich sah, wie sie rasch athmete, und wie seine Worte, die ich nicht verstehen konnte, einmal über das andere ein fliegendes Roth über ihr blasses Gesicht jagten; sie selber sagte nichts, sie stand nur stumm vor ihm; aber als Beide jetzt das Glas an ihre Lippen hoben, sah ich, wie ihre Augen in einander gingen. — Ich sah das Alles wie ein Bild, als sei es hundert Meilen von mir; dann aber plötzlich überfiel es mich, daß jenes schöne Weib dort mir gehöre, daß sie mein Weib sei; und dann trat ich zu ihnen und zwang sie, mit mir nach Hause zu gehen.“

Carsten stockte, als habe er die Grenze seiner Erzählung erreicht; seine Brust hob sich mühsam, sein hageres Gesicht war geröthet. Aber er war noch nicht zu Ende; nur blickte er nicht wie vorhin zur Schwester hinab, er sprach über ihren Kopf weg in die leere Luft.

„Und als wir dann in unserer Kammer waren, als sie mir keinen Blick gönnte, sondern wie zornig Gürtel und Nieder von sich warf, und als sie dann mit einem Ruck den Kamm aus ihren Haaren riß, daß es wie eine goldene Fluth über ihre Hüften stürzte — es ist nicht immer, wie es sein sollte, Schwester — denn was mich hätte von ihr stoßen sollen, — ich glaub fast, daß es mich nur mehr be-
thörte.“

Die Schwester legte sanft die Hand auf seinen Arm. „Laß das Gespenst in seiner Gruft, Bruder; laß sie, sie gehörte nicht zu uns.“

Er achtete nicht darauf. „So“ — sprach er weiter — „hatte ich nimmer sie gesehen; nicht in unserer kurzen Ehe

und auch im Brautstande nicht. Aber es war nicht die Schönheit, die unser Herrgott ihr gegeben hatte, es war die böse Lust, die sie so schön machte, die noch in ihren Augen spielte. — Und so wie an jenem Abend und in jener Nacht war es noch viele Male, viele Wochen und Monate, bis nur ein halbes Jahr vor ihrem Tode übrig war; — als alle diese Fremden unsere Stadt verließen.“

„Bruder Carsten,“ sagte Brigitte wieder, „hast du nicht neues Leid genug? Wenn du schwach warst gegen dein Weib, weil du sie lieber hattest, als dir gut war — es ist schon bald ein Menschenleben darüber hin; was quälst du dich noch jetzt damit!“

„Setz, Brigitte? Ja, warum sprech ich denn dies Alles jetzt zu dir? — War sie mein Eheweib in jener Zeit, wo ihre Sinne von leichtfertigen Gedanken taumelten, die nichts mit mir gemein hatten? — Und doch — aus dieser Ehe wurde jener arme Junge dort geboren. Meinst du“ — und er bückte sich hinab zum Ohr der Schwester — „daß die Stunde gleich sei, in der unter des allweisen Gottes Zulassung ein Menschenleben aus dem Nichts hervorgeht? — Ich sage dir, ein jeder Mensch bringt sein Leben fertig mit sich auf die Welt; und Alle, in die Jahrhunderte hinauf, die nur einen Tropfen zu seinem Blute gaben, haben ihren Theil daran.“

Draußen vom Kirchturm schlug es ein. „Stell es dem lieben Gott anheim, Bruder,“ sagte Brigitte; „ich versteh das nicht, was aus deinen Büchern dir im Kopf herumgeht; ich weiß nur, daß der Junge, leider Gottes, nach der Mutter eingeschlagen ist.“

Carsten fühlte wohl, daß er eigentlich nur mit sich selbst gesprochen habe und daß er nach wie vor mit sich allein sei. „Geh schlafen, meine gute alte Schwester,“ sagte er und drängte sie sanft auf den Flur hinaus; „ich will es auch versuchen.“

Auf der untersten Treppentreppe, wo Brigitte es zuvor gelassen hatte, brannte ein Licht mit langer Schnuppe. Sie blickte noch einmal mit festgeschlossenen Lippen und gefalteten Händen den Bruder an; dann nickte sie ihm zu und ging mit dem Lichte in das Oberhaus hinauf.

Aber Carsten dachte nicht an Schlaf; nur allein hatte er wieder sein wollen. Noch einmal nahm er den kleinen Ring und hielt ihn vor sich hin; durch den engen Rahmen sah er, wie tief in der Vergangenheit, die Luftgestalt des schönen Weibes, deren außer ihm kein Mensch auf Erden noch gedachte. Ein seliges Selbstvergessen lag auf seinem Antlitz; dann aber zuckte plötzlich ein Schmerz darüber hin: sie schien so gar verlassen ihm dort unten. — Als er sich aufrichtete, steckte er den Ring an seinen Finger; und es geschah das mit einer feierlichen Innigkeit, als wolle er die Todte sich noch einmal, und fester als zuvor im Leben, anvermählen; so wie sie einst gewesen war, in ihrer Schönheit und in ihrer Schwäche und mit der kargen Liebe, die sie einst für ihn gehegt hatte. Dann schritt er zur Thür und horchte auf den Flur hinaus; als Alles ruhig blieb, ging er zur Treppe und stieg behutsam zur Kammer seines Sohnes hinauf. Er fand den jungen Menschen ruhig athmend und in tiefem Schlafe, obgleich der Mond sein volles Licht über das unter dem Fenster stehende Bett ausgoß. Bei dem gelockten lichtbraunen Haar, das sich seidenweich an die Schläfen legte, hätte man das hübsche blasser Antlitz des Schlafenden für das eines Weibes halten können.

Carsten war dicht herangetreten; ein leises Zittern lief durch seinen Körper. „Juliane!“ sagte er. „Dein Sohn! Auch er wird mir das Herz zerreißen!“ Und gleich darauf: „Mein Herr und Gott, ich will ja leiden für mein Kind, nur laß ihn nicht verloren gehen!“

Bei diesen unwillkürlich laut gesprochenen Worten schlug der Schlafende die Augen auf; seine Seele aber mochte

schlummernd in den Schrecknissen des vergangenen Tages fortgeträumt haben; denn als er plötzlich in der Nacht die brennenden Augen und den zitternd über ihn erhobenen Arm des alten Mannes erblickte, stieß er einen Schrei aus, als ob er den Todesstoß von seines Vaters Hand erwarte; dann aber streckte er flehend beide Arme zu ihm auf.

Und mit einem Laut, als müsse es ihm die Brust zersprengen: „Mein Kind, mein einziges Kind!“ brach der Vater an dem Bette des verbrecherischen Sohns zusammen.

* * *

Durch einen Freund in Hamburg hatte Carstens es möglich gemacht, seinen Sohn dort in einem kleineren Geschäft unterzubringen. Indessen war trotz der Achtung, der er sich erfreute, dies Ereigniß seines Hauses schonungslos genug in der kleinen Stadt besprochen, freilich bei dieser Gelegenheit auch das Gedächtniß der armen Juliane nicht eben sanft aus ihrer Gruft hervorgeholt worden. Nur Carsten selbst erfuhr nichts davon. Als er eines Tages aus einem befreundeten Bürgerhause auffallend gedrückt nach Haus gekommen war, fragte Brigitte ihn besorgt: „Was ist dir, Carsten? Du hast doch nichts Schlimmes über unseren Heinrich gehört?“ — „Schlimmes?“ erwiderte der Bruder; „o nein, Brigitte; man hat, seit er fort ist, auch nicht einmal seinen Namen gegen mich genannt.“ — Und mit gesenktem Haupte ging er an seinen Arbeitstisch.

Briefe von Heinrich kamen selten, und oftmals forderten sie Geld, da mit dem geringen Gehalte sich dort nicht auskommen lasse. — Sonst ging das Leben seinen stillen Gang; der alte Birnbaum im Hofe hatte wieder einmal geblüht und dann zur rechten Zeit und zur Freude der Nachbarkinder seine Frucht getragen. Besonderes war nicht vorgefallen, wenn nicht, daß Anna den Heirathsantrag eines

wohlstehenden jungen Bürgers abgelehnt hatte; sie war keine von den Naturen, die durch ihr Blut der Ehe zugetrieben werden: sie hatte ihre alten Pflegeeltern noch nicht verlassen wollen.

Als aber kurz vor Weihnachten Carstens seinem Sohne den plötzlich eingetroffenen Tod des Senators gemeldet hatte, erfolgte in einigen Tagen schon eine Antwort, worin Heinrich seinen Besuch zum Weihnachtsabend ansagte. Eine Geldforderung enthielt der Brief nicht; nicht einmal die Reisekosten hatte er sich ausbeeten.

Es war doch eine Freudenbotschaft, die sofort im Hause verkündigt wurde. Und wie eine glückliche Unruhe kam es über Alle, da nun das Fest heranrückte; die Händedrücke, die Carsten im Vorbeigehen mit seiner alten Schwester zu wechseln pflegte, wurden inniger; mitunter haschte er sich die geschäftige Pflegetochter, hielt sie einen Augenblick an beiden Händen und sah ihr zärtlich in die heiteren Augen.

Endlich war der Nachmittag des heiligen Abends herangekommen. Im Hause hatte eine erwartungsvolle Thätigkeit gewaltet; doch bald schien Alles zum Empfange des Christkinds und des Gastes vorbereitet. Vom Arbeitstische, der heute von allen Rechnungs- und Contobüchern entlastet war, blinkte auf schneeweißem Damast das Theegeschirr mit goldenen Sternchen, während daneben die frischgebackenen Weihnachtskuchen dufteten. Der Thür gegenüber auf der Commode war Heinrichs Bescherung von den Frauen ausgebreitet: ein Duzend Strümpfe aus feinsten Zephyr- wolle, woran die sorgsame Tante das ganze Jahr gestrickt hatte; daneben von Annas sauberen Händen eine reich gestickte Atlasweste und eine grünseidene Börse, durch deren Maschen die von Carsten gespendeten Ducaten blinkten. Dieser selbst ging eben in den Keller, um aus seinem bescheidenen Vorrath zwei ganz besondere Flaschen herauf zu holen, die er vor Zeiten von einem dankbaren Schutzbefohlenen zum

Geschenk erhalten hatte; es sollte heute einmal nichts gespart werden.

Statt seiner trat Tante Brigitte herein, zwei blank polirte Leuchter in den Händen, auf denen schneeweiße russische Lichte in ebenso weißen Papiermanschetten steckten, denn schon war die Dämmerung des heiligen Abends hereingebrochen; draußen zogen schon die Scharen der kleinen Weihnachtsbettler, und ihr Gesang tönte durch die Straßen: „Vom Himmel hoch, da komm ich her.“

Als Carsten wieder eintrat, brannten auch die Lichter schon; die Stube sah ganz festlich aus. Die alten Geschwister wandten die Gesichter gegen einander und blickten sich herzlich an. „Es wird auch Zeit, Carsten!“ sagte Brigitte; „die Post pflegt immer schon um vier zu kommen.“

Carsten nickte, und nachdem er noch eilig seine Flaschen hinter dem warmen Ofen aufgepflanzt hatte, langte er mit zitternder Hand seinen Hut vom Thürhaken.

„Soll ich nicht mit Euch, Ohm?“ rief Anna; „hier ist für mich nichts mehr zu thun.“

— „Nein, nein, mein Kind; das muß ich ganz allein.“ Mit diesen Worten nahm er sein Bambusrohr aus dem Uhrgehäuse und ging hinaus.

Das Postgebäude lag derzeit hoch oben in der Morderstraße; aber es war völlig windstill, ein leichter Frostschnee sank ebenmäßig herab. Carsten schritt rüstig vorwärts, ohne rechts oder links zu sehen; als er jedoch fast sein Ziel erreicht hatte, hörte er sich plötzlich angerufen: „He, Freundchen, Freundchen, nehmt mich mit!“ Und Herrn Jaspers' selbst in der Dunkelheit nicht zu verkennende Gestalt schritt aus einer Nebenstraße, munter mit dem Schnupftuche winkend, auf ihn zu. „Merkt's schon,“ sagte er, „Ihr wollt Euern Heinrich von der Post holen? Hab nur gehört, soll ein Staatskerl geworden sein, der junge Schwerenöther!“

„Aber,“ sagte Carsten, indem er längere Schritte machte,

denen der Andere, mit beiden Armen schaukelnd, nachzukommen strebte, „ich dächte, Zaspers, Ihr hättet Niemanden zu erwarten!“

„Nein, Gott sei Dank, Carsten! Nein, Niemanden! Aber — zum Henker, Ihr braucht nicht so zu rennen! — man muß doch sehen, was zum lieben Fest für Gäste kommen.“

Sie waren an einer Straßenecke in der Nähe des Posthauses angelangt, wo sich bereits eine Anzahl Menschen angesammelt hatte, um die Ankunft der Post hier abzuwarten, als Herr Zaspers von einem vorübergehenden Amtschreiber angerufen wurde.

„Hört Ihr nicht, Zaspers? Der Mann wünscht Euch zu sprechen,“ sagte Carsten, der eben aus der Tiefe der Straße das Rummeln eines schweren Wagens heraufkommen hörte.

Aber der Andere stand wie gemauert. „Ei, Gott bewahre, Carsten! Laßt den Hasenfuß laufen! Ich bleibe bei Euch, Freundchen; wer weiß, was noch passiren kann! Ihr kennt doch die Geschichte von dem Flensburger Candidaten, der seine Liebste aus der Kutsche heben wollte, und dem ein schwarzer Negerjunge auf den Nacken sprang!“

„Ich kenne alle Eure Geschichten, Zaspers,“ erwiderte Carsten ungeduldig; „aber wenn Ihr's denn wissen wollt, ich wünsche meinen Sohn allein zu empfangen; ich brauche Euch nicht dabei!“

Herrn Zaspers' unerschütterliche Antwort wurde von Peitschentrall und dem schmetternden Klange eines Posthorns übertönt; und gleich darauf rollte auch der schwerfällige Wagen vor die Thür des Posthauses, in den matten Schein, den die darüber befindliche Laterne auf die leicht beschneite Straße hinauswarf. Dann sprang der Postillon vom Boock, vom Schirrmeister wurde die Wagenthür aufgerissen, und die Leute drängten sich herzu, um die Fahrgäste aussteigen zu sehen.

Carsten war etwas zurück im Schatten der Mauer stehen

geblieben. Da er von hoher Statur war, so konnte er auch von hier aus die in Mäntel und Pelze verummten Gestalten, welche eine nach der anderen aus dem Wagenkasten auf die Straße traten, deutlich genug erkennen.

„Niemand mehr darin?“ frug der Schirrmeister.

„Nein, nein!“ tönte es von mehreren Seiten; und die Wagenthür wurde zugeworfen.

Carsten umklammerte die Krücke seines Stockes und stützte sich darauf; sein Heinrich war nicht gekommen. — Er blickte wie abwesend auf die dampfenden Pferde, die auf dem Pflaster scharren und klirrend ihre Messingbehänge schüttelten, und wollte sich endlich schon zum Gehen wenden, als er bemerkte, daß er hier nicht der einzige Getauschte sei. Eine junge Dirne hatte sich an den Postillon herangemacht, der eben die Decken über seine Thiere warf, und schien ihn mit aufgeregten Fragen zu bedrängen. „Ja, ja, Mamselfchen,“ hörte er diesen antworten, „es kann noch immer sein; es kommt noch eine Reichaise.“

„Noch eine Reichaise!“ Carsten wiederholte die Worte unwillkürlich; ein tiefer Athemzug entrang sich seiner Brust. Der Postillon war ihm bekannt; er hätte ihn fragen können: „Sitzt denn mein Heinrich mit darin?“ Aber er vermochte sich nicht vom Fleck zu rühren; mit geschlossenen Lippen stand er und sah bald darauf den Wagen fortfahren und blickte auf die leeren Geleise, die in dem Schnee erkennbar waren, auf welche leiz und unaufhaltjam neuer Schnee herabfiel und sie bald bedeckte.

Um ihn her war es ganz still geworden; selbst Herr Zaspers schien verschwunden; das Mädchen hatte sich schweigend neben ihn gestellt, die Arme in ihr Umschlagetuch gewickelt. Mitunter klingelte eine Thürschelle, dann sangen die Kinderstimmen: „Vom Himmel hoch, da komm ich her!“ Die kleinen Weihnachtstbettler mit ihrem tröstlichen Verkündigungsliede zogen noch immer von Haus zu Haus.

Endlich kam es abermals die Straße herauf, näher und näher kam es, noch einmal knallte die Peitsche und schmettete das Posthorn, und jetzt rollte die verheißene Reichaise in den Laternenschein des Posthauses hinein.

Und ehe die Pferde noch zum Stehen gebracht waren, sah Carsten die Gestalt eines hohen Mannes behende aus dem Wagen springen und gegen sich herankommen. „Heinrich!“ rief er und stürzte vorwärts, daß er fast gestrauchelt wäre; aber der Mann wandte sich zu dem Mädchen, die jetzt mit einem Freudenschrei an seinem Halse hing. — „Ich dachte schon, du wärst nicht mehr gekommen!“ — „Ich? Nicht kommen am Weihnachtsabend? D!“

Carsten blickte den Beiden nach, wie sie durch den fallenden Schnee Arm in Arm die Straße hinabgingen; als er sich umwandte, war auch der Platz vor dem Hause leer, wo vorhin die Chaise gehalten hatte. „Er ist nicht gekommen, er wird krank geworden sein,“ sagte er halblaut zu sich selber.

Da legte sich eine breite Hand auf seinen Arm. „Oho, Freundchen!“ sprach dicht neben ihm Herrn Jaspers' wohlbekannte Stimme, „dachte ich's nicht, daß Ihr Euch Grillen fangen würdet! Krank, meint Ihr? Nein, Carsten, das laßt Euch den heiligen Abend nicht verderben. Ihr wißt doch, in Hamburg giebt's ganz andere Weihnachten für die jungen Bursche als in Eurem alten Urgroßvaterhause an der Twiete. Aber, seht Ihr, war's nicht hübsch, daß ich Euch warten half? Da habt Ihr doch Gesellschaft auf dem Rückweg!“

Herrn Jaspers' Stimme hatte einen fast zärtlichen Ausdruck angenommen; aber Carsten hörte nicht darauf. Auch auf dem Rückwege ließ er Herrn Jaspers ungestört an seiner Seite traben; er war ein geduldiger Mann geworden.

Als er wieder in sein Haus trat, hörte er rasch die Stubenthür von innen anziehen. „Noch einen Augenblick Geduld!“ rief Annas helle Stimme; dann gleich darauf wurde die Thür weit aufgeschlagen, und die schlanke Mädchengestalt

stand wie in einem Bilderrahmen auf der Schwelle. Sie schritt auch nicht hinaus, sie starrte regungslos auf ihren alten Pflegevater.

„Allein, Ohm?“ fragte sie endlich.

„Allein, mein Kind.“

Dann gingen Beide zu Tante Brigitte in die festlich aufgeschmückte Stube, und die Frauen, während Carsten schweigend in dem Ledersessel daneben saß, erschöpften sich in immer neuen Muthmaßungen, was es nur gewesen sein könne, das ihnen alle Freude so zerstört habe, bis endlich der Abend vergangen war und sie still die Lichter löschten und die Geschenke wieder forträumten, welche sie kurz zuvor so geschäftig zusammengetragen hatten.

* * *

Auch die Weihnachtsfeiertage verflossen, ohne daß Heinrich selber oder ein Lebenszeichen von ihm erschienen wäre. Als auch der Neujahrsabend herankam und die lang erwartete Poststunde wieder so vorüberging, hatten in dem alten Manne die Sorgen der letzten Tage sich zu einer fast erstickenden Angst gesteigert. Was konnte geschehen sein? Wenn Heinrich krank läge dort in der großen fremden Stadt! Die diesmal ruhigere Überlegung der Frauen vermochte ihn nicht zurückzuhalten, er mußte selber hin und sehen. Vergebens stellten sie ihm die Beschwerlichkeit der langen Reise bei dem eingetretenen scharfen Frost vor Augen; er suchte sich das nöthige Reisegeld zusammen und hieß Brigitte seinen Koffer packen; dann ging er in die Stadt, um sich zum anderen Morgen Fuhrwerk zu verschaffen.

Als er nach vielfachem Umherrennen erschöpft nach Hause kam, war ein Brief von Heinrich da; ein Versehen des Postboten hatte die Abgabe verspätet. Hastig riß er das Siegel auf; die Hände flogen ihm, daß er kaum seine Brille aus

der Tasche ziehen konnte. Aber es war ein ganz munterer Brief; Herr Jaspers hatte Recht gehabt: mit Heinrich war nichts Besonderes vorgefallen, er hatte nur gedacht, es sei doch richtiger, den Weihnachtsmarkt in Hamburg zu genießen und dann später nach Haus zu kommen, wenn erst im Hof der große Birnbaum blühe und sie mit einander auf den Deich hinausspazieren könnten; dann folgte die lustige Beschreibung verschiedener Feste und Schaulustellungen; von den Klümmernissen, die er den Seinen zugefügt, schien ihm keine Ahnung gekommen zu sein.

Auch eine Nachschrift enthielt der Brief: er habe auf eigene Hand mit einem guten Freunde einige Geschäfte eingefädelt, die schon hübschen Gewinn abgeworfen hätten; er wisse jetzt, wo Geld zu holen sei, sie würden bald noch Anderes von ihm hören. — Wie gewagt, nach mehr als einer Seite hin, diese Geschäftsverbindung sei, davon freilich war nichts geschrieben.

Carsten, da er Alles einmal und noch einmal gelesen hatte, lehnte sich müde in seinen Stuhl zurück; der Name „Juliane“ drängte sich unwillkürlich über seine Lippen. Aber jedenfalls — Heinrich war gesund; es war nichts Schlimmes vorgefallen.

„Nun, Ohm?“ fragte Anna, die auf Mittheilung harrend mit Tante Brigitte vor ihm stand.

Er reichte ihnen den Brief. „Leset selbst,“ sagte er, „vielleicht daß ich heute einmal besser schlafe! Und dann, Anna, bestelle mir den Fuhrmann ab, meine alten Beine können nun nicht mehr!“ Er sah fast glücklich aus bei diesen Worten; ein Ruhepunkt war eingetreten, und er wollte ihn redlich zu benutzen suchen.

Am anderen Morgen wurden die Weihnachtsgeschenke aus den Schubladen wieder hervorgeholt und, sorgsam in ein Kistchen verpackt, an Heinrich auf die Post gegeben; obenauf lag ein Brief von Anna, voll herzlichen Zuredens und voll

ehrllicher Entrüstung. Als Antwort erhielt sie nach einigen Monaten ein Dsterei von Zucker, aus welchem, da es sich öffnen ließ, eine goldene Vorstecknadel zum Vorschein kam; einige neckende Knittelverse, welche für die guten Lehren dankten, waren auf einem Papierstreifchen darumgewunden.

Wenn die goldene Nadel ein Ertrag der eingefädelten Geschäfte war, so blieb sie jedenfalls das einzige Zeichen, das davon nach Haus gelangte; in den spärlichen Briefen geschah derselben entweder gar nicht oder nur noch in allgemeinen Andeutungen Erwähnung.

Die Zeit rückte weiter, und nach den Ostern war jetzt der Nachmittag des Pfingstfestes herangekommen. Die Frauen befanden sich beide auf dem sonnigen Hausflur in eifriger Beschäftigung; Tante Brigitte hatte das Gardinenbrett des Ladenfensters vor sich auf dem Zehlfisch liegen, bemüht, einen blüthenweißen Vorhang daran festzunadeln; Anna, der eine Anzahl grüner Waldmeisterkränze über dem einen Arm hingen, suchte gegenüber an der frisch getünchten Wand nach Haken oder Nägeln, um daran den Festschmuck zu befestigen. Zwei der Kränze waren glücklich angebracht; bei dem dritten saß der Nagel doch zu hoch, als daß der ausgestreckte Arm des schlanken Mädchens ihn mit dem Kranz erreichen konnte.

„Kind, Kind!“ rief Tante Brigitte vom Ladentisch herüber; „du wirst ja kochheiß, so hol doch einen Schemel!“

„Nein, Tante, es muß!“ erwiderte Anna lachend und begann unter herzlichem Stöhnen ihre vergeblichen Anstrengungen zu erneuern.

Plötzlich wurde die Hausthür aufgerissen, daß das Läuten der Schelle betäubend durch den Flur schallte; dazwischen rief eine jugendliche Männerstimme: „Mannshand oben!“ und zugleich war auch der Kranz aus Annas ausgestreckter Hand genommen und hing im selben Augenblicke oben an dem Nagel. Anna selbst sah sich in den Armen

eines schönen Mannes mit gebräuntem Antlitz und stattlichem Backenbarte, dessen Kleidung den Großstädter nicht verkennen ließ. Aber schon hatte sie mit einer so kräftigen Bewegung ihn von sich gestoßen, daß er geradeswegs auf Tante Brigitte zuslog, die vor ihrem Gardinenbrett beide Hände über dem Kopf zusammenschlug. Da brach der Mißhandelte in ein lustiges Gelächter aus, das noch das Ausläuten der Thürschelle übertönte.

„Heinrich, Heinrich! Du bist es!“ riefen die Frauen wie aus einem Munde.

„Nicht wahr, Tante Brigitte, das nennt man überraschen!“

„Zunge,“ sagte die Alte noch halb erzürnt; „in deinem modischen Rock steckt doch noch der alte Hans Dampf; wenn du dich ansagst, kann man sich zu Tode warten, und wenn du kommst, könnte man vor Schreck den Tod davon haben.“

„Nun, nun, Tante Brigitte, ihr sollt mich auch bald genug schon wieder los werden; unsereiner hat nicht lange Zeit zu feiern.“

„Ei, Heinrich,“ sagte die gute Tante, indem sie ihn mit sichtlicher Zufriedenheit betrachtete, „so sollte es nicht gemeint sein! Was du gesund aussiehst, Zunge! Nun aber hilf auch mir noch ein paar Augenblicke mit deiner hübschen Leibeslänge!“

Mit einem Satz war Heinrich über den Ladentisch hinüber und stand gleich darauf auf der Fensterbank, das Gardinenbrett mit den daranhängenden weißen Fahnen in den Händen.

Als kurz darauf ein gemessenes Läuten der Thürschelle die Ankunft des bisher abwesenden Hausherrn anzeigte, saß Heinrich bereits wohlversorgt im Zimmer vor dem Kaffeetische, den aufhorchenden Frauen Wunder der Großstadt und seiner eigenen Thätigkeit verkündend. Gleich darauf stand er dem Vater gegenüber, und dieser ergriff seine beiden

Hände und sah ihm mit verhaltenem Athem in die Augen. „Mein Sohn!“ sagte er endlich; und Heinrich fühlte, wie aus dem Körper des alten Mannes ein Zittern in den seinen überging.

Noch lange, als sie schon mit den Anderen am Tische saßen, hingen so die Blicke des Vaters an des Sohnes Antlitz, während dessen bald wieder in Fluß gekommene Reden fast unverstanden an seinem Ohr vorübergingen. Heinrich schien ihm äußerlich fast ein Fremder; die Ähnlichkeit mit Juliane war zurückgetreten, er sagte sich das mit schmerzlicher Befriedigung; die Zeit seines Fortganges aus der Vaterstadt, obgleich nur wenige Jahre seitdem vergangen waren, lag jetzt weit dahinter. Ein freudiger Gedanke erfüllte plötzlich das Herz des Vaters: was auch damals geschehen war, es war nur der Fehler eines in der Entwicklung begriffenen, noch knabenhaften Jünglings, wofür die Verantwortlichkeit dem jetzt vor ihm sitzenden Manne nicht mehr aufgebürdet werden konnte. Carsten faltete unwillkürlich seine Hände; als Annas Blicke sich zufällig auf ihn wandten, hörte auch sie nicht mehr auf Heinrichs Wunderdinge: ihr alter Ohm saß da, als ob er betete.

Später freilich, als Sohn und Vater sich allein gegenüber saßen, mußte Heinrich auch diesem Rede stehen. Er war jetzt auf einer Geschäftsreise für seine Firma; am zweiten Feiertag schon mußte er weiter, dem Norden zu. Aus dem eleganten Taschenbuche, das Heinrich hervorzog, wurde Carsten in manche Einzelheiten eingeweiht, und er nickte zufrieden, da er den Sohn in wohlgeordneter Thätigkeit erblickte. Weniger deutlich waren die Mittheilungen, die Heinrich über seine auf eigene Hand betriebenen Geschäfte machte; er verstand es, über diese selbst mit leichter Andeutung fortzugehen und sich dagegen ausführlich über neue Unternehmungen auszulassen, die mit dem unzweifelhaften Gewinn der ersteren begonnen werden sollten. Carsten war

in solchen Dingen nicht erfahren; aber wenn in Heinrichs wortreicher Darlegung die Projecte immer höher stiegen und das Gold aus immer reicheren Quellen floß, dann war es mitunter, als blickten wieder Julianens Züge aus des Sohnes Antlitz, und zugleich in Angst und Zärtlichkeit ergriff er dessen Hände, als könnte er ihn so auf festem Boden halten.

Dennoch, als sie am anderen Vormittage mit einander in der Kirche saßen, konnte er sich einer kleinen Genugthuung nicht erwehren, wenn über den Gesangbüchern in allen Bänken sich die Köpfe nach dem stattlichen jungen Mann herumwandten; ja, es war ihm fast leid, daß heute nicht auch Herr Jaspers aus seinem gewohnten Stuhl herüberpsalmodirte.

Am Nachmittage, während drinnen Garsten und Brigitte ihr Schläfchen hielten, saßen Heinrich und Anna draußen auf der Bank unter dem Birnbaume. Auch sie hielten Mittagsruhe, nur daß die jungen Augen nicht zufielen wie die alten drinnen; zwar sprachen sie nicht, aber sie hörten auf den Sommergesang der Bienen, der tönend aus dem mit Blüthen überschnittenen Baume zu ihnen herabklang. Bisweilen, und dann immer öfter, wandte Anna den Kopf und betrachtete verstohlen das Gesicht ihres Jugendgespielen, der mit seinem Spazierstöckchen den Namen einer berühmten Kunstreiterin in den Sand schrieb. Sie konnte sich noch immer nicht zurechtfinden; der bärtige Mann an ihrer Seite, dessen Stimme einen so ganz anderen Klang hatte, war das der Heinrich noch von ehemals? — Da flog ein Staar vom Dach herab auf die Einfassung des Brunnens, blickte sie mit seinen blanken Augen an und begann mit geschwellter Kehle zu schnattern, als wollte er ihr ins Gedächtniß rufen, wer dort statt seiner einst gefessen habe. Anna öffnete die Augen weit und blickte hinauf nach einem Stückchen blauen Himmels, das durch die Zweige des Baumes sichtbar war;

sie fürchtete den Schatten, der drunten aus der Brunnenecke in diesen goldenen Sommertag hineinzufallen drohte.

Aber auch Heinrichs Erinnerung war durch den geschwägigen Vogel geweckt worden; nur sahen seine Augen keinerlei Schatten aus irgend einer Ecke. „Was meinst du, Anna,“ sagte er, mit seinem Stöckchen nach dem Brunnen zeigend; „glaubst du, daß ich damals wirklich in das dumme Ding hineingesprungen wäre?“

Sie erschrak fast über diese Worte. „Wenn ich es glauben müßte,“ erwiderte sie, „so wärest du jedenfalls nicht werth gewesen, daß ich dich davon zurückgerissen hätte.“

Heinrich lachte. „Ihr Frauen seid schlechte Rechenmeister! Dann hättest du mich ja jedenfalls nur sitzen lassen können!“

„O Heinrich, sage lieber, daß so etwas nie — nie wieder geschehen könne!“

Statt der Antwort zog er seine kostbare goldene Uhr aus der Tasche und ließ diese und die Kette vor ihren Augen spielen. „Wir machen jetzt selbst Geschäfte,“ sagte er dann; „nur noch einige Monate weiter, da werfe ich den Erben des Senators die paar lumpigen Thaler vor die Füße; wollen sie's nicht aufheben, so mögen sie es bleiben lassen; denn freilich, bezahlt muß so was werden.“

„Sie werden es schon nehmen, wenn du es bescheiden bietest,“ sagte Anna.

„Bescheiden?“ Er hatte sich vor ihr hingestellt und sah ihr ins Gesicht, das sie sitzend zu ihm erhoben hatte. „Nun, wenn du meinst,“ setzte er wie gedankenlos hinzu, während seine Augen den Ausdruck aufmerksamer Betrachtung annahmen. „Weißt du wohl, Anna,“ rief er plötzlich, „daß du eigentlich ein verflucht hübsches Mädchen bist!“

Die Worte hatten so sehr den Ton unwillkürlicher Bewunderung, daß Anna fast verlegen wurde. „Du hast dir wohl andere Augen aus Hamburg mitgebracht,“ sagte sie.

„Freilich, Anna; ich verstehe mich jetzt darauf! Aber weißt du auch wohl, daß du nun bald dreiundzwanzig Jahre alt bist! Warum hast du immer noch keinen Mann?“

„Weil ich keinen wollte. Was sind das für Fragen, Heinrich!“

„Ich weiß wohl, was ich frage, Anna; heirathe mich, dann bist du aus aller Verlegenheit.“

Sie sah ihn zornig an. „Das sind keine schönen Späße!“

„Und warum sollen es denn Späße sein?“ erwiderte er und suchte ihre Hand zu fassen.

Sie richtete sich fast zu gleicher Höhe vor ihm auf. „Nimmer, Heinrich, nimmer.“ Und als sie diese Worte, heftig mit dem Kopfe schüttelnd, ausgestoßen hatte, machte sie sich los und ging ins Haus zurück; aber sie war blutroth dabei geworden bis in ihr blondes Stirnhaar hinauf.

*

*

*

Die Geschäfte, von denen Heinrich sich goldene Berge versprochen hatte, mußten doch einen anderen Erfolg gehabt haben. kaum einen Monat nach seiner Abreise kamen Briefe aus Hamburg, von ihm selbst und auch von Dritten, deren Inhalt Carsten den Frauen zu verbergen mußte, der ihn aber veranlaßte, sich bei seinem Gönner, dem sowohl im bürgerlichen als im peinlichen Rechte wohlerfahrenen alten Bürgermeister, eine vertrauliche Besprechung zu erbitten. Und schon am nächsten Abend im Rathswinkel raunte Herr Jaspers bei seinem Spitzglas Rothen seinem Nachbar, dem Stadtwagemeister, zu: der alte Carstens — der Narr mit seinem liederlichen Jungen — es sei aus guter Quelle, daß er Vormittags mehrere seiner besten Hypothekverschreibungen mit einer hübschen Draufgabe gegen Baares umgesetzt habe. Der Stadtwagemeister wußte schon noch mehr: das Geld, eine große Summe, war bereits am Nachmittage nach Ham-

burg auf die Post gegeben. Man kam überein, es müsse dort etwas geschehen sein, das rasche und unabweisbare Hülfe erfordert habe. „Hülfe!“ wiederholte Herr Zaspers, mit den dünnen Lippen behaglich den Rest seines Nothens schlürfend; „Hans Christian wollte auch der Raze helfen und füllte kochend Wasser in die Kesselfalle!“

Jedenfalls, wenn eine Gefahr vorhanden gewesen war, so schien sie für diesmal abgewendet; selbst Herr Zaspers konnte nichts Weiteres erkundschaften, und was an Gesprächen darüber in der kleinen Stadt gesummt hatte, verstummte allmählich. Nur an Carsten zeigte sich von dieser Zeit an eine auffallende Veränderung; seine noch immer hohe Gestalt schien plötzlich zusammengesunken, die ruhige Sicherheit seines Wesens war wie ausgelöscht; während er das eine Mal ersichtlich den Blicken der Menschen auszuweichen suchte, schien er ein ander Mal in ihnen fast ängstlich eine Zustimmung zu suchen, die er sonst nur in sich selbst gefunden hatte. Über mancherlei unbedeutende Dinge konnte er in jähem Schreck zusammenfahren; so, wenn unerwartet an seine Stubenthür geklopft wurde, oder wenn der Postbote Abends zu ihm eintrat, ohne daß er ihn vom Fenster aus vorher gesehen hatte. Man hätte glauben können, der alte Carsten habe sich noch in seinen hohen Jahren ein böses Gewissen zugelegt.

Die Frauen sahen das; sie hatten auch wohl ihre eigenen Gedanken, im Übrigen aber trug Carsten seine Last allein; nur sprach er mitunter sein Bedauern aus, daß er statt aller anderen Dinge nicht lieber seine ganze Kraft auf die Vergrößerung des ererbten Geschäftes gelegt habe, so daß Heinrich es jetzt übernehmen und in ihrer Aller Nähe leben könnte. — Es stand nicht zum besten in dem Hause an der Twiete; denn auch Tante Brigitte, deren sorgende Augen stets an ihrem Bruder hingen, kränkelte; nur aus Annas Augen leuchtete immer wieder die unbefiegbare Heiterkeit der Jugend.

Es war an einem heißen Septembernachmittag, als die Glocke an der Hausthür läutete und gleich darauf Tante Brigitte aus der Küche, wo sie mit Anna beschäftigt war, auf den Flur hinaustrat. „In Christi Namen!“ rief sie, „da kommt der Stadtunheilsträger, wie der Herr Bürgermeister ihn nennt! Was will der von uns?“

„Fort mit Schaden!“ sagte Anna und klopfte mit dem Messer, das sie in der Hand hielt, unter den Tisch. „Nicht wahr, Tante, das hilft?“

Mittlerweile stand der Berufene schon vor der offenen Rükenthür. „Ei, schönsten guten Tag mit einander!“ rief er mit seiner Altweiberstimme, indem er mit seinem blaucarrierten Taschentuche sich die Schweißtropfen von den Haarspitzen seiner fuchsfigen Perrücke trocknete. „Nun, wie geht's, wie geht's? Freund Carstens zu Hause? Immer fleißig an der Arbeit?“

Aber bevor er noch eine Antwort bekommen konnte, hatte er die alte Jungfrau mit einem neugierigen Blick gemustert. „Ei, ei, Brigittchen, Ihr sehet übel aus; Ihr habt verspielt, seit wir uns nicht gesehen.“

Tante Brigitte nickte. „Freilich, es will nicht mehr so recht; aber der Pshysikus meint, jetzt bei dem schönen Wetter werd es besser werden.“

Herr Jaspers ließ ein vergnügliches Lachen hören. „Ja, ja, Brigittchen, das meinte der Pshysikus auch bei der kleinen dänischen Marie im Kloster, als sie die Schwindsucht hatte. Ihr wißt, sie nannte ihr Stübchen immer ‚min lütje Paradies‘“ — er lachte wieder höchst vergnüglich — „aber sie mußte doch fort aus dat lütje Paradies.“

„Gott bewahr uns in Gnaden,“ rief Tante Brigitte, „Ihr alter Mensch könntet einem ja mit Euren Reden den Tod auf den Hals jagen!“

„Nun, nun, Brigittchen; alte Jungfern und Eschenstangen, die halten manche Jahre!“

„Jetzt aber macht, daß Ihr aus meiner Küche kommt, Herr Jaspers,“ sagte Brigitte; „mein Bruder wird Euch besser auf Eure Complimente dienen.“

Herr Jaspers retirirte; zugleich aber hob er sich die dampfende Perrücke von seinem blanken Schädel und reichte sie auf einem Finger gegen Anna hin. „Jungfer,“ sagte er, „sei Sie doch so gut und hänge Sie mir derweile das Ding zum Trocknen auf Ihren Blankenzaun; aber paß Sie auch ein wenig auf, daß es die Katz nicht holt.“

Anna lachte. „Nein, nein, Herr Jaspers; tragt Euer altes Scheusal nur selbst hinaus! Und unsere Katz, die frißt solch rothe Katzen nicht.“

„So, so? Ihr seid ja ein naseweises Ding!“ sagte der Stadtunheilsträger, besah sich einen Augenblick seinen abgehobenen Haarschmuck, trocknete ihn mit seinem blaucarrirten Taschentuche, stülpte ihn wieder auf und verschwand gleich darauf in der Thür des Wohnzimmers.

Als Carsten, der bei seinen Rechnungsbüchern saß, Herrn Jaspers' vor Geschäftigkeit funkelnde Augen durch die Stubenthür erscheinen sah, legte er mit einer hastigen Bewegung seine Feder hin. „Nun, Jaspers,“ sagte er, „was für Botschaft führt Ihr denn heute wiederum spazieren?“

„Freilich, freilich, Freundchen,“ erwiderte Herr Jaspers, „aber Ihr wißt ja, des Einen Tod, des Anderen Brot!“

„Nun, so macht es kurz und schüttet Eure Taschen aus!“

Herr Jaspers schien den gespannten Blick nicht zu beachten, der aus den großen, tiefliegenden Augen auf sein kleines, faltenreiches Gesicht gerichtet war. „Geduld, Geduld, Freundchen!“ sagte er und zog sich behaglich einen Stuhl herbei — „also: der kleine Krämer in der Süderstraße, wo die Ostensfelder immer ihre Nothdurft holen — Ihr kennt ihn ja; das Kerlchen hatte immer eine blanke wohlgekämmte Haartolle; aber das hat ihm nichts geholfen,

Carsten, nicht für einen Sechsling! Ich hoffe nicht, daß Ihr mit diesem kleinen Kiebitz irgendwo verwandt seid."

"Ihr meint durch meinen Geldbeutel? Nein, nein, Jaspers; aber was ist mit dem? Es war bei seinen Eltern eine gute Brotstelle."

"Allerdings, Carsten; aber eine gute Brotstelle und ein dummer Kerl, die bleiben doch nicht lang zusammen; er muß verkaufen. Ich hab's in Händen; viertausend Thaler Anzahlung, fünftausend protokollirte Schulden gehen in den Kauf. — Nun? Sucht Ihr mich an? — Aber ich dachte gleich, das wäre so etwas für Euren Heinrich, wie es Euch nicht alle Tage in die Hände läuft!"

Carsten hörte das; er wagte nicht zu antworten; unruhig schob er die Papiere, die vor ihm lagen, durch einander. Dann aber sagte er, und die Worte schienen ihm schwer zu werden: „Das geht noch nicht; mein Heinrich muß erst noch älter werden!"

"Älter werden?" Herr Jaspers lachte wieder höchst vergnüglich. „Das meinte auch unser Pastor von seinem Jungen; aber, Freundchen, was zu einem Esel geboren ist, wird sein Tage nicht kein Pferd."

Carsten spürte starken Drang, gegen seinen Gast sein Hausrecht zu gebrauchen; aber er fürchtete unbewußt, die Sache selber mit zur Thür hinauszwerfen.

"Nein, nein, Freundchen," fuhr der Andere unbeirrt fort; „ich weiß Euch besseren Rath: eine Frau müßt Ihr dem Heinrich schaffen, versteht mich, eine fixe; und eine, die auch noch so ein paar Tausende in bonis hat! Nun" — und er machte mit seiner Fuchsperrücke eine Bewegung nach der Gegend der Küche hin — „Ihr habt ja Alles nahe bei."

Carsten sagte fast mechanisch: „Was Ihr Euch doch um anderer Leute Kinder für Sorgen macht!"

Aber Herr Jaspers war aufgestanden und sah mit einem schlauen Blick auf den Sitzenden hinab. „Überlegt's Euch,

Freundchen, ich muß noch auf die Kämmererei; bis morgen halt ich Euch die Sache offen.“

Er war bei diesen Worten schon zur Thür hinaus. Carsten blieb mit aufgestütztem Kopf an seinem Tische sitzen; er sah es nicht, wie gleich darauf, während Herrn Zaspers' hoher Cylinder sich draußen an den Fenstern vorüberschob, die kleinen zudringlichen Augen noch einen scharfen Blick ins Zimmer warfen.

* * *

Die Vorschläge des „Stadtunheilträgers“ schienen dennoch nachgewirkt zu haben. — Das war es ja, wonach Carsten sich so lange umgesehen; das zu Kauf gestellte, jetzt zwar herabgekommene Geschäft konnte bei guter Führung und ohne zu hohe Zinsenlast als eine sichere Versorgung gelten. Hier am Orte konnte der Vater selbst ein Auge darauf halten, und Heinrich würde allmählich auf sich selber stehen lernen. Carsten faßte sich ein Herz; mit zitternder Hand holte er noch einmal aus seinem Schreibpult jene Hamburger Briefe, die ihm vor nicht langer Zeit den größten Theil seines kleinen Vermögens gekostet hatten, und las sie, einen nach dem anderen, sorgsam durch. Dem letzten lag ein quittirter Wechsel bei; der Name unter dem Accept war mit vielen Strichen unleserlich gemacht.

Wie oft hatte er jene Briefe nicht schon durchgesehen, um immer aufs Neue sich zu überzeugen, daß Alles geordnet sei, daß für die Zukunft kein Unheil mehr daraus entstehen könne! Aber sie sollten endlich nun vernichtet werden. Er zerriß sie in kleine Fetzen und warf sie in den Ofen, wo dann das erste Winterfeuer sie ganz verzehren mochte.

Als habe er heimlich eine böse That begangen, so leise drückte er die Thür des Ofens wieder zu. Dann stand er lange noch vor seinem offenen Kulte, den Schlüssel in der

Hand; er athmete mühsam, und sein grauer Kopf sank immer tiefer auf die Brust. Aber dennoch — und immer wieder stand ihm das vor Augen — wozu die Verhältnisse der Großstadt den schwachen Sohn verführt hatten, hier in der kleinen Stadt war das unmöglich! Wenn er ihn nur bald, nur gleich zur Stelle hätte! Eine fieberhafte Angst besiel ihn, sein Sohn könne eben jetzt, im letzten Augenblick, wo doch vielleicht der sichere Hafen ihm bereit stehe, noch einmal sich in jenen Strudel wagen.

Das Pult zwar wurde endlich abgeschlossen; aber wohl eine Stunde lang ging der sonst nie müßige Mann wie zwecklos in Haus und Hof umher, sprach bald mit den Frauen ein Wort über Dinge, um die er sich nie zu kümmern pflegte, bald ging er durch den Pöfel in den Hof, um die seit lange hergestellte Brunneneinfassung zu besichtigen. Von hier zurückkommend, öffnete er eine Thür, die aus dem Pöfel in einen Seitenbau und in dessen oberem Stockwerk zu Julianens Sterbekammer führte. Die schmale, seit Jahren nicht gebrauchte Treppe krachte unter seinen Tritten, als führe die alte Zeit aus ihrem Schlafe auf. Droben in der Kammer, unter dem Fenster, das auf die düstere Twiete ging, stand ein leeres, von Würmern halb zerstörtes Bettgestell. Carsten zog den einzigen Stuhl heran und blieb hier sitzen. Vor seinen Augen füllten sich die nackten Bretter; aus weißen Rissen sah ein blaßes Antlitz, zwei brechende Augen blickten ihn an, als wollten sie ihm jetzt verheißen, was zu gewähren doch zu spät war.

Erst spät am Nachmittage saß Carsten wieder an seinem Arbeitstisch. Doch waren es nicht die gewohnten Dinge, die er heute vornahm; eine Curatelrechnung, obwohl sie morgen zur Concursfache eingereicht werden sollte, war bei Seite geschoben und dagegen ein kleines Buch aus dem Pult genommen, das den Nachweis des eigenen Vermögensstandes enthielt; die großen dunkeln Augen irrten unstät über

die aufgeschlagenen Paginas. Der Alte seufzte; über die besten Nummern war ein rother Strich gezogen. Dennoch begann er sorgsam seinen status aufzustellen: was gegenwärtig an Mitteln noch vorhanden war, worauf er in Zukunft noch zu rechnen hatte. Da es nicht reichen wollte, calculirte er überdies den Werth seiner kleinen Marschfenne, die er bisher noch immer festgehalten hatte; aber die Landpreise waren in jener Zeit nur unerheblich. Er dachte daran, zu seinen übrigen Arbeiten noch ein städtisches Amt zu übernehmen, das man ihm neulich angeboten, das er aber seiner geschwächten Gesundheit halber nicht anzunehmen gewagt hatte; nun meinte er, er sei zu zag gewesen; gleich morgen wolle er sich zu der noch immer unbefetzten Stelle melden. Und aufs Neue machte er seine Berechnung; aber das gehoffte Resultat wollte nicht erscheinen. Er legte die Feder hin und wischte sich den Schweiß aus seinen grauen Haaren.

Da klang ihm vor den Ohren, was Herr Jaspers ihm gerathen hatte, und seine Gedanken begannen in den wohlhabenden Bürgerhäusern herum zu wandern. Freilich, es waren schon Mädchen dort zu finden, wirthschaftlich und sittsam, und einzelne — so dachte er — wohl fest genug, um einen schwachen Mann zu stützen; aber würde er für seinen Heinrich dort anzuklopfen wagen?

Während er sich selbst zur Antwort langsam seinen Kopf schüttelte, trat Anna in der ganzen heiteren Entschlossenheit ihres Wesens in die Stube; wie ein Aufleuchten flog es über seine Augen, und unwillkürlich streckte er beide Arme nach ihr aus.

Anna sah ihn befremdet an. „Wolltet Ihr was, Carsten Ohm?“ fragte sie freundlich.

Carsten ließ die Arme sinken. „Nein, Kind,“ sagte er fast beschämt, „ich wollte nichts; laß dich nicht stören; du wolltest wohl zum Vesperbrote anrichten.“

Er nahm wieder die Feder, als wolle er in der vor ihm liegenden Berechnung fortfahren; aber seine Augen blieben an dem Mädchen hängen, während diese den Klapp Tisch von der Wand ins Zimmer rückte und dann, kaum hörbar, mit ihrer sicheren Hand die Dinge zum gewohnten Abendthee zurecht setzte. Ein Bild der Zukunft stieg in seiner Seele auf, vor dem er alle seine Sorgen niederlegte. — Aber nein, nein; er hatte immer treu für dieses Kind gesorgt! Ja, wenn das Letzte nicht geschehen wäre!

Er war aufgestanden und vor sein bescheidenes Familienbild getreten. Als er es ansah, schien ihm das gemalte Abendroth zu flammen, und die Schattengestalten begannen einen Körper anzunehmen. Er nickte ihnen zu; ja, ja, das war sein Vater, seine Großmutter; das waren ehrliche Leute, die da spazieren gingen!

— — Als bald darauf die Hausgenossen beim Abendbrot zusammensaßen, forschten Brigittens schwesterliche Augen immer eindringlicher in des Bruders Antlitz, das den Ausdruck der Verstörung nicht verhehlen konnte. „Thu's von dir, Carsten!“ sagte sie endlich, seine Hand erfassend. „Was für eine Tracht Unheils hat der elende Mensch denn dieses Mal auf dich abgeladen?“

„Kein Unheil just, Brigitte,“ erwiderte Carsten, „nur eine Hoffnung, die sich nicht erfüllen kann.“ Und dann berichtete er den Frauen von dem Anbot des Gewebes, von seinen Wünschen und endlich — daß es sich denn doch nicht zwingen lasse.

Es folgte eine Stille nach diesen Worten. Anna schaute auf das Theekraut in ihrer leeren Tasse; aber sie fand kein Orakel darin, wie die alten Weiber das verstehen. Ihr kleiner Reichthum drückte sie wieder einmal; endlich faßte sie sich Muth, und die Augen zu ihrem Pflegevater aufhebend, sagte sie leise: „Ohm!“

„Was meinst du, Kind?“

— „Zürnt mir nicht, Ohm! Aber Ihr habt nicht gut gerechnet!“

„Nicht gut gerechnet! Anna, willst du es etwa besser machen?“

„Ja, Ohm!“ sagte sie fest, und ein paar helle Thränen sprangen aus ihren blauen Augen; „sind meine dummen Thaler denn auch dieses Mal nicht zu gebrauchen?“

Carsten blickte eine Weile schweigend zu ihr hinüber. „Ich hätte es mir von dir wohl denken sollen,“ sagte er dann; „aber, nein, Anna, auch diesmal nicht.“

— „Weshalb nicht? Saget nur, weshalb nicht?“

„Weil eine solche Vermögensanlage keine Sicherheit gewährt.“

„Sicherheit?“ — — Sie war aufgesprungen, und seine beiden Hände ergreifend, war sie vor ihm hingekniet; ihr junges Antlitz, das sie jetzt zu ihm erhob, war ganz von Thränen überströmt. „Ach, Ohm, Ihr seid schon alt; Ihr haltet das nicht aus; Ihr solltet nicht so viele Sorgen haben!“

Aber Carsten drängte sie von sich. „Kind, Kind, du willst mich in Versuchung führen; weder ich noch Heinrich dürfen solches annehmen.“

Hülfe suchend wandte Anna den Kopf nach Tante Brigitte; die aber saß wie ein Bild, die Hände vor sich auf den Tisch gefaltet. „Nun, Ohm,“ sagte sie, „wenn Ihr mich zurückstoßet, so werde ich an Heinrich selber schreiben.“

Carsten legte sanft die Hand auf ihren Kopf. „Gegen meinen Willen, Anna? Das wirst du nimmer thun.“

Das Mädchen schwieg einen Augenblick; dann schüttelte sie leise den Kopf unter seiner Hand. „Nein, Ohm, das ist wohl wahr, nicht gegen Euren Willen. Aber seid nicht so hart: es gilt ja doch sein Glück!“

Carsten hob ihr Antlitz von seinen Knien zu sich auf und sagte: „Ja, Anna, das denk ich auch; aber den Einsatz

darf nur Einer geben; der Eine, der ihm auch das Leben gab. Und nun, mein liebes Kind, nichts mehr von dieser Sache!"

Er drückte sie sanft von sich ab; dann schob er seinen Stuhl zurück und ging hinaus.

Anna blickte ihm nach; bald aber sprang sie auf und warf sich Tante Brigitte in die Arme.

„Wir wollen es dem lieben Gott anheimstellen,“ sagte die alte Frau; „ich habe dieses Mal meinen Bruder wohl verstanden.“ Dann hielt sie das große Mädchen noch lange in ihren Armen.

— — Carsten war in den Hof gegangen. In der schon eingetretenen Dunkelheit saß er unter dem alten Familienbaum, der längst von Früchten leer war und aus dessen Krone er jetzt Blatt um Blatt neben sich zu Boden fallen hörte. Er dachte rückwärts in die Vergangenheit; und bald waren es Bilder, die von selber kamen und vergingen. Die Gestalt seines schönen Weibes zog an ihm vorüber, und er streckte die Arme in die leere Luft; er wußte selbst nicht, ob nach ihr oder nach dem fernem Sohn, der ihn noch unauflöslicher an ihren Schatten band. Dann wieder sah er sich selber auf der Bank sitzen, wo er gegenwärtig saß; aber als einen Knaben, mit einem Buche in der Hand; aus dem Hause hörte er die Stimme seines Vaters, und der kleine Peter kam auf seinem Steckenpferde in den Hof geritten. Bald aber mußte er sich fragen, weshalb dieses friedensvolle Bild ihn jetzt mit solchem Weh erfüllte. Da überkam's ihn plötzlich: „Damals — — ja, damals hatte er sein Leben selbst gelebt; jetzt that ein Anderer das; er hatte nichts mehr, das ihm selbst gehörte — — keine Gedanken — — keinen Schlaf —“

Er ließ seinen müden Körper gegen den Stamm des Baumes sinken; fast beruhigend klang der leise Fall der Blätter ihm ins Ohr.

— — Aber es sollte noch ein Anderes geschehen, ehe dieser Tag zu Ende ging. — Drinnen hatte Brigitte sich endlich in gewohnter Weise an ihr Spinnrad gesetzt, und Anna begann den Tisch abzuräumen. Als sie mit dem Geschirt auf den Flur hinaustrat, ging eben der Postbote vorüber. „Für die Mamsell,“ sagte er und reichte ihr einen Brief durch die halb offene Hausthür. Bei dem Lichte, das auf dem Ladentisch brannte, erkannte Anna mit Verwunderung in der Adresse Heinrichs Handschrift; er hatte niemals so an sie geschrieben. Nachdenklich nahm sie das Licht und zog, als sie hineingetreten war, die Thür der Küche hinter sich ins Schloß.

Es dauerte lange, bevor sie wieder in die Stube kam; aber Brigitte hatte es nicht gemerkt; ihr Spinnrad schnurrte gleichmäßig weiter, während Anna wie alle Tage jetzt den Tisch zusammenklappte und wieder an die Wand setzte. Nur etwas unsicherer und lauter geschah das heute; von dem Briefe sagte sie weder der alten Frau noch ihrem Pfleger, als dieser nach einiger Zeit ins Zimmer kam und sich an seine Bücher setzte.

Endlich gingen die Frauen in das Oberhaus nach ihrer gemeinschaftlichen Schlafkammer, welche gegen den Hof hinaus lag. Die Fenster hatten offen gestanden und die Abendfrische eingelassen; aber Anna konnte den Schlaf nicht finden; in das Rauschen des Birnbaums trug der Wind in langen gemessenen Pausen den Schall der Kirchenuhr herüber, und sie zählte eine Stunde nach der anderen.

Auch Brigitte schien heute nicht zu ihrem Recht zu kommen; denn sie setzte sich auf und sah nach dem Bette des Mädchens, das dem ihrigen gegenüber an der Wand stand. „Kind, hast du noch immer nicht geschlafen?“ fragte sie.

— „Nein, Tante Brigitte.“

„Nicht wahr, du grämst dich um meinen alten Bruder? Aber ich kenne ihn, bitte ihn nicht mehr darum; es

wäre ganz um seine Ruhe geschehen, wenn du ihn bereden könntest."

Anna antwortete nicht.

„Schläfst du, Kind?“ fragte Brigitte wieder.

— „Ich will es versuchen, Tante.“

Brigitte fragte nicht mehr; Anna hörte sie bald im ruhigen Schlummer athmen.

* * *

Es war fast Vormittag, als das junge Mädchen aus einem tiefen Schlaf erwachte, den sie endlich doch gefunden und aus dem die gute Tante sie nicht hatte wecken wollen. Rasch war sie in den Kleidern und ging ins Unterhaus hinab, wo sie durch die offene Thür des Besels Brigitte an einem der dort befindlichen großen Schränke beschäftigt sah; aber sie ging nicht zu ihr, sondern in die Küche und ließ sich auf dem hölzernen Stuhl am Herde nieder. Nachdem sie von dem Kaffee, der für sie warm gestellt war, in eine Tasse geschenkt, eine Weile müßig davor gegessen und dann dieselbe zur Hälfte ausgetrunken hatte, stand sie mit einer entschlossenen Bewegung auf und trat gleich darauf ins Wohnzimmer.

Carsten stand am Fenster und schaute müßig auf den Hafenplatz hinaus. Jetzt wandte er sich langsam zu der Eintretenden: „Du hast nicht schlafen können,“ sagte er, ihr die Hand reichend.

— „O doch, Ohm; ich hab ja nachgeschlafen.“

„Aber du bist blaß, Anna. Du bist zu jung, um für anderer Leute Sorgen deinen Schlaf zu geben.“

„Anderer Leute, Ohm?“ Sie sah ihm eine Weile ruhig in die Augen. Dann sagte sie: „Ich habe auch für mich selber viel zu denken gehabt.“

— „So sprich es aus, wenn du meinst, daß ich dir rathen kann!“

„Sagt mir nur,“ erwiderte sie hastig, „ist das Gewebe in der Süderstraße noch zu kaufen? Ich hab's doch nicht verschlafen? Herr Jaspers ist doch nicht schon wieder hier gewesen?“

Carsten sagte fast hart: „Was soll das, Anna? Du weißt, daß ich es nicht kaufen werde.“

— „Das weiß ich, Ohm, aber — —“

„Nun, Anna, was denn: aber?“

Sie war dicht vor ihn hingetreten. „Ihr sagtet gestern, ich dürfe nicht zu Heinrichs Glück den Einsatz geben; aber — wenn Ihr gestern Recht hattet, es ist nun anders geworden über Nacht.“

„Laß das, Kind!“ sagte Carsten; „du wirst mich nicht bereden.“

„Ohm, Ohm!“ rief Anna, und eine freudige Bärtlichkeit klang aus ihrer Stimme; „es hilft Euch nun nichts mehr; denn Euer Heinrich hat mich zur Frau verlangt, und ich werde ihm mein Jawort geben.“

Carsten starrte sie an, als sei der Blitz durch ihn hindurchgeschlagen. Er sank auf den neben ihm stehenden Lederjessel, und mit den Armen um sich fahrend, als müsse er unsichtbare Feinde von sich abwehren, rief er heftig: „Du willst dich uns zum Opfer bringen! Weil ich dein Geld allein nicht wollte, so gibst du dich nun selber in den Kauf!“

Aber Anna schüttelte den Kopf: „Ihr irrt Euch, Ohm! So lieb ihr mir auch Alle seid, das könnt ich nimmer; danach bin ich nicht geschaffen.“

Zaghaft, als könne sein Wort das nahende Glück zerstören, entgegnete Carsten: „Wie ist denn das? Ihr waret doch alle Zeit nur wie Geschwister!“

„Ja, Ohm!“ und ein fast schelmisches Lächeln flog über ihr hübsches Angesicht; „ich habe das auch gemeint; aber auf einmal war's doch nicht mehr so.“ Dann plötzlich ernst

werdend, zog sie einen Brief aus ihrer Tasche. „Da leset selbst,“ sagte sie, „ich erhielt ihn gestern vor dem Schlafengehen.“

Seine Hände griffen danach; aber sie bebten, daß seine Augen kaum die Zeilen fassen konnten.

Was sie ihm gegeben hatte, war der Brief eines Heimwehkranken. „Ich taue nicht hier!“ schrieb Heinrich; „ich muß nach Hause; und wenn du bei mir bleiben willst, du, Anna, mein ganzes Leben lang, dann werde ich gut sein, dann wird Alles gut werden.“

Der Brief war auf den Tisch gefallen; Carsten hatte mit beiden Armen das Mädchen zu sich herabgezogen. „Mein Kind, mein liebes Kind,“ flüsterte er ihr zu, während unaufhörlich Thränen aus seinen Augen quollen, „ja, bleibe bei ihm, verlaß ihn nicht; er war ja doch ein so guter kleiner Junge!“

Aber plötzlich, wie von einem inneren Schrecken getrieben, drückte er sie wieder von sich. „Hast du es bedacht, Anna?“ jagte er; — „ich könnte dir nicht rathen, meines Sohnes Frau zu werden.“

Ein leichtes Zucken flog über das Gesicht des Mädchens, während der alte Mann mit geschlossenen Lippen vor ihr saß. Ein paar Mal nickte sie ihm zu: „Ja, Ohm,“ sagte sie dann, „ich weiß wohl, er ist nicht der Bedachteste, sonst hättet Ihr ja keine Sorgen; aber was damals, vor Jahren hier geschah, Ihr sagtet selbst einmal, Ohm, es war ein halber Bubenstreich; und wenn er auch den Ersatz noch nicht geleistet hat, so etwas ist doch nicht mehr vorgekommen.“

Carsten erwiderte nichts. Unwillkürlich gingen seine Blicke nach dem Ofen, worin die Fesseln jener Briefe lagen. — Wenn er sie jetzt hervorholte! Wenn er vor ihren Augen sie jetzt wieder Stück für Stück zusammensügte! — Weder Anna noch Brigitte wußten von diesen Dingen.

Seine Thränen waren versiegt; aber er nahm sein

Schnupftuch, um sich die hervorbrechenden Schweißperlen von der Stirn zu trocknen. Er versuchte zu sprechen; aber die Worte wollten nicht über seine Lippen.

Das schöne blonde Mädchen stand wieder aufgerichtet vor ihm; mit steigender Angst suchte sie die Gedanken von seinem stummen Antlitz abzulesen.

„Ohm, Ohm!“ rief sie. „Was ist geschehen? Ihr waret so still und sorgenvoll die letzte Zeit!“ — Aber als er wie flehend zu ihr aufblickte, da strich sie mit der Hand ihm die gefurchte Wange. „Nein,orget Euch nur nicht so sehr; nehmt mich getrost zur Tochter an; Ihr sollet sehen, was eine gute Frau vermag!“

Und als er jetzt in ihre jungen muthigen Augen blickte, da vermochte er das Wort nicht mehr hervorzubringen, vor dem mit einem Schlag seines Kindes Glück verschwinden konnte.

Plötzlich ergriff Anna, die einen Blick durchs Fenster gethan hatte, seine Hände. „Da kommt Herr Zaspers!“ sagte sie. „Nicht so? Ihr macht nun Alles richtig?“ Und ohne eine Antwort abzuwarten, ging sie rasch zur Thür hinaus.

Da wurde ihm die Zunge frei. „Anna, Anna!“ rief er; wie ein Hülfseruf brach es aus seinem Munde. Aber sie hörte es nicht mehr; statt ihrer schob sich Herrn Zaspers' Fuchsperrücke durch die Stubenthür, und mit ihm hinein drängten sich wieder die schmeichelnden Zukunftsbilder und halfen, unbekümmert um das Dunkel hinter ihnen, den Handel abzuschließen.

* * *

Mit dem Eckhause an der anderen Seite der Twiete beginnt vom Hafenplatz nach Osten zu die Krämerstraße, deren gegenüberliegende Häuserreihe, am Markt vorüber, sich in der langen Süderstraße fortsetzt. Dort, in einem geräu-

migen Hause, wohnten Heinrich und Anna. Vor dem Laden auf dem geräumigen Hausflur wimmelte es an den Markttagen jetzt wieder von einkaufenden Bauern, und Anna hatte dann vollauf zu thun, die Gewichtigeren von ihnen in die Stube zu nöthigen, zu bewirthen und zu unterhalten; denn das gewandte und umgängliche Wesen ihres Mannes hatte die Kundschaft nicht nur zurückgebracht, sondern auch vermehrt.

Carsten konnte es sich nicht versagen, täglich einmal bei seinen Kindern vorzugucken. Von dem Hafenplaz, dort wo die Schleuse nach Osten zu die Häuserreihe unterbricht, führte ein anmuthiger Fußweg hinter den Gärten jener Straßen, auf welchem man derzeit zu einer bestimmten Vormittagsstunde ihn unfehlbar wandern sehen konnte. Aber er gönnte sich Weile; gestützt auf seinen treuen Bambus, stand er oftmals im Schatten der hohen Gartenhecken und schaute nach der anderen Seite auf die Wiesen, durch welche der Meerstrom sich ins grüne Land hinausdrängt; jetzt zwar gebändigt durch die Schleuse, im Herbst oder Winter aber auch wohl darüber hinstürzend, die Wiesen überschwemmend und die Gärten arg verwüstend. — Bei solchen Gedanken kamen Stock und Beine des Alten wieder in Bewegung: er mußte sogleich doch Anna warnen, daß sie zum October ihre schönen Sellerie zeitig aus der Erde nehme. Hatte er dann das Lattenpförtchen zu Annas Garten erreicht, so kam die hohe Frauengestalt ihm meistens auf dem langen Steige schon entgegen; ja, als es zum zweiten Male Sommer wurde, kam sie nicht allein; sie trug einen Knaben auf ihrem Arm, der ihr eigen und der auf den Namen seines Vaters getauft war. Und wie gut ihr das mütterliche Wesen ließ, wenn sie, die frische Wange an die ihres Kindes lehrend, leise singend den Gärten hinabschritt! Selbst Carsten hatte auf diesen Gängen jetzt Gesellschaft; denn durch das Kind war, trotz ihrer vorgeschrittenen Altersschwäche, auch

Brigitte in Bewegung gebracht. Unten am Pfortchen schon, wenn droben kaum die junge Frau mit dem Kinde aus den Bäumen trat, riefen die alten Geschwister den Beiden zärtliche Worte zu. Brigitte nickte, und Carsten winkte grüßend mit seinem Bambusrohr, und wenn sie endlich nahe gekommen waren, so konnte Brigitte an dem Anblick des Kindes, Carsten noch mehr an dem der Mutter sich kaum ersättigen.

— — Das Glück ging vorüber, ja, es war schon fort, als Carsten und Brigitte noch in seinem Schein zu wandeln glaubten; ihre Augen waren nicht mehr scharf genug, um die feinen Linien zu gewahren, die sich zwischen Mund und Wangen allmählich auf Annas klarem Antlitz einzugraben begannen.

Heinrich, der anfänglich mit seinem rasch verfliegenden Feuereifer das Geschäft angefaßt hatte, wurde bald des Kleinhandels und des dabei vermachten persönlichen Verkehrs mit dem Landvolke überdrüssig. Zu mehrerem Unheil war um jene Zeit wieder einmal ein großsprechender Speculant in die Stadt gekommen, nur wenig älter als Heinrich und dessen Verwandter von mütterlicher Seite; er war zuletzt in England gewesen und hatte von dort zwar wenig Mittel, aber einen Kopf voll halbreifer Pläne mit herübergebracht, für die er bald Heinrichs lebhafteste Theilnahme zu entzünden wußte.

Zunächst versuchte man es mit einem Viehexport auf England, der bisher in den Händen einer günstig belegenen Nachbarstadt gewesen war. Nachdem dies mißlungen war, wurde draußen vor der Stadt unter dem Seedeich ein Musterbehälter angelegt, um mit den englischen Natives den hiesigen Pächtern Concurrnz zu machen; aber dem an sich aussichtslosen Unternehmen fehlte überdies die sachkundige Hand, und Carsten, dessen Warnung man vorher verachtet hatte, mußte einen Posten nach dem anderen decken und eine Schuld über die andere auf seine Grundstücke einschreiben lassen.

Anna sah jetzt ihren Mann nur selten einen Abend noch im Hause; denn der unverheirathete Vetter nahm ihn mit in eine Wirthsstube, in der er den Beschluß seines Tageswerkes zu machen pflegte. Hier beim heißen Glase wurden die Unternehmungen berathen, womit man demnächst die kleine Stadt in Staunen setzen wollte; nachher, wenn dazu der Kopf nicht mehr taugte, kamen die Karten auf den Tisch, wo Einsatz und Erfolg sich rascher zeigte.

Heinrich hatte bei alledem die Augen für sein Weib noch nicht verloren. Warf das Glück ihm einen augenblicklichen Gewinn zu, der ihn in seinem Sinne jedesmal zum reichen Manne machte, so gab er wohl die Hälfte davon hin, sei es für goldene Ketten oder Ringe oder für einen kostbaren Stoff, um ihren schönen Leib damit zu schmücken. Aber was sollte Anna, als die Frau eines Kleinhändlers, mit diesen Dingen, zumal da nach und nach die ganze Leitung des Ladengeschäftes auf ihre Schultern gekommen war?

Eines Sonntags — die erste Ladung Ausern war damals eben rasch und glücklich ausverkauft — da sie, ihren Knaben auf dem Arm, im Zimmer auf und ab ging, trat Heinrich rasch und fröhlich zu ihr ein. Nachdem er eine Weile seine Augen auf ihrem Antlitz hatte ruhen lassen führte er sie vor den Spiegel und legte dann plötzlich ein Halsband mit à jour gefaßten Saphiren um ihren Nacken; glücklich wie ein Kind betrachtete er sie. „Nun, Anna? — Laß dir's gefallen, bis ich dir Diamanten bringen kann!“

Der Knabe griff nach den funkelnden Steinen und stieß Laute des Entzückens aus, aber Anna sah ihren Mann erschrocken an. „O Heinrich, du hast mich lieb; aber du verschwendest! Denk an dich, an unser Kind!“

Da war die Freude auf seinem Antlitz ausgelöscht; er nahm den Schmuck von ihrem Halse und legte ihn wieder in die Kapsel, aus der er ihn zuvor genommen hatte. „Anna!“ sagte er nach einer Weile und ergriff fast demüthig

die Hand seiner Frau, „ich habe meine Mutter nicht gekannt, aber ich habe von ihr gehört — nicht zu Hause, mein Vater hat mir nie von ihr gesprochen; ein alter Capitän in Hamburg, der in seiner Jugend einst ihr Tänzer war, erzählte mir von ihr — sie ist schön gewesen; aber sie hat auch nichts Anderes wollen, als nur schön und fröhlich sein; für meinen Vater ist ihr Tod vielleicht ein Glück gewesen — ich hatte oftmals Sehnsucht nach dieser Mutter; aber, Anna — ich glaube, ihren Sohn, den hättest du besser nicht zum Mann genommen.“

In leidenschaftlicher Bewegung schlang das junge Weib den freien Arm um ihres Mannes Nacken. „Heinrich, ich weiß es, ich bin anders als du, als deine Mutter; aber darum eben bin ich dein und bin bei dir; wolle auch du nur bei mir sein, geh nur Abends nicht immer fort, auch um deines alten Vaters willen thu das nicht! Er grämt sich, wenn er dich in der Gesellschaft weiß.“

Aber bei Heinrich hatte in Folge der letzten Worte die Stimmung schon gewechselt. Er löste Annas Arm von seinem Halse, und mit einem Scherz, der etwas unsicher über seine Lippen kam, sagte er: „Was kann denn ich dafür, wenn der Wein, den ich trinke, meinem Vater Kopfweh macht?“

Mit einer heftigen Bewegung schloß Anna den Knaben an ihre Brust. „Sei versichert, Heinrich, ich werde treulich sorgen, daß dieses Kind das nicht dereinst von seinem Vater sage!“

„Nun, nun, Anna! Es war ja nicht so böß gemeint.“

— — Wie es immer gemeint sein mochte, anders war es deshalb nicht geworden. Der Nachtwächter, wenn er derzeit auf seiner Runde sich Heinrichs Hause näherte, sah oft den Kopf der jungen Frau aus dem offenen Fenster in die nächtlich stille Gasse hinaushorchen; er kannte sie wohl, denn er war der Vater jenes Nachbarkindes, mit dem Anna sich einst so liebevoll umhergeschleppt hatte. Ehrerbietig.

ohne von ihr bemerkt zu werden, zog er im Vorübergehen seinen Hut und rief erst weit hinter ihrem Hause die späte Stunde ab. Aber Anna hatte doch jeden Glockenschlag gezählt, und wenn endlich der bekannte Schritt von unten aus der Straße ihr entgegenscholl, so war er meistens nicht so sicher, als sie ihn am Tage doch noch zu hören gewohnt war. Dann floh sie ins Zimmer zurück und warf angstvoll die Arme über die Wiege ihres Kindes.

In der Stadt schüttelten schon längst die klugen wie die dummen Leute ihre Köpfe, und Abends im Rathskeller konnte man von vergnüglichem Lachen die Fuchsperrücke auf Herrn Jaspers' Haupte hüpfen sehen; ja, er konnte sich nicht enthalten, seinem Freunde, dem Stadtwagemeister, wiederholt die tröstliche Zuversicht auszusprechen, daß das Haus in der Süderstraße bald noch einmal durch seine schmutzigen Mafelrhände gehen werde.

Indessen hatte Carsten einen stillen, immer wiederkehrenden Kampf mit seinem eigenen Kinde zu bestehen. Damals bei Eingehung der Ehe hatte er es bei den Brautleuten durchgesetzt, daß ein Theil von Annas Vermögen als deren Sondergut unter seiner Verwaltung geblieben war; jetzt sollte auch dieses in das Compagniegeschäft hineingerissen werden; aber Anna, welche, seit sie Mutter geworden war, diesen Rest als das Eigenthum ihres Kindes betrachtete, hatte Alles in ihres Ohms und Vaters treue Hand gelegt. — Stöhnend, wenn nach solcher Verhandlung der Sohn ihn unwillig verlassen hatte, blickte der Greis wohl nach dem Ofen, in dem vor Jahren die Reste jener Briefe verbrannt waren, oder er stand vor seinem Familienbilde und hielt stummen, schmerzlichen Zwiesprach mit dem Schatten seiner eigenen Jugend.

Ein anscheinend unbedeutender Umstand kam noch hinzu. In einer Nacht, es mochte schon gegen zwei Uhr Morgens sein, erkrankte die alte Brigitte plötzlich, und da nur über

Tag eine Aushülfsfrau im Hause war, so machte Carsten sich selber auf, den Arzt zu holen.

Sein Rückweg führte ihn an jener vorerwähnten Wirthsstube vorüber, aus deren Fenstern allein in der dunkeln Häuserreihe noch ein Lampenschein auf die Straße hinausfiel. Gäste schienen nicht mehr dort zu sein, denn es war ganz still darinnen; und schon hatte Carsten das Haus im Rücken, da drang von dort ein heiserer Laut in seine Ohren, der ihn plötzlich still stehen machte; in dieser häßlichen Menschenstimme, in der sich eine andere ihm bekannte zu verstecken schien, war etwas, das ihn auf den Tod erschreckte. Er konnte nicht weiter, er mußte zurück; lauernd und gierig, noch einmal und genauer dann zu hören, stand er unter dem Fenster der verrufenen Kneipe. Und noch einmal kam es, müde wie von lallender Zunge ausgestoßen. Da schlug der Alte beide Hände über den Kopf zusammen, und sein Stock fiel schallend auf die Steine.

Brigitte genas allmählich, soweit man im fünfundsiebzigsten Jahre noch genesen kann; Carsten aber hatte seit jener Nacht auch seinen letzten Schlaf verloren. Immer meinte er, von jener Trinktube her, die doch mehrere Straßen weit entfernt lag, die heisere Stimme seines Sohnes zu hören; er setzte sich auf in seinen Kissen und horchte auf die Stille der Nacht; aber immer wieder in kleinen Pausen löste sich aus ihr jener furchtbare Ton; seine hagere Hand griff in das Dunkel hinein, als wolle sie die des Sohnes fassen; aber schlaff fiel sie alsbald über den Rand des Bettes nieder.

Seine Gedanken flogen zurück in Heinrichs Kinderzeit; er suchte sich das glückliche Gesicht des Knaben zurückzurufen, wenn es hieß: „Am Deich spazieren gehen“; er suchte seinen Jubel zu hören, wenn ein Lerchennest gefunden oder eine große Seespinne von der Fluth ans Ufer getrieben wurde. Aber auch hier kam etwas, um seinen kargen Schlaf mit ihm zu theilen. Nicht nur, wenn es von den Nordsee-

watten her an sein Fenster wehte, sondern auch in todstillen Nacht, immer war jetzt das eintönige Tosen des Meeres in seinen Ohren; wie zur Ebbezeit von weit draußen, hinter der Schmaltiefe schien es herzukommen; statt des glücklichen Gesichtes seines Knaben sah er die bloßgelegten Strecken des gährenden Wattenschlammes im Mondschein blänkern, und daraus flach und schwarz erhob sich eine öde Hallig. Es war dieselbe, bei der er einst mit Heinrich angefahren, um Möven- oder Kiebitzeier dort zu suchen. Aber sie hatten keine gefunden; nur den aufgeschwemmten Leichnam eines Ertrunkenen. Er lag zwischen dem urweltlichen Kraut des Queller, von großen Vögeln umflogen, die Arme ausgestreckt, das furchtbare Todtenantlitz gegen den Himmel gekehrt. Schreiend, mit entsetzten Augen, hatte bei diesem Anblick der Knabe sich an den Vater angeklammert.

Immer wieder, ja selbst im Traum, wohin diese Vorstellungen ihn verfolgten, suchte der Greis seine Gedanken nach friedlicheren Orten hinzulenken; aber jedes Wehen der Luft führte ihn zurück auf jenes furchtbare Eiland.

Auch die Tage waren anders geworden; der alte Carsten Curator führte zwar noch diesen seinen Beinamen; aber er führte ihn fast nur noch wie ein pensionirter Beamter seinen Amtstitel, und freilich ohne alle Pension. Die meisten seiner derartigen Geschäfte waren in jüngere Hände übergegangen; nur das kleine städtische Amt, das er derzeit wirklich erhalten hatte, wurde noch von ihm bekleidet, und auch der Wollwaarenhandel ging in Brigittens alternder Hand seinen, freilich immer schwächeren Gang.

* * *

Es war an einem Nachmittag zu Anfang des November. Der Wind kam steif aus Westen; der Arm, mit dem die Nordsee in Gestalt des schmalen Hafens in die Stadt

hineinlangt, war von trübgrauem Wasser angefüllt, das kochend und schäumend schon die Hafentreppen überfluthet hatte und die kleinen vor Anker liegenden Inselfschiffe hin und wieder warf. Hier und da begann man schon vor Hausthüren und Kellerfenstern die hölzernen Schotten einzulassen, zwischen deren doppelte Wände dann der Dünge eingestampft wurde, der schon seit Wochen auf allen Vorstraßen lagerte.

Aus dem Hause an der Twiete trat, von Brigitte zur Thür geleitet, ein junger Schiffer, der sich mit einer wollenen Tacke für den Winter ausgerüstet hatte; aber der Sturm riß ihm das Papier von seinem Packen und den Hut vom Kopfe. „Oho, Jungfer Brigitte,“ rief er, indem er seinem Hute nachlief, „der Wind ist umgesprungen; das giebt böß Wasser heut!“

„Herr du mein Jesus!“ schrie die Alte; „sie dämmen überall schon vor! Christinchen, Christinchen!“ — sie wandte sich zu einem Nachbarskinde, das sie in Abwesenheit der Eltern in ihrer Obhut hatte — „die Schotten müssen aus dem Keller! Lauf in die Krämerstraße; der lange Christian, er muß sogleich herüberkommen!“

Das Kind lief; aber der Sturm faßte es und hätte es wie einen armen Vogel gegen die Häuser geworfen, wenn nicht zum Glück der lange Christian schon gekommen wäre und es mit zurückgebracht hätte.

Die Schotten wurden herbeigeholt und vor der Hausthür bis zu halber Mannshöhe eingelassen. Als die Dämmerung herabfiel, war fast der ganze Hafenplatz schon überfluthet; aus den dem Bollwerk nahe gelegenen Häusern brachte man mit Bötten die Bewohner nach den höheren Stadttheilen. Die Schiffe drunten rissen an den Ankerketten, die Masten schlugen gegen einander; große weiße Vögel wurden mitten zwischen sie hineingeschleudert oder flammerten sich schreiend an die schlotternden Taue.

Brigitte und das Kind hatten eine Zeit lang der Arbeit des langen Christian zugehört; jetzt saßen sie im Dunkeln in der Stube hinter den fest angeschrobenern Fensterläden. Draußen das Klatschen des Wassers, das Pfeifen in den Schiffstauen, das Rufen und Schreien der Menschen; wie grimmig zerrte es an den Läden, als wollte es sie herunterreißen. „Hu,“ sagte das Kind, „es kommt herein, es holt mich!“

„Kind, Kind,“ rief die Alte, „was sprichst du da? Was soll hereinkommen?“

„Ich weiß nicht, Tante; das, was da außen ist!“

Brigitte nahm das Kind auf ihren Schoß.

„Das ist der liebe Gott, Christinchen; was der thut, das ist wohlgethan. — Aber komm, wir wollen oben nach meiner Kammer gehen!“

Während dessen war Garsten hinten im Besel beschäftigt; er packte die in dem einen Schranke lagernden alten Papiere und Rechnungsbücher aus und trug sie nach der Kammer des Seitenbaues hinauf; denn erst nach etwa einer Stunde war hohe Fluth; das untere Haus war heute nicht sicher vor dem Wasser.

Eben trat er, eine brennende Unschlittkerze in der Hand, wieder in den Besel; das im Zuge qualmende Licht, welches er in Ermangelung eines Tisches auf die Fensterbank niedersezte, ließ den hohen Raum mit den mächtigen Schränken nur um so düsterer erscheinen; bei dem schräg von Westen einfallenden Sturme rasselten die in Blei gefaßten Scheiben, als sollten sie jeden Augenblick auf die Fliesen hineingeschleudert werden.

Der Greis schien es bejungeachtet und trotz der Schreie und Rufe, die von der Straße zu ihm hereindrangen, nicht eben eilig mit seiner Arbeit zu haben. Sein Haus, das steinerne, würde schon stehen bleiben; ein anderer Untergang seines Hauses stand ihm vor der Seele, dem er nicht zu

wehren mußte. Am Vormittage war Anna dagewesen und hatte, als letzte Rettung ihres Mannes, nun selbst die Auslieferung ihrer Werthpapiere von ihm verlangt; aber auch ihr, die zu dieser Forderung berechtigt war, hatte er sie abgeschlagen. „Verklage mich; dann können sie mir gerichtlich abgenommen werden!“

Er wiederholte sich jetzt diese Worte, mit denen er sie entlassen hatte, und Annas gramentstelltes Antlitz stand vor ihm auf, eine stumme Anklage, der er nicht entgehen konnte.

Als er sich endlich wieder an dem Schranke niederbückte, hörte er draußen die Thür, welche von der Twiete in den Hof führte, gewaltsam aufreißen; bald darauf wurde auch die Hofthür des Pefels aufgeklinkt, und wie vom Sturm hereingeworfen, stand mitten in dem düsteren Raume eine Gestalt, in der Carsten allmählich seinen Sohn erkannte.

Aber Heinrich sprach nicht und machte auch keine Anstalt, die Thür, durch welche der Sturm hereinblies, wieder zu schließen. Erst, nachdem sein Vater ihn aufgefordert hatte, that er das; doch war ihm mehrmals die Klinke dabei aus der Hand geflogen.

„Du hast mir noch keinen guten Abend geboten, Heinrich,“ sagte der Alte.

„Guten Abend, — Vater.“

Carsten erschrak, als er den Ton dieser Stimme hörte; nur einmal, in einer Nacht nur hatte er ihn gehört. „Was willst du?“ frug er. „Weshalb bist du nicht bei Frau und Kind? Das Wasser wird schon längst in eurem Garten sein.“

Was Heinrich hierauf erwiderte, war bei dem Losen, das von allen Seiten um das Haus fuhr, kaum zu hören.

„Ich verstehe dich nicht! Was sagst du?“ rief der Greis. — „Das Geld? Die Papiere deiner Frau? — Nein, die gebe ich nicht!“

„Aber — ich bin bankerott — schon morgen!“ Die

Worte waren gewaltsam hervorgestoßen, und Carsten hatte sie verstanden.

„Bankerott!“ Wie betäubt wiederholte er das eine Wort. Aber bald danach trat er dicht zu seinem Sohne, und die hagere Hand wie zu eigener Stütze gegen seine Brust pressend, sagte er fast ruhig: „Ich bin weit mit dir gegangen, Heinrich; Gott und dein armes Weib wollen mir das verzeihen! Ich gehe nun nicht weiter; was morgen kommt, — wir büßen Beide dann für eigene Schuld.“

„Water! mein Water!“ stammelte Heinrich. Er schien die Worte, die zu ihm gesprochen wurden, nicht zu fassen.

In jähem Andrang streckte der Greis beide Arme nach dem Sohne aus; und wenn die in dem großen Raume herrschende Dämmerung es gestattet hätte, und wenn seine Augen klar genug gewesen wären, Heinrich hätte vor dem Ausdruck in seines Waters Angesicht erschrecken müssen; aber die Schwäche, welche diesen für einen Augenblick überwältigt hatte, ging vorüber. „Dein Water?“ sagte er, und seine Worte klangen hart. „Ja, Heinrich! — Aber ich war noch etwas Anderes — die Leute nannten mich danach — nur ein Stück noch habe ich davon behalten; sieh zu, ob du es aus meinen alten Händen reißen kannst! Denn — betteln gehen, das soll dein Weib doch nicht, weil ihr Curator sie für seinen schlechten Sohn verrathen hat!“ Von draußen drang ein Geschrei herein, und aus entfernten Straßen scholl der dumpfe herkömmliche Nothruf: „Water! Water!“

„Hörst du nicht?“ rief der Alte; „die Schleuse ist gebrochen! Was stehst du noch? Ich habe keine Hülfe mehr für dich!“

Aber Heinrich antwortete nicht; er ging auch nicht; mit schlaff herabhängenden Armen blieb er stehen.

Da, wie in plöglicher Anwandlung, griff Carsten nach der flackernden Unschlittkerze und hielt sie dicht vor seines Sohnes Angesicht.

Zwei stumpfe gläserne Augen starrten auf ihn hin.

Der Greis taumelte zurück. „Betrunken!“ schrie er, „du bist betrunken!“

Er wandte sich ab; mit der einen Hand die qualmende Kerze vor sich haltend, die andere abwehrend hinter sich gestreckt, wandte er nach der Thür des Seitenbaues. Als er hindurchschritt, fühlte er sich an seinem Rocke gezerrt; aber er machte sich los, und es wurde finster im Pösel, und von der anderen Seite drehte sich der Schlüssel in der Thür.

Der Trunkene war plötzlich seiner Sinne mächtig geworden. Wie aus dem Nebel eines Traumes erwachend, fand er sich allein in dem ihm wohlbekanntem dunklen Raume; er wußte mit einem Male jedes Wort, das zu ihm gesprochen war. Er tastete an der verschlossenen Thür, er rüttelte daran. „Vater! hör mich!“ rief er, „hilf mir, mein Vater! nur noch dies eine, letzte Mal!“ Und wieder rüttelte er, und noch einmal mit lauter Stimme rief er es. Aber, ob der Sturm es verwehte, oder ob seines Vaters Ohr für ihn verschlossen war, ihm wurde nicht geöffnet; nichts hörte er als das Toben in den Lüften und zwischen den Schluchten der Höfe und Häuser.

Eine Weile noch stand er, das Ohr gegen die Thür gedrückt; dann endlich ging er fort. Aber nicht durch den Hof nach der Twiete, wo die Thür vielleicht noch frei von Wasser war; er ging durch den Flur an die Schotten der offenen Hausthür, an denen schon bis zur halben Höhe das Wasser hinaufklatzte. Der Mond war aufgestiegen; aber am Himmel flogen die Wolken; Licht und Dunkel jagten abwechselnd über die schäumenden Wasser. Vor ihm über der Schleuse, wo es ostwärts durch die Häuserlücke nach den Gärten und Wiesen geht, schien jetzt ein mächtiger Strom hinabzuschießen; er glaubte den Todesschrei der Thiere zu hören, welche die erbarmungslosen Naturgewalten wie im Taumel dort vorüberrißen. Ihn schauderte; — was wollte

er hier? — Aber gleich darauf warf er den bleichen, noch immer jugendlich schönen Kopf zurück. „Diho, Jens!“ rief er plötzlich; er hatte seitwärts unter den Häusern ein mit zwei Leuten bemanntes Boot erblickt, das zu einem der früheren Austerschiffe gehörte. Ein trotziger Übermuth sprühte aus seinen eben noch so stumpfen Augen. „Gieb mir das Boot, Jens! Oder habt ihr selbst noch was damit?“

„Diesmal nicht!“ scholl es zurück. „Aber wohin will der Herr?“

„Wohin? Ja, wohin? Dort, nur querüber nach der Krämerstraße!“

Das winzige Boot legte sich an die Schotten.

„Steigt ein, Herr; aber setzt uns hier nebenan beim Schlachter ab!“

Heinrich stieg ein, und die beiden Anderen wurden, wie sie es verlangten, ausgelegt. Als sie aber dort hinter den Schotten in der Hausthür standen, sahen sie bald, daß das Boot nicht, wie Heinrich angegeben, in den sicheren Paß der Straße lenkte. „Herr, zum Teufel,“ schrie der Eine, „wo wollt Ihr hin?“

Heinrich war noch im Schutze der Häuserreihe.

„Nach Haus!“ rief er zurück. „Hintenum nach Haus!“

„Herr, seid Ihr toll! Das geht nicht; das Boot kentert, eh Ihr um die Schleuse seid!“

„Muß gehen!“ kam es noch einmal halbverweht zurück; dann schoß das Boot in den wüsten Wasserschwall hinaus. Noch einen Augenblick sahen sie es wie einen Schatten von den Wellen auf- und abgeworfen; als es über der Schleuse in die Häuserlücke gelangte, wurde es vom Strom gefaßt. Die Leute stießen einen Schrei aus; das Boot war jählings ihrem Blick verschwunden. — —

„War mir doch,“ jagte Brigitte oben in ihrer Kammer zu dem Kinde, „als hätte ich vorhin des Onkel Heinrichs Stimme gehört! Aber wie sollte der hierher kommen!“

Dann ging sie hinaus und rief von der Treppe in den dunklen Flur hinab: „Heinrich, bist du da, Heinrich?“ — Als keine Antwort kam, schüttelte sie den Kopf und horchte noch einmal; aber nur das Wasser klatschte gegen die Schotten.

Sie ging vollends in das Unterhaus hinab, entzündete mit Mühe ein Licht und stellte es in das Ladensfenster; dann, nachdem sie den Wasserstand besichtigt hatte, stieg sie wieder hinauf in ihre Kammer. „Sei ruhig, Christinchen, das Wasser kommt heute nicht ins Haus; aber der Onkel Heinrich ist auch nicht dagewesen.“

Wohl eine Viertelstunde war vergangen; draußen schien es ruhiger zu werden, die Leute saßen abwartend in ihren Häusern. Da setzte Brigitte plötzlich das Kind von ihrem Schoße. „Was war das? Hörtest du das, Christinchen?“ Und wieder lief sie nach der Treppe. „Ist Jemand unten?“ rief sie in den Flur hinab.

Eine Männerstimme antwortete durch die offene Hausthür.

„Was wollt Ihr? Seid Ihr's denn, Nachbar?“ fragte die Alte. „Wie seid Ihr an das Haus gekommen?“

„Ich hab ein Boot, Brigitte; aber kommt einmal herab!“

So rasch sie vor dem Kinde konnte, das sich wieder an ihren Rock geklammert hatte, stieg sie die Treppe hinab. „Was ist denn, Nachbar? Gott schütze uns vor Unglück!“

„Ja, ja, Brigitte, Gott schütze uns! Aber hinter der Krämerstraße auf den Fennen ist ein Mensch in Noth.“

„Allbarmherziger Gott, ein Mensch! Wollt Ihr das große Tau von unserem Boden?“

Der Mann schüttelte den Kopf. „Es ist zu weit, der Mensch sitzt auf dem hohen Scheuerpfahl, der nur noch eben über Wasser ist. Hört nur! Man kann ihn schreien hören! — Nein, nein, es war nur der Wind. Aber drüben von des Bäckers Hausboden können sie ihn sehen.“

„Bleibt noch!“ sagte die Alte. „Ich will Carsten rufen; vielleicht weiß der noch Rath.“

Ein paar Worte noch wechselten sie; dann lief Brigitte nach dem Besel. Aber es war dunkel, Carsten war nicht dort. Als sie sich mit dem Kinde nach der Ecke des Seitenbaues hingetastet hatte, fand sie die Thür verschlossen.

„Carsten, Carsten!“ rief sie und schlug mit beiden Händen darauf los. Endlich kam es die Treppe herab, der Schlüssel drehte sich, und Carsten mit der heruntergebrannten Kerze in der Hand trat ihr todtenbleich entgegen.

„Um Gotteswillen, Bruder, wie siehst du aus! Warum verschließt du dich? Was hast du oben in der Todtenkammer aufgestellt?“

Er sah sie ruhig, aber wie abwesend aus seinen großen Augen an.

„Was willst du, Schwester?“ fragte er. „Ist denn das Wasser schon im Fallen?“

„Nein, Bruder; aber es hat ein Unglück gegeben!“ Und sie berichtete mit fliegenden Worten, was der Nachbar ihr erzählt hatte.

Die steinerne Gestalt des Alten wurde plötzlich lebendig. „Ein Mensch? Ein Mann, Brigitte?“ rief er und packte den Arm seiner alten Schwester.

„Freilich, freilich; ein Mann, Bruder!“

Das Kind, das Brigittens Rock nicht losgelassen hatte, streckte jetzt sein Köpfschen vor. „Ja, Carsten Ohm,“ sagte es wichtig, „und der Mann ruft immer nach seinem Vater! Von Nachbar Bäcker seinem Boden können sie ihn schreien hören!“

Carsten ließ das Licht auf die Fliesen fallen und stürzte fort. Er war schon drunten vor den Schotten und wäre in das Wasser hinausgestiegen, wenn ihm der Nachbar nicht noch zur Noth ins Boot geholfen hätte.

Einige Augenblicke später stand er drüben in der Krä-

merstraße auf dem dunklen Boden des Bäckers und ließ durch die offene Luke seine Blicke in den nächtlichen Graus hinausirren.

„Wo? wo?“ fragte er zitternd.

„Sucht nur gerade aus! Der Pfahl auf Peter Hansens Fenne!“ antwortete der dicke Bäcker, der, mit den Daumen in den Armlöchern seiner Weste, neben ihm stand; „'s ist nur zu dunkel jetzt; Ihr müßt warten, bis der Mond wieder vorkommt! Aber ich geh nach unten; ich bin zu weich; ich halt's nicht aus, das Schreien hier mit anzuhören.“

„Schreien? Ich höre nichts!“

„Nicht? Nun, helfen kann's Dem drüben auch nicht weiter.“

Eine blendende Mondhelle brach durch die vorüberjagenden Wolken und beleuchtete das geisterbleiche Gesicht des Greises, der sein fliegendes Haar mit beiden Händen hielt, während die großen Augen angstvoll über die schäumende Wasserwüste schweiften.

Plötzlich zuckte er zusammen.

„Carsten, alle Teufel, Carsten!“ rief der Bäcker, der trotz seines weichen Herzens noch zur Stelle war; denn in demselben Augenblicke war Carsten lautlos in die Arme des dicken Mannes hingefallen.

„Ja, ja.“ setzte der hinzu, als er nun auch einen Blick durch die Luke that; „der Pfahl ist, bei meiner armen Seele, leer! Aber was zum Henker ging denn das den Alten an!“

* * *

Es ist zwar nie ermittelt worden, wer der Mensch gewesen, dessen Nothschrei derzeit von der Fluth erstickt wurde; gewiß aber ist es, daß Heinrich weder in jener Nacht noch später wieder nach Hause gekommen oder überhaupt gesehen worden ist.

Im Übrigen hat Herrn Jaspers' fröhliche Zuversicht sich mehr noch als bewährt; nicht nur das Haus in der Süderstraße, auch das an der Twiete ging bald durch seine Hände. Nur Tante Brigittens Sarg stand noch im kühlen Pefel und wurde von da zur ewigen Ruhe hinausgetragen. Carsten mußte ausziehen; während drinnen der Auktionshammer schallte, ging er, von Anna gestützt, aus seinem alten Hause, um es niemals wieder zu betreten. Oben in der Süderstraße, weit hinter Heinrichs früherem Gewese, dort wo die letzten kleinen Häuser mit Stroh gedeckt sind, war jetzt ihre gemeinschaftliche Heimath. Ein Amt bekleidete Carsten nicht mehr, auch sonst betrieb er keine Geschäfte; denn in jener Nacht war er vom Schlage getroffen worden, und sein Kopf hatte gelitten; dagegen war er noch wohl geeignet, den kleinen Heinrich zu warten, welcher den halben Tag auf seines Großvaters Schoße zubrachte. Noth litt der Alte nicht, obgleich Anna auch den letzten Bruchtheil ihres Vermögens um des Gedächtnisses ihres Mannes willen hingegeben hatte; aber ihre Hände und ihr Muth waren nimmer müde. Sie war völlig verblüht, nur ihr schönes blondes Haar hatte sie noch behalten; aber eine geistige Schönheit leuchtete jetzt von ihrem Antlitz, die sie früher nicht beiseßen hatte; und wer sie damals in ihrer hohen Gestalt zwischen dem Kinde und dem zum Kind gewordenen Manne erblickt hat, dem mußten die Worte der Bibel ins Gedächtniß kommen: Stirbt auch der Leib, doch wird die Seele leben!

Für den Greis aber bildete es eine täglich wiederkehrende Lust, die Züge der Mutter in dem kleinen Antlitz seines Enkels aufzusuchen. „Dein Sohn, Anna; ganz dein Sohn!“ pflegte er nach längerer Betrachtung auszurufen. „Er hat ein glückliches Gesicht!“ Dann nickte Anna und sagte lächelnd: „Ja, Großvater; aber der Junge hat ganz Eure Augen.“

*

*

*

Und so geht es fort in den Geschlechtern: die Hoffnung wächst mit jedem Menschen auf; aber Keiner denkt daran, daß er mit jedem Bissen seinem Kinde zugleich ein Stück des eigenen Lebens hingiebt, das von demselben bald nicht mehr zu lösen ist.

Heil Dem, dessen Leben in seines Kindes Hand gesichert ist; aber auch Dem noch, welchem von Allem, was er einst befehlen, nur eine barmherzige Hand geblieben ist, um seinem armen Haupte die letzten Krümel aufzuschütteln.

Ein Doppelgänger.



Vor einigen Jahren im Hochsommer war es, und alle Tage echtes Sonnenwetter; ich hatte mich in Jena, wie einst Dr. Martinus, in der alten Gastwirthschaft zum Bären einquartiert, hatte mit dem Wirth schon mehr als einmal über Land und Leute geredet und mich mit Namen, Stand und Wohnort, welcher derzeit zugleich mein Geburtsort war, in das Fremdenbuch eingeschrieben.

Am Tage nach meiner Ankunft war ich nach Besteigung des Fuchsthurms und nach manchem anderen Auf- und Absteigen spät Nachmittags in das geräumige, aber leere Gastzimmer zurückgekehrt und hatte mich sommermüde vor einer Flasche Ingelheimer hinter dem kühlen Ofen in einen tiefen Lehnstuhl gesetzt; eine Uhr tickte, die Fliegen summten am Fensterglas, und mir wurde die Gnade, davon in den Schlaf gewiegt zu werden, und zwar recht tief.

Das Erste, was vom Außenleben wieder an mich herankam, war eine sonore milde Männerstimme, welche, wie zum Abschied, gute Lehren gebend, zu einem Anderen zu reden schien. Ich öffnete ein wenig die Augen: am Tische, unfern von meinem Lehnstuhl, saß ein ältlicher Herr, den ich nach seiner Kleidung als einen Oberförster zu erkennen meinte; ihm gegenüber ein noch junger Mann, gleichfalls im grünen Rock, zu dem er redete; ein röthlicher Abendschein lag schon auf den Wänden.

„Und dessen gedenke auch noch,“ hörte ich den Alten sagen, „du bist ein Stück von einem Träumer, Fritz; du hast sogar schon einmal ein Gedicht gemacht; laß dir so was bei dem Alten nimmer beikommen! Und nun geh und grüß deinen neuen Herrn von mir; zur Herbstjagd werd ich mich nach dir erkundigen!“

Als dann der Junge sich entfernt hatte, rüttelte ich mich völlig auf; der Alte stand am Fenster und drückte die Stirn gegen eine Scheibe, wie um dem Fortgehenden noch einmal nachzuschauen. Ich trank den Rest meines Ingelheimers, und als der Oberförster sich in das Zimmer zurückwandte, begrüßten wir uns wie nach abgethanen Werken, und bald, da niemand außer uns im Zimmer war, saßen wir plaudernd neben einander.

Es war ein stattlicher Mann von etwa fünfzig Jahren, mit kurz geschorenem, schon ergrautem Haupthaar; über dem Vollbart schauten ein Paar freundliche Augen, und ein leichter Humor, der bald in seinen Worten spielte, zeugte von der Behaglichkeit seines inneren Menschen. Er hatte eine kurze Jagdpfeife angebrannt und erzählte mir von dem jungen Burschen, welchen er einige Jahre in seinem Hause gehabt und nun zur weiteren Ausbildung an einen älteren Freund und Amtsbruder empfohlen habe. Als ich ihn, seiner Vorhaltung an den Jungen gedenkend, frug, was für Leides ihm die Poeten denn gethan hätten, schüttelte er lachend den Kopf.

„Gar keines, lieber Herr,“ sagte er, „im Gegentheil! Ich bin ein Landpastorensohn, und mein Vater war selber so ein Stück von einem Poeten; wenigstens wird ein Kirchenlied von ihm, das er einmal als fliegendes Blatt hatte drucken lassen, noch heutigen Tages nach ‚Befiehl du deine Wege‘ in meinem Heimathdorf gesungen; und ich selber — als junger Gelbschnabel wußte ich sogar den halben Umland auswendig, zumal in jenem Sommer“ — er strich sich plötzlich mit der Hand über sein leicht erröthend Antlitz und

sagte dann, wie im Stillen seine vorgehabte Rede ändernd: „wo am Waldestrand das Geißblatt wie zuvor in keinem anderen Jahre duftete! Aber ein Rehbock, ein ander Mal — und das war schwer verzeihlich — die seltene Jagdbeute, eine Trappe, sind mir darüber aus dem Schuß gekommen! — Nun, mit dem Jungen ist es nicht so schlimm; nur der Alte drüben wird schon fuchswild, wenn wir gelegentlich einmal anstimmen: ‚Es lebe, was auf Erden stolzirt in grüner Tracht‘; Sie kennen wohl das schöne Lied?“

Ich kannte zwar das Lied — hatte nicht auch Freiligrath seinen patriotischen Zorn an dem harmlosen Dinge ausgelassen? — Aber mir lag die plötzliche Erregung des alten Herrn im Sinne: „Hat das Geißblatt auch in späteren Jahren wieder so geduftet?“ frug ich leise.

Ich fühlte meine Hand ergriffen und einen Druck, daß ich einen Schrei ersticken mußte. „Das war ja nicht von dieser Welt,“ raunte der Mann mir zu, „der Duft ist unvergänglich — — so lang sie lebt!“ setzte er zögernd hinzu und schenkte sich sein Glas voll hellen Weines und trank es in einem Zuge leer.

Wir hatten noch eine Weile weiter geplaudert, und manche anziehende Mittheilung aus seinem Forst- und Jagdleben hatte ich von ihm gehört, manches Wort, das auf einen ruhigen Lebensernst in diesem Manne schließen ließ. Es war fast völlig dunkel geworden; die Stube füllte sich mit anderen Gästen, und die Lichter wurden angezündet; da stand der Oberförster auf. „Ich säße noch gern ein Weilchen,“ sagte er, „aber meine Frau würde nach mir aussehen; wir Beide bilden jetzt allein die Familie, denn unser Sohn ist auf dem Forstinstitut zu Ruhla.“ Er steckte seine Pfeife in die Tasche, rief einem braunen Hühnerhund, der, mir unbemerkt, in einem Winkel gelegen hatte, und reichte mir die Hand. „Wann denken Sie wieder fort von hier?“ frug er.

„Ich dachte morgen!“

Er sah ein paar Augenblicke vor sich hin. „Meinen Sie nicht,“ frug er dann, ohne mich anzublicken, „wir könnten unsere neue Bekanntschaft noch ein wenig älter werden lassen?“

Seine Worte trafen meine eigene Empfindung; denn auf meiner nun zweiwöchentlichen Reise hatte ich heute zum ersten Mal ein herzlich Wort mit einem Begegneten gewechselt; aber ich antwortete nicht gleich; ich sann nach, wohin er zielen möge.

Und schon fuhr er fort: „Lassen Sie mich es offen stehen: zu dem Eindruck Ihrer Persönlichkeit kommt noch ein Anderes dazu; es ist Ihre Stimme, oder richtiger die Art Ihres Sprechens, was diesen Wunsch in mir erregt; mir ist, als gehe es mich ganz nahe an, und doch ...“ Statt des verständigenden Wortes aber ergriff er plötzlich meine beiden Hände. „Thun Sie es mir zu Lieb,“ sagte er dabei, „meine Försterei liegt nur so reichlich eine Stunde von hier, zwischen Eichen und Tannen — darf ich Sie bei meiner lieben Alten als unseren Gast auf ein paar Tage anmelden?“

Der alte Herr sah mich so treuherzig an, daß ich gern und schon auf morgen zusagte. Er schüttelte mir lachend die Hände: „Abgemacht! Brächtig! Brächtig!“ piff seinem Hunde, und nachdem er noch einmal seine Klappe mit der Falkenfeder gegen mich geschwenkt hatte, bestieg er seinen Klappen und ritt in freudigem Galopp davon.

Als er fort war, trat der Wirth zu mir: „Ein braver Herr, der Herr Oberförster; dacht schon, Sie würden Bekanntschaft machen!“

„Und warum dachten Sie das?“ frug ich entgegen.

Der Wirth lachte. „Ei, da wissen's der Herr wohl selber noch gar nicht?“

„So sagen Sie es mir! Was soll ich wissen?“

„Ei, Sie und die Frau Oberförster sind doch gar Stadtkinder mit einander!“

„Ich und die Frau Oberförster? Davon weiß ich nichts; Sie sagen es mir zuerst; ich hab dem Herrn auch meine Heimath nicht genannt.“

„Nun,“ sagte der Wirth, „da ging's freilich nicht; denn's Fremdenbuch hat er nicht gelesen; das ist grad keine Zeitung!“

Ich aber dachte: Das war es also! Liegt der Heimathklang so tief und darum auch so unverwüßlich? Aber ich kannte daheim alle jungen Mädchen unseres Schlages innerhalb der letzten dreißig Jahre: ich wußte keine, die so weit gen Süden geheirathet hätte. „Sie irren sich vielleicht,“ sagte ich zu dem Wirth, „wie ist denn der Jungfernname der Frau Oberförster?“

„Kann nicht damit dienen, Herr,“ entgegnete er, „aber mir ist's noch just wie heute, als die seligen Eltern des Herrn Oberförsters, die alten Pfarrersleute, mit dem derzeit kaum achtjährigen Dirnlein hier vorgefahren kamen.“

— — Ich wollte nicht weiter fragen und ließ es für jetzt dabei bewenden; nur den Weg zur Oberförsterei ließ ich mir noch einmal, wie zuvor schon von dem Besitzer derselben, eingehend berichten.

* * *

Und schon in der Frühe des anderen Morgens, als noch die Thautropfen auf den Blättern lagen und die ersten Vogelstimmen am Wege aus den Büschen riefen, befand ich mich auf der Wanderung. Nachdem ich etwa eine Stunde, zuletzt an einem Eichwald entlang, gegangen war, bog ich gemäß der empfangenen Weisung in einen breiten Fahrweg ein, der zur Linken unter die schattigen Wipfel durchführte. Bald mußte ich den Weg sich öffnen und das Heimwesen meines neuen Freundes vor mir liegen sehen! Dann, kaum eine Viertelstunde weiter, kam aus der großen Waldesstille

ein Geräusch wie von wirthschaftlichem Leben mir entgegen: die Schatten um mich hörten auf, und ein blinkender Teich und jenseit desselben ein altes, stattliches Gebäu mit mächtigem Hirschgeweih über dem offenen, auf einer Treppenplatte befindlichen Thore lagen in der lichten Morgensonne vor mir; ein wüthendes Gebell von wenigstens einem halben Duzend großer und kleiner Jagdhunde erhob sich und verstummte plötzlich auf einen gellenden Pfiff.

„Grüß Gott und tausendmal willkommen!“ rief statt dessen die mir schon bekannte Männerstimme; und da kam er selbst aus dem Hause, die Stiege herab und um den kleinen Teich herum; aber nicht allein: eine zarte Frau, fast mädchenhaft, ging an seinem Arm; doch sah ich im Näherkommen wohl, daß sie den Vierzig nahe sein müsse. Sie begrüßte mich, indem sie fast nur die Worte ihres Mannes wiederholte; aber ein Zug von Güte um den halb geöffneten Mund, der noch ein Weilchen in dem stillen Angesicht verblieb, ließ keinen Zweifel an ihrer Echtheit aufkommen. Während wir dann mit einander dem Hause zugingen, fiel es mir auf, wie sie mitunter ihren Arm auf seinem ruhen ließ, als wollte sie ihm sagen: „Du trägst mein Leben, und du trägst es gern; dein Glück und meines sind dasselbe!“

Als wir dann drinnen in dem bürgerlich schlichten Zimmer beim Morgenkaffee saßen, den man für mich aufgeschoben hatte, legte der Oberförster sich behaglich in seinen Lehnstuhl zurück. „Christinchen,“ sagte er, mich und seine Frau mit einem schelmischen Blicke streifend, „ich habe dir einen lieben Gast gebracht, von dem ich gleichwohl weder Namen noch Stand weiß; er mag uns beides sagen, wenn er uns verläßt, damit wir ihn doch wiederfinden können: es ist so tröstlich, auch einmal mit einem Menschen und nicht eben mit einem Herrn Geheimen Oberregierungs Rath oder einem Lieutenant zu verkehren.“

„Nun,“ sagte ich lachend, „Qualitäten habe ich nicht zu

verhehlen“; als ich dann aber mit dem Hinzufügen, daß ich ein schlichter Advocat sei, meinen Namen nannte, wandte sich die Frau wie überrascht mir zu, und ich fühlte, wie ihre Augen flüchtig auf meinem Antlitz weilten.

„Was hast du, Frau,“ rief der Oberförster; „mir ist der Advocat schon recht!“

„Mir auch,“ sagte sie und reichte mir eine Tasse Kaffee, dessen Duft mich mit Allem einverstanden sein ließ. Sie war noch einmal aufgestanden, kehrte aber, nachdem sie eine Handvoll Brotsamen aus dem offenen Fenster geworfen hatte, auf ihren Platz zurück. Draußen stürzte sich, einem Platzregen gleich, eine Flucht von Tauben von dem Dache auf den Boden herab; aus den Läden vor dem Hause kamen die Sperlinge dazu, und ein lustiger Tumult erhob sich.

„Die haben's gut!“ sagte lachend der Oberförster, mit dem Kopfe nach dem Fenster winkend; „seit unser Paul in Ruhla ist! Sie kann es nicht lassen, den allzeit Hungrigen Brotsamen auszustreuen; sei es nun der Bub, oder seien es nur unseres Herrgotts Krippenfresser!“

Aber die Frau setzte ruhig ihre Tasse von dem Munde: „Der Bub allein? Ich dachte, der Vater wär auch wohl dabei!“

„Komm, Alte,“ rief der Oberförster; „ich merke doch, du bist mir zu gescheit; wir wollen Frieden machen!“

Wir plauderten weiter; und wenn das liebe Frauenantlitz sich zu mir wandte, konnte ich es mir nicht versagen, nach bekannten Zügen darin zu suchen; allein obgleich ein paar Mal, wie im Fluge, als wolle es mir helfen, das frühere Kinderangesicht mich daraus anzublicken schien, ich mußte mir dennoch sagen: Die kennst du nicht; du hast sie nie gesehen. Ich lauschte dann auch ihrer Sprache, aber weder die uns heimische Verwechslung verwandter Vocale, noch die von solchen Consonanten kam zum Vorschein; nur ein paar Mal meinte ich das scharfe S vor einem anderen

Consonanten zu vernehmen, dessen ich selbst freilich mich längst entwöhnt glaubte.

Am Vormittag ging ich mit dem Oberförster in den umliegenden Wald; er wies mir seine Hauptschläge, die mit uralten und mit kaum fingerhohen Eichen, und entwickelte mir eindringlich sein System der Waldcultur; wir sahen einen Hirsch mit sechzehn Enden und ein paar Rehe; aus einem schlammigen Sumpfe schielte sogar der schwarzbraune Borstentopf eines Reilers aus seinen eng geschlitzten Augen nach uns hinüber. Wir gingen ohne Hunde; „nur ruhig weiter!“ mahnte mein Geleitsmann; „und wir kommen ungefährdet wieder nach Hause.“

Nach dem Mittagessen führte mein Wirth mich eine Treppe hoch nach hinten zu in das mir angewiesene Zimmer. „Sie wollten noch Briefe schreiben,“ sagte er; „hier finden Sie Alles, was dazu nöthig ist! Unser Junge hat hier vordem gewohnt; aber es ist kühl und still!“ Er zog mich an eines der offen stehenden Fenster: „Hier unten sehen Sie ein Stück von unserem Garten, dahinter zieht sich der Teich herum; dann dort die grüne Wiese und dann der hohe dunkle Wald — der schützt Sie vor allem Weltgeräusch! — Nun ruhen Sie vorerst sanft nach Ihren Wanderstrapazen!“ sagte er und drückte mir die Hand.

Er ging, und ich that nach seinen Worten; und die Stimmen der Grasmücken aus dem Garten und des Pirols und der Falken aus dem nahen Walde und über seinen Wipfeln aus der blauen Luft kamen wie aus immer größerer Ferne durch die offenen Fenster; dann hörte Alles auf.

Ich erwachte endlich; ich hatte lange geschlafen; der Weiser meiner Taschenuhr zeigte schon nach fünf; gleichwohl mußte der Brief geschrieben werden, denn ein Knecht sollte ihn um sechs Uhr mit zur Stadt nehmen.

So kam ich erst spät wieder in das Haus hinab. Die Frau fand ich vor demselben im Lindenschatten auf der Bank

mit einer Flickarbeit beschäftigt. „Das ist für unseren Paul,“ sagte sie wie entschuldigend und schob die Sachen an die Seite; „er schleift, er ist noch jung und wild; aber noch mehr gut als wild! — Und Sie haben fest geschlafen: die Sonne will schon zur Meige gehen!“

Ich frug nach ihrem Mann.

„Er hat eine Weile geschäftshalber fort müssen; aber er läßt Sie grüßen; wir sollten nähere Bekanntschaft machen — so hat er mir gesagt — und dort die Schneise durch die Tannen hinauffspazieren; nach der anderen Seite, als wo Sie heute Vormittag mit ihm hinaus waren; er würd uns dort bald finden!“

Wir plauderten aber noch eine Weile, nachdem sie auf meine Bitte ihre mütterliche Arbeit wieder aufgenommen hatte; dann, da er nicht kam, erhob sie sich. „Es wird wohl Zeit!“ sagte sie, und ein flüchtig Roth ging über ihr Antlitz.

So wanderten wir denn neben einander auf dem Wege zwischen den hohen Tannen, dessen eine Seite noch von der Sonne angelehnt war. Unser Gespräch schien ganz erloschen; nur hin und wieder prüfte ich mit einem Blicke ihr Profil; aber es machte mich nicht klüger.

„Gestatten Sie, verehrte Frau,“ sprach ich endlich, „daß ich die Waldstille unterbreche; es drängt mich, Ihnen eins zu sagen und Ihnen eine Frage vorzulegen; Sie wissen wohl, daß man in der Fremde doch immer heimlich nach der Heimath sucht!“

Sie nickte. „Sprechen Sie nur!“ sagte sie.

„Ich glaubte nicht zu irren,“ begann ich, „Sie schienen überrascht, als ich heute Morgen meinen Namen nannte. Hatten Sie ihn früher schon gehört? Mein Vater war, wenigstens im Lande, ein bekannter Mann.“

Sie nickte wieder ein paar Mal: „Ja, ich erinnere mich Ihres Namens aus meiner Kinderzeit.“

Als ich dann aber meine Vaterstadt ihr nannte, wurden

ihre Augen plötzlich starr und blieben unbeweglich auf den meinen ruhen; nur ein paar vorquellende Thränen verdunkelten jetzt beide.

Ich erschrak fast. „Es war nicht mein Gedanke, Ihnen weh zu thun,“ sagte ich; „aber der Wirth zum Bären, der meine Heimath aus dem Fremdenbuch erfahren hatte, behauptete, wir beide seien Stadtkinder mit einander!“

Sie that einen tiefen Athemzug. „Wenn Sie daher stammen,“ sagte sie, „so sind wir es.“

„Und doch,“ fuhr ich etwas zögernd fort, „ich glaube alle damaligen Familien unserer Stadt zu kennen und wüßte nicht, in welche ich Sie hineinbringen sollte.“

„Die meine werden Sie nicht gekannt haben,“ erwiderte die Frau.

„Das wäre seltsam! Wann haben Sie denn die Stadt verlassen?“

„Das mag fast dreißig Jahre her sein.“

„O, damals war ich noch in unserer Heimath, bevor wir, so viele, in die Fremde mußten.“

Sie schüttelte den Kopf. „Die Ursache liegt wo anders: meine Wiege“ — sie zögerte ein wenig und sagte dann: „Ich hatte wohl nicht einmal eine; aber die Kathe, in der ich geboren wurde, war nur die Miethwohnung eines armen Arbeiters, und ich war seine Tochter.“

Sie blickte mit ihren klaren Augen zu mir auf. „Mein Vater hieß John Hansen,“ sagte sie.

Ich suchte mich zurecht zu finden, aber es gelang mir nicht; der Name Hansen war bei uns wie Sand am Meer. „Ich kannte manchen Arbeiter,“ erwiderte ich; „unter dem Dache des einen war ich als Knabe sogar ein wöchentlicher Gast, und für Manches, was ich noch zu meinem Besten rechne, fühle ich mich ihm und seiner braven Frau verpflichtet. Aber Sie mögen Recht haben, der Name Ihres Vaters ist mir unbekannt.“

Sie schien aufmerksam zuzuhören, und mir war es, als würden ihre kindlichen Augen wieder feucht.

„Sie hätten ihn kennen müssen,“ rief sie, „Sie würden die, welche die kleinen Leute genannt werden, noch tiefer in Ihr Herz geschlossen haben! Als meine Mutter, da ich kaum drei Jahre alt war, starb, da hatte ich nur ihn; aber schon in meinem achten Jahre ist er plötzlich mir entrisen worden.“

Wir gingen eine Zeit lang, ohne ein Wort zu wechseln, und ließen die Spitzen der Tannenzweige, die in den Weg hingen, durch unsere Finger gleiten; dann hob sie den Kopf, als ob sie sprechen wolle, und sagte zögernd: „Ich möchte nun auch Ihnen, meinem Landsmann, etwas Weiteres vertrauen; es ist seltsam, aber es kommt mir immer wieder: mir ist oftmals, als hätte ich vorher, bei Lebzeiten meiner Mutter, einen anderen Vater gehabt — den ich fürchtete, vor dem ich mich verkröchte, der mich anschrte und mich und meine Mutter schlug . . . und das ist doch unmöglich! Ich habe selbst das Kirchenbuch aufschlagen lassen; meine Mutter hat nur diesen einen Mann gehabt. Wir haben zusammen Noth gelitten, gefroren und gehungert; aber an Liebe war niemals Mangel. Eines Winterabends entsinne ich mich noch deutlich; es war an einem Sonntag, und ich mochte etwa sechs Jahre alt sein. Wir hatten leidlich zu Mittag gegessen; doch zum Abend wollte es nicht mehr reichen; mich hungerte noch recht, und der Ofen war fast kalt geworden. Da sah mein Vater mich mit seinen schönen dunklen Augen an, und ich streckte meine Ärmchen ihm entgegen; und bald lag ich, in ein altes Tuch gewickelt, an der warmen Brust des mächtigen Mannes. Wir gingen durch die dunklen Straßen, immer in eine neue; aber über uns waren alle Sterne angezündet, und meine Augen gingen von dem einen zu dem anderen. ‚Wer wohnt da oben?‘ frug ich endlich, und mein Vater antwortete: ‚Der liebe Gott, der

wird dich nicht vergessen!“ Ich sah wieder in die Sterne, und alle blinkten so still und freundlich auf mich nieder. „Vater,“ sagte ich, „bitte ihn doch noch um ein kleines Stückchen Brot für heute Abend!“ Ich fühlte einen warmen Tropfen auf mein Angesicht fallen; ich meinte, er käme von dem lieben Gott. — Ich weiß, mich hungerte nachher noch in meinem Bettchen; aber ich schlief doch ruhig ein.“

Sie schwieg einen Augenblick, während wir langsam auf dem Waldweg weiter schritten.

„Aus der Zeit aber, wo ich mit meiner Mutter lebte,“ sagte sie dann noch, „vermag ich keine feste Erinnerung an meinen Vater zu gewinnen; ich muß mich mit dem wüsten Schreckbild begnügen, das mein Verstand vergebens zu fassen sucht.“

Sie kniete plötzlich nieder, um eine Handvoll jener kleinen röthlichen Immortellen zu pflücken, die sich gern auf magerem Sandboden ansiedeln; da wir dann weiter gingen, begannen ihre Finger einen Kranz daraus zu flechten.

Ich war noch mit ihren letzten Worten beschäftigt: mir ging im Kopf ein wüster junger Kerl herum; er war bekannt genug gewesen, aber sein Name war ein anderer. „Auch Kinder,“ sagte ich endlich, während meine Augen ihren geschickten Händen folgten, „mag wohl einmal der Gedanke an den unsichtbar umhergeistenden Tod wie ein Schauder überfallen, daß sie voll Angst die Arme um ihr Liebsteß klammern; dazu — Sie kannten gewiß schon von den Vätern, mit denen die Communen die Kinder der Armen zu beschenken pflegen — was Wunder, daß Ihre Phantasie das Schreckbild in jene von Erinnerung leere Zeit hinabschob!“

Aber die edle Frau schüttelte lächelnd ihren Kopf. „Schön ausgerechnet,“ sagte sie; „aber ich habe niemals an solchen Gespensterphantasien gelitten; und die Menschen, die mich dann nach meines lieben Vaters Tode zu sich nahmen — bessere konnte kein Kind sich wünschen: es waren die

Eltern meines Mannes, die auf einer Badereise ein paar Tage in unserer Vaterstadt verweilen mußten.“

In diesem Augenblicke glaubte ich in dem Staubwege Schritte hinter uns zu hören, und als ich umblickte, sah ich den Oberförster schon in der Nähe.

„Sehen Sie wohl,“ rief er mir zu, „da habe ich Sie schon! Und du, Christine,“ — und er ergriff die Hand seiner Frau und neigte den Kopf, um ihr in die Augen zu blicken — „du schaust ja so nachdenklich; was ist denn?“

Sie lehnte sich lächelnd an seine Schulter: „Ja, Franz Adolf, wir sprachen von unserer Vaterstadt — denn es hat sich herausgestellt, daß wir dieselbe haben — aber wir haben uns dort nicht finden können.“

„So ist es um so schöner,“ erwiderte er und reichte mir die Hand, „daß wir ihn heute bei uns haben; das Damals wäre ja doch schon längst vorüber!“

Sie nickte nachdenklich und schob ihren Arm in seinen. So gingen wir ein paar hundert Schritte weiter bis an einen Waldteich, an dessen Ufern die gelben Iris in für mich nie gesehener Fülle blühten.

„Da ist deine Lieblingsblume!“ rief der Förster; „aber du würdest dir die Schuhe überwaten; sollen wir Männer dir einen braven Strauß holen?“

„Ich verzichte diesmal auf Ritterdienste,“ erwiderte sie, sich anmuthig gegen uns verneigend; „ich bin heute bei den Kleinen und weiß hier eine Stelle, wo ich mein Kränzlein vervollständigen kann!“

„So erwarten wir dich hier,“ rief ihr der Oberförster nach, sie mit ernstern liebevollen Blicken verfolgend, bis sie in der naheliegenden Dichtung verschwand.

Dann wandte er sich plötzlich zu mir. „Sie werden mir nicht zürnen,“ sagte er, „wenn ich Sie bitte, mit meiner Frau nicht weiter über ihren Vater zu sprechen. Ich ging im weichen Wegestaub schon länger hinter Ihnen, und der

leichte Sommerwind trug mir genügende Brocken Ihres Gespräches zu, um das Ubrige zu errathen. Hätte ich von Ihrer beider so genauen Landsmannschaft gewußt — verzeihen Sie mir dies Geständniß — ich hätte mir die Freude Ihres Besuches versagt; die Freude, sag ich; doch es ist so besser, wir kennen uns nun schon.“

„Aber,“ entgegnete ich etwas bestürzt, „ich kann Sie versichern, es ist von einem Arbeiter John Hansen keine Spur in meiner Erinnerung.“

„Sie könnten Ihnen dennoch plötzlich kommen!“

„Ich denke nicht; jedenfalls, obgleich ich nicht die Ursache kenne, seien Sie meines Schweigens sicher!“

„Die Ursache,“ erwiderte er, „will ich Ihnen in einem Worte geben: der Vater meiner Frau hieß freilich John Hansen; von den Leuten aber wurde er John Glückstadt genannt, nach dem Orte, wo er als junger Mensch eine Zuchthausstrafe verbüßt hatte. Meine Frau weiß weder von diesem Übernamen, noch von der Strafe, auf welcher er beruht; und — ich denke, Sie stimmen mir bei — ich möchte nicht, daß sie das je erführe; ihr Vater, den sie kindlich verehrt, würde mit jenem Schreckbild zusammenfallen, das ihre Phantasie ihr immer wieder vorbringt und das leider keine bloße Phantasie war.“

Fast mechanisch reichte ich ihm die Hand, und bald waren wir wieder auf dem Heimwege; die Frau ging, längst wieder an ihrem Kranze flechtend, neben mir, als ich aus andrängenden und sich in einander fügenden Erinnerungen wieder aufschaute. „Verzeihen Sie,“ sagte ich, „es kommt mir mitunter, von einem plötzlichen Gedanken bis zur Vergessenheit der Gegenwart hingenommen zu werden. Im Elternhause sagte dann mein Bruder, des alten Volksglaubens gedenkend: ‚Stört ihn nicht, seine Maus ist ihm aus dem Mund gesprungen!‘ Aber ich verspreche, sie in Zukunft besser zu überwachen.“

Aus den Augen des Oberförsters traf mich ein verständnißvoller Blick. „Auch wir haben hier den Glauben,“ sagte er; „aber Sie sind bei Freunden, wenn auch nur bei neuen!“

So kamen wir wieder in Gespräch, und während die Tannenriesen schon tiefe Schatten über den Weg warfen und die Luft mit schwülem Abendduft erfüllten, gelangten wir allmählich an die Oberförsterei zurück; die Hunde, ohne zu bellen, sprangen uns entgegen, und aus der dampfenden Wiese, die hinter dem Teiche lag, scholl hin und wieder der schnarrende Laut des Wachtelkönigs; ein heimathlicher Frieden war überall.

Die Frau war uns voran ins Haus gegangen, mein Wirth und ich setzten uns auf die Seitenbänke der Haustreppe; aber keine Leute kamen einer nach dem anderen, um zu berichten oder sich Anweisung für den folgenden Tag zu holen; dazwischen drängten sich die Hunde, Teckel und Hühnerhunde, voran das Brachteremplar eines lohbraunen Schweißhundes; zu Erörterungen zwischen uns blieb keine Zeit. Dann erschien meine Landsmännin in der offenen Hausthür und lud zum Abendessen; und als wir im behaglichen Zimmer bei einer guten Flasche alten Hardtwins saßen, erzählte der Oberförster die Geschichte seines Lieblings, des Lohbraunen, den er als junges Thier von einem ruinirten Spieler gekauft hatte, und von den Heldenthaten, welche er schon jetzt gegen die hier insonders kühnen Wilderer verübt habe. So geriethen wir in die Jagdgeschichten, von denen eine immer die andere nach sich zog; nur einmal, in einer Pause des Gespräches, sagte Frau Christine wie aus langem Sinnen: „Ob wohl noch die Kathe da ist, am Ende der Straße, und das Astloch in der Hausthüre, durch das ich Abends hinausfah, ob nicht mein Vater von der Arbeit komme? — Ich möcht doch einmal wieder hin!“

Sie sah mich an, und ich erwiderte nur: „Sie würden

viel verändert finden!“ Der Oberförster aber faßte ihre beiden Hände und schüttelte sie ein wenig.

„Wach auf, Christel!“ rief er. „Was wolltest du dort? Selbst unser Gastfreund hat sich ausgebaut! Bleib bei mir, wo du zu Haus bist — und um acht Tage kommt dein Junge in die Sommerferien!“

Sie sah mit glücklichen Augen zu ihm auf. „Es war ja nicht so ernst gemeint, Franz Adolf!“ sagte sie leise.

Als es auf der Hausuhr vom Flur aus zehn schlug, brachen wir auf; der Oberförster zündete eine Kerze an und begleitete mich, wie am Nachmittage, die Treppe hinauf nach meinem Gastzimmer.

„Nun,“ sagte er, nachdem er das Licht auf den Tisch gesetzt hatte, „nicht wahr, wir sind jetzt einig? Sie verstehen mich?“

Ich nickte. „Gewiß; ich weiß nun freilich, wer John Hansen ist.“

„Ja, ja,“ rief er, „aus dem Staube des Weges haben meine lieben Eltern dies Kind für mich aufgesammelt; ich dank es ihnen jeden Morgen, wenn ich beim Aufstehen dies friedliche Antlitz noch neben mir im Schlummer sehe, oder wenn sie mir vom Kissen ihren Morgengruß zunicht. Doch — gute Nacht! Auch die Vergangenheit soll schlafen!“

Wir reichten uns die Hände, und ich hörte ihn den Corridor entlang und die Treppe hinabgehen. Aber bei mir wollte die Vergangenheit nicht schlafen; ich trat an das offene Fenster und sah auf den Teich und auf die Wasserlilien, die wie Mondflimmer auf seinem dunklen Spiegel lagen; die Linden am Ufer hatten zu blühen begonnen, und ihr Duft wehte im Nachthauch zu mir herüber; eine mir unbekanntes Vogelstimme scholl in Haufen vom Wald herüber. Aber die reiche Sommernacht nahm mich nicht gefangen; vor mein inneres Auge drängten abwechselnd sich zwei öde Orte: ein verlassener Brunnen mit vermorschtem

Blankwerk, der in der Nähe meiner Vaterstadt auf einem weiten Felde lag, wo vor Zeiten ein Haus, eine Schinderkathé, sollte gestanden haben; als Knabe, auf einer einsamen Schmetterlingsjagd, hatte ich einst erschrocken vor ihm Halt gemacht; — was damit wechselte, war das äußerste der kleinen Stadthäuser am Ende der Norderstraße, mit einem Strohdach, auf dem allezeit ein großer Hauslauch wuchs, so niedrig, daß man's mit der Hand erreichen konnte; das Ganze zum Einstürzen verfallen und so winzig, daß kaum mehr als eine Kammer und der engste Küchenherd darin Platz haben konnten. Als Junge hatte ich manchmal, von Feldstreifereien heimkehrend, davor still gestanden und mir vorphantasirt, wie hübsch es sich in diesem Piliputer-Hause ohne Eltern und ohne Lehrer würde wohnen lassen. Später, als ich schon Secundaner war, kam noch ein Anderes hinzu: es gab oft einen Lärm in diesen engen Räumen, der die Vorübergehenden davor Halt machen ließ, und zu diesen gehörte auch ich ein paar Mal. Eine kräftige Männerstimme fluchte und schalt in sich überstürzenden Worten; dröhnende Schläge, das Zerschellen von Gefäßen wurde hörbar; dazwischen, kaum vernehmbar, das Wimmern einer Frauenstimme, doch nie ein Hülfesruf. Eines Abends trat danach ein junger, wilder Kerl aus dem Inneren in die offene Hausthür, mit erhitztem Antlitz, über das ein paar dunkle Haarlocken ihm in die Stirn hingen. Er warf den Kopf mit der starken Adlernase zurück und musterte schweigend die Umstehenden; mich blizte er mit ein Paar Augen an, mir war, als hörte ich ihn schreien: „Mach, daß du fortkommst, du mit dem feinen Rock! Was geht's dich an, wenn ich mein Weib zerhaue!“

Das war John Glückstadt, der Vater meiner edlen Wirthin, von dem ich heute erfahren hatte, daß er eigentlich John Hansen geheißen habe.

*

*

*

— — John Hansen war von einem Nachbardsdorfe und hatte seine Militärzeit als tüchtiger Soldat bestanden, wenn auch zu Anfang nur der kräftigere Arm eines Kameraden schuld gewesen war, daß er den dänischen Capitän, der ihn „tyste Hund“ geheißt hatte, nicht mit dem kurzen Seitengewehre niederstach. Als aber die Dienstzeit aus und er entlassen war, da wollte die müßige, aber wilde Kraft in ihm etwas zu schaffen haben; ein Dienst als Knecht war nicht sogleich zur Hand, so ging er in die Stadt und gab sich vorerst bei einem Kellerwirth in die Kost. Aber dort verkehrte allerlei fremdes und hergelaufenes Volk; eine Menge Arbeiter, die bei einem Schleusenbau beschäftigt waren, hatten dort ihre Schlafstelle.

Einer davon, der wegen Trunkfälligkeit aus der Arbeit gejagt war, blieb trotzdem und verzehrte und vertrank seine letzten Schillinge. Er und John hatten beide nichts zu thun; so waren sie stets zusammen, lagen draußen am Deich oder saßen allein in der dämmerigen Kellerstube, und der Fremde erzählte allerlei lustige Spitzbuben- und Gewaltsgeschichten; er wußte genug davon, und bei den meisten war er selber mit dabei gewesen; aber Alles war immer lustig ausgegangen.

Bei solcher Gelegenheit, da sie wieder einmal weit draußen am Haffdeich mit einander im Graße lagen, wo nur der Westwind pfiß und die Möven schrieten, überfiel den jungen Burschen die Lust, auch seinerseits einmal den Hals zu wagen; er streckte seine straffen Arme aus und schüttelte die Fäuste, ein wüstes Feuer brach aus seinen Augen. „Zum Satan!“ rief er, „hätt man so was auch nur zu schaffen, da ehrliche Arbeit nicht zu haben ist!“

Der alte Halunke, der neben ihm lag und beim Erzählen nur über sich die Wolken hatte ziehen sehen, blickte ihn von der Seite an. „Meinst du?“ sagte er heimlich — „nun, Spaß würd schon dabei sein!“

John antwortete nicht; ein Trupp Arbeiter kam von draußen auf dem Deich daher. Der Fremde stand auf und sagte: „Komm, John, die kennen uns; wir wollen mit ihnen heimgehen!“

— — Am anderen Nachmittage, da sich für John abermals die Aussicht auf einen Dienst zerschlagen hatte, lagen die Beiden wieder an derselben Stelle. Der Fremde sprach nicht; John riß Grasbüschel aus dem Boden und warf damit nach vorbeistreichenden Schwalben.

„Du ruinirst doch den Deich, da du sonst nichts zu thun hast!“ sagte der Andere lachend.

John stieß einen Fluch aus. „Du wolltest mir gestern was erzählen, Wenzel!“ sagte er.

Wenzel sah wie abwesend auf die See, wo draußen eben ein Segel vorbeizog. „Ich?“ sagte er. „Was sollte das gewesen sein?“

— „Das mußt du selber wissen; aber Spaß sollte dabei sein. So sagtest du.“

„Ja so! Ich weiß schon; aber es ist noch mehr Gefahr als Spaß dabei.“

John lachte.

„Was lachst du!“ sagte Wenzel; „es kann um Kopf und Kragen gehen!“

„Ich meinte nur, es sei das jaßt der Spaß!“

Der Andere richtete sich auf: „Ist dir dein Kopf so wohlfeil?“

„Nein, Wenzel; aber ich denk, er sitzt mir ziemlich fest. Erzähl nur; es ist profitabler!“

Sie rückten näher zusammen; ihr Reden wurde ein Flüstern; mitunter lief der Eine auf den Deich und blickte scheu umher, aber keine Menschenseele ließ sich sehen. Die Dämmerung fiel herab, in tiefem Dunkel kamen die Beiden zurück und stiegen in den Keller hinab, wo noch halbtrunkenes Volk an den Tischen lärnte.

— — Drei Tage nachher wurde unsere Stadt durch das Gerücht eines unerhört frechen Einbruchdiebstahls aufgeschreckt, und was an Polizei vorhanden war, hatte mit Arm und Beinen zu thun. Das Erkerhaus am großen Markte, das der Erkenator Quanzberger allein mit seinem alten Diener bewohnte, war der Schauplatz gewesen. Der alte hagere Herr, den man gebunden, mit einem Knebel in seinem zahnlosen Munde neben seinem Bett gefunden hatte, konnte viele Wochen nachher nicht seinen pünktlichen Spaziergang durch die Gassen machen, und viele Jungen wußten deshalb nicht mehr, was die Uhr sei, und kamen viel zu spät oder zu früh in die Schule, und als er ihn wieder antrat, fehlte unter seinem Arm der rothseidene Regenschirm, und sein hoher Filzhut zitterte auf der fuchsfarbenen Perrücke. Am schlimmsten aber war es, daß bei seinem alten Nikolaus, der durch einen Schlag über den Schädel betäubt war, nur mit genauer Noth noch Leib und Seele bei einander geblieben.

Das war es gewesen, was dem braven Soldaten Sohn Hansen eine sechsjährige Zuchthausstrafe und den Namen John Glückstadt eingetragen hatte. Seltsam war es, daß nach Publicirung des Urtheils auch unter den städtischen Honoratioren von mancher Seite für den Verurtheilten Partei ergriffen wurde; man hob hervor, daß er die goldene Uhr des Erkenators, die ihm als Beuteantheil zugefallen war, schon am Tage nach der That einem jungen Better auf dem Lande als Confirmationsgeschenk gegeben habe, was freilich dann zuerst der Anlaß zu seiner Verhaftung geworden war. „Schad um den Burschen,“ sagten die Einen, „daß er ein Spigbube geworden! Sieht er nicht aus, als hätte er General werden müssen?“ und die Anderen erwiderten: „Freilich, doch mehr noch wie jene vornehmen Räuber, denen es weniger um den Gewinn als um den Sport dabei zu thun war.“

Aber John mußte desungeachtet in das Zuchthaus und war vorläufig dann vergessen.

* * *

Auch sechs Jahre im Zuchthaus vergehen endlich; aber voll hatte er sie abtun müssen, denn es war in wärendender Zeit im Lande weder ein König gekrönt, noch einer geboren worden. Als er, wie beim Soldatendienst, mit guten Zeugnissen entlassen war, kam er abermals in unsere Stadt, um sich nach Arbeit umzuthun, aber man wollte den Zuchthäusler nicht; mehr noch war es um den Grimm und Troß, der jetzt aus seinen dunklen Augen brach. „Der Mensch sieht gefährlich aus,“ hieß es, „ich möchte in der Nacht ihm nicht allein begegnen!“

Endlich war es ihm gelungen. Zur Seite der erwähnten Norderstraße strecken sich nordwärts, wo vor ein paar hundert Jahren der dreibeinige Galgen neben Bürgermeister Luthens Fischteich stand, große uneingezäunte Felder weit von der Stadt hinauf. Sie dienten damals einem vielgeschäftigen Bürger zum Sichorienbau, und die dazu gedungenen fünfzig oder sechzig Weiber und jungen Dirnen begannen eben auf der ungeheuren Fläche das Unkraut zwischen den Pflanzen auszujäten; vom Wege aus, der an der Stadt entlang lief, hörte man schon von Weitem das Schwäzen der Weiber wie einen Mühlbach rauschen; mitunter auch stieg daraus ein silberhelles Lachen in die Luft empor; dann wieder ward es plötzlich still: der Aufseher, der sich bei einem Trupp von Arbeiterinnen irgendwo am anderen Ende des Feldes aufgehalten hatte, war wieder zwischen sie getreten; er sprach nicht, er überfah nur einmal mit seinen finsternen Augen die ganze Schar.

Der Aufsehermann war John Glückstadt; man hatte ihn zu diesem Posten besonders tauglich gehalten, und da draußen auf dem Felde konnt's auch nicht gefährlich sein;

überdies zeigte die Rechnung sich als richtig, denn noch niemals war das Unkraut so gründlich und so rasch verschwunden.

— Unter den Dirnen hatte ich eine, dieselbe, deren Lachen aus der Schar so hell hervorschlug, oft genug auf dem Hausflur meiner Eltern als Bettelmädchen an der Kellertreppe stehen sehen; sie schaute mich, wenn ich zufällig aus dem Zimmer trat, nur stumm mit ihren verlangenden braunen Augen an, und hatte ich einen Schilling in der Tasche, so zog ich ihn gewiß heraus und legte ihn in ihre Hand. Ich entsinne mich noch wohl, wie süß mir die Berührung dieser schmalen Hand that, auch daß ich nachher noch eine Weile stehen blieb und wie gebannt auf die Stelle der Treppe hinabsah, von der das Mädchen sich ebenso schweigend wieder entfernt hatte.

Dem finsternen Aufsehersmann, unter dem sie jetzt in ehrlicher Arbeit stand, mochte etwas Ähnliches mitspielen; er ertappte sich darauf, daß er mitunter, statt den faulen Weibern auf die Finger zu passen, das jetzt siebzehnjährige Mädchen mit feinen Blicken verschlang. Sie mochte ihn dann wohl still mit ihren heißen Augen anschauen, denn sie war die einzigste, welche die seinen nicht fürchtete, und der Mann, in dessen Antlitz ein Zug von Seelenleiden spielte, war vielleicht für solche Weiber der gefährlichste.

Aber eines mußte noch hinzukommen. An der weiter von der Stadt liegenden Ostseite des Ackers, wo die Arbeit schon vollendet war, befand sich jener verlassene Brunnen, neben dem schon seit undenklichen Jahren das Schinderhaus verschwunden war; um drei Pfähle hingen noch ein paar vermorschte Bretter, die keinen Widerstand zu leisten vermochten. John Glückstadt kannte ihn wohl: der Brunnen war eng und an den Seiten mit Moos und einzelnen Pflanzenbüscheln bewachsen, durch die er vergebens mit seinen Blicken den Boden zu erreichen gesucht hatte; aber tief

mußte er sein, denn als John eines Abends über das leere Feld ging und im Vorbeigehen einen Stein hinabwarf, dauerte es eine ganze Weile, bevor ein Ton wie ein harter Aufschlag sein Ohr erreichte. „Gott mag wissen, was da unten liegt,“ murmelte der Mann; „Wasser nicht, vielleicht nur Kröten und Unzeug!“ Und er rührte unwillkürlich seine Beine, um rascher nach Hause zu gelangen.

Als er jetzt eines Morgens auf das Feld kam, wo gegenüber schon die Mehrzahl der Arbeiterinnen versammelt war, störte ihn eine Krähe aus seinem Brüten auf, das er heute vom Bette mit ins Freie genommen hatte; der Vogel war bei seiner Annäherung mit Gefrächz von der verfallenen Brunnenplanke aufgeflogen; als John aber auf- und dann weiter hinausblickte, sah er die braune schwächliche Dirne wie in blinder Angst mit erhobenen Armen auf den Brunnen zustürzen; ein anderes breitschulteriges Weib, das sich schon drei Jungfernkinder aufgeladen hatte, lief hinter ihr darcin. Es hatte das Mädchen geneckt, daß sie dem schmucken Aufsichtsmann ihre Augen hinhalte, er solle wohl hineinfallen; die anderen Frauenzimmer hatten gelacht: „Frisch, Wieb, vertreib dem Fraß seine Katzenfüuste!“ Da war die Dirne zornig geworden und hatte dem Weibe so gründliche Wahrheiten zugeworfen, daß es mit der Unkrauthacke in der Faust wie toll hinter der Leichtfüßigen herlief.

Der düstere John sah die wilde Flucht gerade auf das Brunnenloch zufahren und sprang rasch vor die verfallene Umzäunung. „Sie will mich todtschlagen!“ schrie die junge Dirne und stürzte mit solcher Gewalt in seine Arme, daß ihm selbst die Füße auf dem Boden wankten.

„Nun, Dirne,“ rief er, „sollten wir hier beide in den Brunnen? Es wär vielleicht das Beste!“ und hielt sie fest an seiner Brust.

Sie wollte sich von ihm losringen. „Laßt mich!“ rief sie. „Was wollt Ihr von mir?“

Er sah sich um, sie waren ganz allein: das große Frauenzimmer hatte vor dem Aufseher sogleich die Flucht ergriffen, die anderen Weiber arbeiteten fern am Westrande des Ackers; er wandte seine Augen wieder auf das Kind in seinen Armen.

Sie hatte mit ihren kleinen Fäusten ihm ins Gesicht geschlagen. „Laß mich,“ rief sie, „ich schreie; glaub nicht, daß du mir Leides anthun kannst!“

Er schwieg eine Weile, und die dunklen Augen Beider sahen regungslos in einander. „Was ich von dir will?“ sagte er dann; „Leids will ich dir nicht thun — aber ich will dich heirathen, wenn du es willst!“

Sie antwortete nicht, ein paar Augenblicke lag sie wie todt an seiner Brust; er fühlte nur, das Widerstreben ihrer Glieder hatte nachgelassen.

„Willst du nicht sprechen?“ frug er sanft.

Da griff sie jäh mit beiden Händen um seinen Hals, daß sie den starken Mann fast würgte. „Ja, ich will,“ rief sie. „Du bist der Schönste! Komm weg vom Brunnen! Du sollst nicht drunten liegen, in meinen Armen ist's besser!“ Und sie küßte ihn, bis sie den Athem verloren hatte.

„Weißt du,“ sagte sie dann, „du ziehst zu uns, zu mir und meiner Mutter in das kleine Haus; du zahlst die halbe Miethel!“ Sie sah ihn wieder an, sie küßte ihn nochmals; dann warf sie den Kopf mit dem dunklen Haar in den Nacken, und ihr helles Lachen stieg jetzt fast zu übermüthig aus den rothen Lippen. „So!“ rief sie, „nun lauf ich voraus, komm aber bald mir nach und sieh zu, ob ich nicht auch die schönste von all den Weibern bin!“

Sie stürmte dem Arbeitsplaze zu, und er folgte ihr, taumelnd vor Entzücken. Wer ihn jetzt gesehen und einen Freund bedurft hätte, der würde ohn Bedenken in seine Arme gestürzt sein; der gefährliche Mensch war wie ein Kind geworden; er öffnete die Arme und schloß sie langsam

wieder über seiner Brust, als müsse er das Glück umfassen, das ihm die junge Dirne zugebracht hatte, die wie ein fliegend Vöglein dort vor ihm das Feld hinanlief. „Und Arbeit,“ rief er und streckte die starken Fäuste in die Luft, „die soll für uns nicht fehlen!“

Als er den Arbeitsplatz erreicht hatte, suchte die große Dirne sich vor ihm zu verbergen; aber, was sonst Niemand noch gesehen hatte, seine Augen lachten nur, wenn sie auf ihr grobes Angesicht trafen. „Lauf nur, was schierst du mich!“ sprach er zu sich selber, „du warst der Hund, der unversehens mir das Glück in meine Arme jagte!“

Die junge Braune aber wußte ihrem stillen Liebsten stets aufs Neue zu begegnen. „Lach doch! Warum lachst du nicht?“ raunte sie ihm zu und hielt ihm selber lächelnd ihre dunklen Augen hin.

„Ich weiß nicht,“ sagte er — „der Brunnen!“

„Was soll der?“ frug sie.

„Ich wollt, er wäre aus der Welt!“ und nach einer Weile: „Du könntst mir einmal da hineinfallen, du bist so wild, Hanna — er darf nicht offen bleiben.“

„Du bist ein Narr, John,“ raunte ihm die Dirne zu, „wie sollt ich von heut an noch in den Brunnen fallen! Wenn nur die dummen Weiber nicht so nahe wären, ich fiel dir lieber an den Hals!“

Aber er ging sinnend von ihr, und als er später bei Ende der Tagesarbeit über den einsamen Acker ging, konnte er an dem Brunnen nicht vorbei; er blieb stehen und warf wieder kleine Steine in die Tiefe; er kniete dabei nieder und bog sich über den Rand und lauschte, als ob die Tiefe ein fürchtbares Geheimniß berge, von dem er einen Laut erhörchen müsse.

Als auch das Abendroth am fernen Horizont verschwunden war, ging er langsam in die Stadt zurück und nach der Großstraße in das Haus seines Arbeitsgebers. — Am

anderen Morgen erschien zur Verwunderung der Arbeiterinnen ein Zimmermann auf dem Acker und schlug ein rohes, aber derbes Brettergerüst um den alten Brunnen.

* *
*

Im September, gegen Abend, wurde auf dem ersten Backboden des ungeheuren Speichers das „Eichorienbier“ gefeiert, das schon am Nachmittag begonnen hatte; was in der Fabrik in Arbeit stand, der Fuhrmann, der Heizer, der Brenner und wie sie alle genannt wurden, alle waren da, es war wimmelnd voll; Gewinde von Astern und Buchbaum und von sonstigen Herbstblumen und Blättern hingen überall an den Balken. An großen Tischen, an über Tonnen gelegten Brettern hatten sie gegessen; nun aber war der Kaffee ausgetrunken; die Lampen und Laternen, die zwischen den Kränzen hingen, wurden angezündet, und in dem dämmerigen Gemunkel wurden eine Clarinette und ein paar Geigen laut, wonach die jungen Dirnen längst die Hälse gestreckt hatten.

Johann tanzte schon mit seiner jungen Frau, die heiß in seinen Armen lag; er sah voll Lust über die dunkle Menschenmenge hin; aber was ging sie ihn an? — Da wurde er mit seiner Tänzerin gegen das Ende eines schweren Eichentisches gestoßen, der unter die Tanzenden hineinragte, und sie that einen jähen Aufschrei. Es hatte nichts auf sich, aber Johann rief den jungen kräftigen Heizer an: „Hilf mir den Tisch fortsetzen, Franz!“

Er schien es nicht zu hören; da faßte Johann ihn an dem Ärmel. „Was soll's?“ rief der Heizer und wandte halb den Kopf.

„Nicht viel,“ entgegnete Johann, „der Tisch muß fort, dort in die Ecke!“

„Ja, trag ihn nur dahin!“ sagte der junge Mensch und

drängte sich zu den anderen Arbeitern, von denen ein Theil zusammenstand. „Was wollte er von dir?“ frug einer von ihnen.

„Ich weiß nicht; ich sollt ihm helfen! Mag er sich selber helfen! Man hat nur keine andere Arbeit, sonst müßt man von hier fort!“

Die Anderen lachten und gingen aus einander, um sich Tänzerinnen zu suchen. John aber, der aus halbgehörten Worten sich genug heraushörte, klemmte die Lippen zusammen und tanzte weiter mit seinem jungen Weibe, und immer nur mit ihr.

Inmitten der Fröhlichkeit kam auch die Herrschaft mit einigen Freunden auf den Boden; auch der Bürgermeister war dabei, einer von denen, deren Theilnahme damals den Verurtheilten in das Zuchthaus begleitet hatte. Jetzt folgte sein Blick dem hübschen jungen Paare.

Eine ältliche, unverheirathete Schwester der Hausfrau stand neben ihm. „Nun sehen Sie,“ flüsterte die Dame und zeigte mit dem Finger nach dem Paare, „vor zehn Monaten noch am Wollspinnen im Zuchthaus, und nun tanzt er mit dem Glück im Arm!“

Der Bürgermeister nickte: „Ja, ja — Sie haben Recht . . . aber er selbst ist doch nicht glücklich und wird es nimmer werden.“

Die alte Jungfer sah ihn an. „Das versteh ich doch nicht ganz,“ sagte sie, „solche Leute fühlen anders als unsereins. Aber freilich, Sie sind ein unverbesserlicher Junggesell!“

„Ich scherze nicht, liebes Fräulein,“ erwiderte der Bürgermeister; „es thut mir leid um diesen Menschen: das Glück in seinem Arm mag echt genug sein, ihm wird es nichts nützen; denn in seinem tiefsten Innern brütet er über einem Räthsel, zu dessen Lösung ihm weder sein Glück, wie Sie das junge Kind in seinen Armen zu nennen belieben, noch irgend ein anderer Mensch auf Erden verhelfen kann.“

Das alte Fräulein sah recht dumm zu dem Redenden auf. „So möge er das Brüten lassen!“ sagte sie endlich.

„Das kann er nicht.“

„Weshalb nicht? Er sieht doch herrisch genug aus.“

„Das thut er,“ entgegnete der Bürgermeister nachdenklich, „er könnte sogar wohl toll darüber werden, vielleicht noch einmal ein Verbrecher; denn das Räthsel heißt: wie find ich meine verspielte Ehre wieder? — — Er wird es niemals lösen.“

„Om,“ meinte die Dame, „Herr Bürgermeister, Sie haben allzeit so besondere Gedanken; aber ich denke, wir haben jetzt genug davon; die Laubkränze verbreiten so strengen Duft, und die Lampen qualmen auch, man trägt's noch tagelang in Haar und Kleidern.“

Sie gingen Alle und überließen die Armen ihrer Lustbarkeit; nur der Bürgermeister zögerte noch ein paar Minuten, da wieder das junge Paar vorübertanzte. Das siebzehnjährige Weib hing mit lachenden Augen an denen ihres Mannes, die sich, wie um Alles zu vergessen, in die ihren zu bohren schienen.

„Wie lange noch wird's dauern?“ murmelte der Bürgermeister, dann folgte er den Anderen.

* *

*

Es dauerte doch noch ziemlich lange; denn das Weib war, obgleich in Lumpen aufgewachsen, jung und unschuldig. Sie wohnten in der Kathe am Ende der ins Feld hinauslaufenden Norderstraße; das Kämmerlein vorn war das ihre, die Mutter hatte sich ein Lager in der engen Küche einzurichten verstanden. Sein alter Arbeitgeber wußte nun schon, daß John ein halbmal mehr als Andere arbeite, und deshalb, und da auch der Bürgermeister ihm zusprach, hielt er den Mann fest, so oft ihm auch gerathen wurde, den

Zuchthäusler vor die Thür zu setzen. So war allzeit Arbeit da, für ihn und oftmals auch für die Frau, und die Nahrungssorge klopfte nicht an die kleine Thür. Ein Gärtlein war auch am Hause und darin, hinten nach dem Weg hinaus, eine dichte Ligusterlaube. Hier saß die Frau meist an den Sommerabenden und harrte seiner, bis er von der Arbeit kam; dann flog sie auf ihn zu und zwang ihn, sich auf die Bank zu setzen; er aber litt sie nicht neben sich, er setzte sie auf seinen Schoß und hielt sie wie ein Kind an seiner Brust. „Komm nur,“ sagte er, „so müde bin ich nicht; ich hab nicht viel, ich muß es Alles in meinen Armen haben.“ So sprach er eines Abends; da sah sie ihn an und strich ihm, als wollte sie etwas fortwischen, mit ihren Fingern über die Stirn. „Das da wird immer tiefer!“ sagte sie.

„Was denn, Hanna?“

„Die Falte — nein, sprich nicht, Sohn; ich kann's schon denken, die Brückenarbeiter haben heut ihr Fest; die Anderen sind da, sie haben dich nicht eingeladen.“

Die Falte wurde noch tiefer. „Laß das!“ sagte er. „Sprich nicht davon; ich wär ja doch nicht hingegangen.“ Und er klammerte die Arme fester um sein Weib. „Am besten,“ sagte er, „nur wir zwei allein.“

— — Nach einigen Monaten sollte ein Kind geboren werden. Die gutmüthige Alte lief mit wirrem Kopf umher; bald stellte sie ein Töpfchen für die Wöchnerin ans Feuer, bald wieder wickelte sie die dürftigen Hemdchen aus einander, die sie für ihr erwartetes Enkelkind aus alter Leinwand in vielen Wochen genäht hatte. Das junge Weib war im Bette liegen geblieben; der Mann saß bei ihr; er hatte Arbeit Arbeit sein lassen und hörte nur auf das Stöhnen seines Weibes, die fest ihre Hand um seine preßte. „Sohn!“ rief sie, „Sohn! geschwind, du mußt zur Mutter Grieben laufen, aber komm gleich wieder, bleib nicht fort!“

John hatte in dumpfem Sinnen gefessen. Nur wenige Augenblicke noch, dann sollte er Vater werden; ihn schauderte; er sah sich plötzlich wieder in der Züchtlingsjacke. „Ja, ja,“ rief er, „ich bin gleich wieder da!“

Es war am Morgen, und die Hebamme wohnte in derselben Straße; er lief und riß die Hausthür auf, und als er in die kleine Stube trat, saß die dicke Alte an ihrem Morgenkaffee. „Na, Er ist's!“ rief sie unwirsch, „ich dacht zum mindesten, es sei der Amtmann!“

„Ich hab nicht weniger ein Weib als der!“

„Was ist mit Seinem Weibe?“ frug die Alte.

„Frag Sie nicht! Kommen Sie mit mir; mein Weib liegt in Kindesnöthen; wir bedürfen Ihrer Hülfe.“

Die Alte musterte den erregten Mann, als zähle sie im Geist die wenigen Schillinge, die dieser Dienst ihr abwerfen werde, wenn sie nicht gar verloren gingen. „Geh Er nur vorab!“ sagte sie. „Ich muß erst meinen Kaffee trinken.“

John stand wie unentschlossen an der Stubenthür.

„Geh Er nur!“ wiederholte sie, „Sein Kind kommt früh genug!“

Er hätte das Weib erdroffeln mögen; aber er biß nur die Zähne auf einander; sein Weib bedurfte ihrer. „So bitt ich nur, Frau Grieten, trinket nicht zu langsam!“

„Ja, ja,“ sagte die Alte, „ich trinke, wie ich Lust hab.“

Er ging; er sah, daß jedes seiner Worte sie nur noch widerwilliger machte.

Sein Weib fand er wimmernd auf dem heißen Bette. „Bist du es, John? Hast du sie bei dir?“

„Noch nicht; sie kommt wohl gleich.“

Das „gleich“ wurde zu einer halben Stunde, während John reglos neben der jammernden Wöchnerin saß und die Alte draußen noch einmal Kaffee für Mutter Grieten kochte. „Die können allzeit Kaffee trinken,“ sprach sie zu sich selber, „man muß sie sich zu Freunden halten!“

„John!“ rief in der Kammer das junge Weib, „sie kommt noch immer nicht!“

„Nein,“ sagte er, „sie muß erst Kaffee trinken.“ Er knirschte mit den Zähnen, und seine düsteren Brauen zogen sich zusammen. „Du hättest nur des Amtmanns Weib sein sollen!“

„John, ach John, ich sterbe!“ schrie sie plötzlich.

Da sprang er auf und rannte aus dem Hause. Auf der Straße begegnete er der dicken Hebamme. „Nun,“ rief sie, „ist das Kind schon da? Wohin will Er denn?“

„Zu Ihr, Frau Grieten, damit mir meine Frau nicht sterbe.“

Die Alte lachte. „Tröst Er sich, an so etwas stirbt Euresgleichen nicht!“

Sie zog ihn mit nach seiner kleinen Wohnung. Als sie in die Kammer trat, sah sie auf die Wöchnerin. „Wo ist die Alte?“ frug sie. „Habt Ihr denn nichts bedacht?“ und sie zählte auf, was man bei solcher Gelegenheit für sie bereit zu halten pflegte; und sie brachten ihr, was sie hatten.

John stand zitternd am Ende des Bettes, und endlich wurde das Kind geboren. Die Hebamme wandte den Kopf nach ihm. „Da hat Er eine Dirne, die braucht nicht Soldat zu werden!“

„Eine Züchtlingstochter!“ murmelte er; dann fiel er vor dem Bette auf die Kniee: „Möcht Gott sie wieder zu sich nehmen!“

* * *

Immer feindlicher stand ihm die Welt entgegen; wo er ihrer bedurfte, wo er sie ansprach, immer hörte er den Vorwurf seiner jungen Schande als die Antwort; und bald hörte er es auch, wo kein Anderer es hätte hören können. Man hätte fragen mögen: „Du mit den starken Armen, mit deiner mächtigen Faust, warum duldest du das, warum bringst du

sie nicht zum Schweigen?" Hatte er doch einmal, da von einem maulfressen Matrosen sein Weib eine Betteldirne war gescholten worden, den Menschen hingeworfen und ihm fast den Schädel eingeschlagen; und nur mit Noth hatte im Sühnetermin der ihm günstige Bürgermeister die Sache unter Beiden ausgeglichen!

Doch das war ein anderes; wo aber eine Hand erbar= mungslos an jene offene Wunde seines Lebens rührte, wo er's nur glaubte, da fielen die starken Arme ihm an seinem Leib herunter, da war nichts mehr zu schützen oder gar zu rächen.

Und dennoch, mit ihm in seinem armen Hause wohnte noch immer das Glück. Zwar, wenn seine Stirn zu finster, sein Wort zu knapp und trocken wurde, dann flog es wohl erschreckt davon, aber es kehrte doch allezeit zurück und saß mit den jungen Eltern an dem Bettchen ihres Kindes und lächelte sie an und fügte ihre Hände unvermerkt zusammen. Das Glück war noch nicht ganz gewichen; die Alte nahm sich mehr und mehr der Wartung des Kindes an, je weiter es heranwuchs, und Hanna ging wieder dann und wann auf Arbeit und half erwerben. Wer trug denn die Schuld, daß immer öfter das Glück davonsflog und sie immer länger ohne die holde Genossin zwischen ihren kahlen Wänden saßen? War es der Eigenwille der Weiber oder der so lang in Schlaf versenkte Jähzorn in ihnen beiden, der nach der großen Liebesfreude allmählich aus der Tiefe immer un= gebändigter hervorbrach? Oder war es in dem Manne die unsühnbare Schuld, die den bitteren Unmuth in ihm auf= jagte? Hatte es doch, da vor geraumer Zeit sein alter Arbeitgeber durch jähen Tod gestorben war, nur kaum unter Noth und Kummer gelingen wollen, daß er jetzt endlich am Wege saß und Steine klopfte.

Da war's, an einem Herbstabend, das Kind mochte ein Jahr alt sein; es lag in seinem Bettchen, das bald nach der

Geburt der Vater ihm gezimmert hatte, und schlief, daß die heißen Tropfen auf der kleinen Stirne perlen. Aber Hanna saß verdrossen dabei, die kleinen Füße ausgestreckt, den einen Arm über die Stuhllehne herabhängend: das Kind hatte immer noch nicht schlafen wollen, und die alte Mutter, die ihr sonst die Last abnahm, war von einem Sichtsfall ins Bett getrieben worden. „Du hättest auch eine Wiege zimmern können!“ rief sie ihrem Manne zu, der eben müde von der Arbeit kam und sein Werkzeug in eine Ecke stellte.

„Was ist denn?“ frug er, „das Kind schläft nun ein Jahr schon in dem Bettchen; du freustest dich doch selbst, als ich's gemacht hatte!“

„Nun will es aber nicht mehr,“ gab sie zur Antwort.

„Es schläft ja doch!“

„Ja — über eine Stund hab ich damit herum gearbeitet!“

„Da haben wir beid gearbeitet,“ sagte er kurz.

Aber sie schwieg nicht; Red um Rede ward wechselweise schärfer und unbedachter.

„Es wird schon morgen besser schlafen oder übermorgen,“ sprach noch der Mann. „Wenn's gar nicht geht — wir kriegen dann wohl eine Wiege!“

„Woher?“ frug sie. „Damals, als du das gute Holz hattest, hättest du die Wiege machen sollen!“

„Ei, so säg ich die Beine ab,“ sagte John, „und schlag ein paar Gängel darunter; dann hast du deine Wiege!“

Aber dem jungen Weibe war ja die Wiege nur ein Spielwerk für ihren Unmuth gewesen; ein häßlich Lachen fuhr aus dem hübschen Munde: „Soll ich das Ungeheuer denn allein regieren?“

Er riß den Kopf empor: „Willst du mich höhnen, Weib?“

„Warum nicht!“ rief sie und verzog den Mund, daß ihre weißen Zähne ihm in die Augen blizten.

„So helf dir Gott!“ schrie John und hob die Faust.

Sie sah es und sah erst jetzt den Sähzorn in seinen Augen flimmern. Ein plötzliches Entsetzen fiel sie an; sie flog in eine Ecke des Zimmers und stürzte dort zusammen. „Schlag nicht, John!“ schrie sie. „Um deinetwillen, schlag mich nicht!“

Aber seine stets so rasche Hand war in der Leidenschaft zu rasch gewesen. Die Hände an den Schläfen in das dunkle Haar gedrückt, mit scheuen Augen sah das Weib ihn an; seine Hand hatte ihr die Stirn nur leicht gestreift; sie selber sprach kein Wort; aber dennoch hörte er es in seinen Ohren gellen: „Weh dir, du hast dein Glück zerschlagen!“

Er fiel zu ihr nieder; er sprach, er wußte selbst nicht, was; er bat sie; er riß ihr die Hände vom Gesicht und küßte sie. Aber sein Weib antwortete ihm nicht; wie mit der List des Wahnsinnes blickte sie heimlich nach der offenen Stubenthür, und plötzlich war sie unter seinen Armen fort; er hörte, wie sie hinter sich die Hofthür zuschlug.

Und als er dann sich wandte, sah er sein Kind aufrecht in dem Bettchen sitzen; es hatte mit beiden kleinen Fäusten sich das Betttuch in den Mund gestopft und sah mit großen Augen auf ihn hin; doch als er unwillkürlich näher kam, schlug es Kopf und Ärmchen rückwärts, und die Kinderstimme gellte durch das kleine Haus, als ob sie untragbar Unglück auszusprechen habe. Er erschrak, aber er hatte keine Zeit; was kümmerte ihn jetzt das Kind! Er rannte aus der Hofthür durch den dunklen Garten. „Hanna!“ rief er, und laut und immer lauter: „Hanna!“ Aber nur die Baumwipfel der vielen Gärten, die hier an einander liegen, rauschten von den Tropfen, die jetzt vom Himmel fielen, und aus der hinterliegenden Stadt kam das Geräusch von allerlei Fuhrwerk. Mit Entsetzen fiel ihm der Brunnen ein: „Wenn sie sich ein Leid's gethan hätte!“ Er lief den Weg hinauf, wo der Eingang zu den Feldern war; da stolperte

sein Fuß; ein Menschenlaut vom Boden wurde hörbar. „Hanna!“ schrie er, „Hanna, du lebst? Gott Dank, du bist es!“ Ein lautes Sauchzen hätte er in die Nacht geschrien, aber sein Herz, das zum Zerspringen klopfte, machte es ihm unmöglich. Er hob sie wie ein Kind auf seine Arme, und da der Regen stärker fiel, zog er seinen Rock vom Leibe und hüllte sie darein; dann hielt er sie sanft an seine Brust und ging langsam, als sei er zum ersten Mal allein mit seinem jungen Weibe, in dem strömenden Regen ihrem Hause zu.

Sie hatte Alles, ohne ein Zeichen des Lebens, sich gefallen lassen; erst als aus ihres Mannes Augen ein warmer Thränenschauer auf ihr Antlitz fiel, streckte sie die Hand empor und strich damit ihm sanft über seine Wange.

„Hanna, liebe Hanna!“ rief der Mann. Da kam auch ihre andere Hand hervor, und beide schlossen sich um seinen Hals.

Und das Glück ging wieder leis an ihrer Seite; er hatte es noch nicht verjagt.

* * *

Wer wüßte nicht, wie oft es denen, die wir „Arbeiter“ nennen, zum Verhängniß wird, daß ihre Hand allein ihr Leben machen muß! Wo in der Leidenschaft das ungeübte Wort nicht reichen will, da fährt sie, als ob's auch hier von ihr zu schaffen wäre, wie von selbst dazwischen, und was ein Nichts, ein Hauch war, wird ein schweres Unheil. Und geschah es einmal, so geschieht's auch ferner; denn die meisten dieser Leute, just nicht die schlechtesten, sie leben ihre Zeit dahin und haben ihre Augen nur auf heut und morgen; was gewesen und vergangen ist, giebt ihnen keine Lehre.

So war es auch mit John. Wenn an arbeits- und verdienstlosen Tagen die Noth, oder was es immer sein

mochte, seine Nerven zucken machte, so faßte auch ferner seine böse Hand nach seinem Weibe, deren Blut nicht kälter rollte als das seine. Und Buben und junge Leute blieben auf der Gasse vor ihrem Häuschen stehen und ergözten sich an dem, was von dem Elend drinnen an ihr Ohr hinaus drang. Nur einer, der alte Nachbar Tischler, kam mit gutem Willen; er ging ins Haus und sprach mitunter die Streitenden zur Ruhe, oder er trat, mit einem hübschen, leise schluchzenden Kinde auf den Armen, wieder aus der Thüre; „das ist nichts für dich, du kleiner Engel,“ sagte der alte Mann, „komm du mit mir!“ und er ging mit ihr in seine Wohnung, wo eine ebenso alte Frau das Kind ihm zärtlich aus den Armen nahm.

Wenn aber in dem kleinen Hause Zähzorn und Kräfte sich erschöpft hatten, dann — wovon die draußen nichts gewahrten — fielen Mann und Weib sich in die Arme und preßten und küßten sich, als ob sie so sich tödten wollten. „O Hanna, sterben!“ rief einmal der wilde Mann; „nun mit dir sterben!“ und aus den rothen Lippen des Weibes stieg ein Seufzer; sie warf ihre trunkenen Augen auf den erregten Mann und zog das Nieder, das er vorhin über ihrer weißen Brust zerrissen hatte, noch weiter von der Schulter. „Ja, John,“ rief sie, „nimm nur dein Messer und stoß es da hinein!“

Aber während er sie anstarrte, ob denn das Furchtbare ihr auch ernst sei, rief sie plötzlich: „Nein, nein! Thu's nicht, das nicht! — unser Kind, John! — das wär Tod-sünde!“ und sie bedeckte hastig ihre preisgegebene Brust.

Er sagte langsam: „Ich weiß es nun, ich taue nicht, ich bin doch wieder schlecht gegen dich!“

„Du nicht! du nicht, John!“ rief sie, „ich bin die Böse, ich reiz dich, ich zerr an dir herum!“

Aber er zog sie fester an sich und verschloß ihren Mund mit Küßsen.

„John!“ flüsterte sie, als sie wieder frei war und wieder ihren Athem hatte, „schlag mich nur, John! Es thut wohl weh, am meisten in meinem Herzen; aber dann küß mich, küß mich todt, wenn du es kannst! Das thut noch süßer, als das Schlagen weh thut!“

Er sah sie an, und er zitterte, als er sie so in ihrer Schönheit sah: sein Weib, die keines Anderen war als nur die seine.

„Ich will dich nicht mehr schlagen,“ sprach er; „zerr mich nur, so viel du kannst!“ und mit zärtlichen unterwürfigen Augen blickte er auf sie hinab.

„Nein, John,“ sagte sie, und ihre tiefe Stimme klang so weich, „du wirst es doch thun! Aber nur eines: du thatst es gestern, aber thu's nicht wieder! Schlag nicht unser armes Kind! Ich hasse dich dann, und das, John, thut am allerwehesten!“

„Nein, Hanna, auch das Kind nicht,“ sprach er wie träumend.

Und sie bückte sich und küßte seine Hand, mit der er sie vorhin geschlagen hatte.

— Das sah kein Mensch; und doch, nach ihrer beider Tode ist davon erzählt worden.

* *
 *
 * *

Trotz Noth und Schuld war die enge Kathe noch immer sein Heim und seine Burg; denn von den beiden Frauen dort rührte keine an seiner Wunde, nur dort noch war er davor sicher.

Es war das eben kein Erbarmen; sie dachten nur nicht daran, und thaten sie es je, so war des Mannes Jugendschuld ihnen mehr ein Unglück als ein Verbrechen; denn in ihrem eigenen Leben lagen Recht und Unrecht oft nur kaum unterscheidbar neben einander. War doch auch in des Wei-

bes Kinderzeit ein sehr alter Mann ihr guter Freund gewesen, der wegen gleichen Vergehens in der „Sklaverei“ gewesen war und manches Jahr in Ketten die Karre geschoben hatte. Harmlos, wie Andere von den Abenteuern ihrer Jugend plaudern, hatte er dem Kinde das erzählt. Nun wohnte er in einem nahen Dorfe und fuhr mit seiner mageren Kracke weißen Sand zur Stadt und schnitzte, wenn er daheim war, Holzschuhe und Sensenstiele. Er hatte oftmals im Vorbeifahren mit dem munteren, auf der Haustürschwelle sitzenden Kinde ein paar großväterliche Worte geredet, so daß sie allmählich aufpaßte, wenn der weißhaarige Greis mit seinem kümmerlichen Fuhrwerk von der Landstraße in die Stadt kam. Die Holzschühchen, die er ihr einmal mitgebracht hatte, standen noch auf dem kleinen Boden; sie hatte sie neulich für ihr eigen Kind hervorgefucht. — „Wo der alte Mann wohl abgeblieben ist?“ hatte sie bei sich selber gesprochen, indem sie den Staub von den Schühchen wischte und sie dann sorgsam neben einander stellte, „auf einmal kam er nimmer wieder.“

Daß der Greis, der in so friedlichem Alter dahingegangen war, auch zu den Züchtlingen gehört hatte, das hatte weder ihn noch sie beunruhigt.

Dennoch kam Eines und machte Allem ein jähes Ende.

— — Es war eine Zeit leidlichen Verdienstes gewesen; aber Hannas Mutter war nach kurzem Krankenbett gestorben. Hanna hatte die alte Frau leidenschaftlich beweint; John hatte gerechnet und that es noch; denn das verdiente Geld war dabei fortgegangen, und kleine Schulden waren noch dazu aufgelaufen. — Am Häuschen, an der Gartenseite, hatte lange Jahre ein starker Eschenbaum gestanden, in dessen Schatten die jungen Eheleute früher am Sonntagmorgen oft gesessen hatten, aber schon vor Jahr und Tag, in einer Zeit des Nothstandes, hatte John ihn umgehauen; er hatte Geld aus dem schönen Stamm zu lösen gedacht,

den; wie die Alte versicherte, ihr Mann einst selbst dorthin gepflanzt hatte; allein der Baum lag noch immer auf dem Hofe, und nur der erquickliche Schattensitz war verloren. Jetzt kam er doch zu Nutzen: der Nachbar Tischler nahm ihn und machte dafür der Alten einen Sarg mit hohem Deckel; so kam sie, was ihre letzte Sorge gewesen war, doch anständig in die Grube.

Aber die Todtengebühren waren meist noch unbezahlt, und manches Andere drückte auch noch; es bot sich wieder einmal kaum je am anderen Tage eine Arbeit.

Ein Sonntagmorgen war es; Hanna hatte eben das jetzt schon dreijährige Kind in seinen dürftigen Sonntagsstaat gekleidet; Sohn saß mit aufgestütztem Ellenbogen am Tisch vor seinem Morgenkaffee, wühlte mit der Hand in seinen dunklen Locken und schrieb mit einem Stückchen Kreide Zahlen auf die Platte.

Bald aber zerbrach und zermalmte er die Kreide zwischen seinen Fingern und starrte wie gedankenlos auf Weib und Kind. „Was hast du jetzt zu thun, Hanna?“ frug er endlich.

Sie warf den Kopf herum; die Worte klangen ihr so trocken. „Nichts!“ sagte sie ebenso, „das Kind ist angezogen.“

„Was thatest du denn, als du mit deiner Mutter noch allein warst und nicht einmal ein Kind zum Anziehen da war?“

„Ich ging betteln in der Stadt!“ antwortete sie, und ein höhnischer Troß klang aus den Worten; „das ging noch besser, als es jetzt geht! Du wußtest ja, daß du eine Bettel-dirne freitest!“

„Und schämtest du dich nicht?“ fuhr es aus ihm heraus.

„Nein,“ sagte sie hart und sah ihm mit starren Augen ins Gesicht.

„Warum lerntest du nicht mit feiner Wäsche umgehen? Deine Mutter konnte es doch; sie hatte bei Herrschaften ge-

dient. Das hätte uns jetzt Geld gebracht und wär besser gewesen als das faule Umherlungern.“

Sie schwieg; es war nie daran gedacht worden. Aber in ihrem hübschen Kopfe fing es an zu kochen, als sie nichts erwidern konnte. Dazu, die Augen ihres Mannes lagen auf ihr, als wolle er sie ganz ins Nichts hinunterdrücken. Da kam ihr ein Gedanke; er versetzte ihr den Athem, aber sie konnte es nicht verhalten. „Es giebt ja noch anderen Verdienst!“ sagte sie, und als er schwieg: „Wir können Wolle spinnen; das hast du ja sechs Jahre lang getrieben und kannst es mich selber lehren!“

Ihm war, als hätte er einen Schlag in sein Gehirn bekommen, und sein Gesicht verwandelte sich so furchtbar, daß sich das Kind mit beiden Ärmchen an die Mutter klammerte.

„Weib! Hanna!“ schrie er. „Das sagst du mir? — du?“

Und als sie jetzt wie ohne Leben ihm ihr Gesicht entgegenhielt, faßte er sie an beiden Schultern, zog sie an sich, als müsse er sich überzeugen, ob sie's auch selber wäre, und stieß sie dann gewaltsam von sich. Der Stuhl, an welchem sie gestanden hatte, fiel zurück, und das Kind stieß einen gellenden Schrei aus; das Weib aber stürzte gegen den Ofen; dann glitt sie mit einem schwachen Wehlaut auf den Boden.

Als wären die Gedanken ihm abhanden gekommen, sah John darauf hin; als er ein wenig seine Augen hob, da sah er an einem hervorstehenden Schraubenstift des Ofens, von dem das Kind den Messingknopf zum Spielen abgenommen hatte, einen Tropfen rothen Blutes hängen. Er kniete nieder und fuhr suchend mit den Händen durch das volle Haar seines Weibes; plötzlich wurden ihm die Finger feucht; er zog sie hervor. „Blut!“ schrie er und betrachtete mit Entsetzen seine Hand; dann fuhr er fort zu suchen,

hastig, mit fliegendem Athem, und — nun hatte er es gefühlt, ein Stöhnen brach aus seinem Munde: da, da quoll es hervor, da war der Stift hineingedrungen; tief — er wußte nicht, wie tief. „Hanna!“ flüsterte er, indem er sich zu ihrem Ohre beugte, und noch einmal stärker: „Hanna!“

Da kam es endlich. „John!“ kam es von ihren Lippen; doch wie aus weiter Ferne.

„Hanna!“ flüsterte er wieder, „bleib, o stirb nicht, Hanna! Ich hol einen Doctor; gleich, gleich bin ich wieder da!“

„Es kommt doch keiner.“

„Ja, Hanna, er soll kommen!“

Eine Hand griff tastend nach der seinen, wie um ihn zurückzuhalten. „Nein, John — kein Doctor — du bist nicht schuld — aber — sie setzen dich ins Gefängniß!“

Sie warf sich plötzlich gewaltsam herum. „Küß mich, John!“ rief sie laut wie in Todesangst; doch als er seine Lippen auf die ihren drückte, küßte er nur noch eine Todte.

Scheu schlich das Kind zu ihm heran. „Ist Mutter todt?“ frug es nach einer Weile, und als der Vater nickte: „Warum weinst du denn nicht?“

Da ergriff er das erschrockene Kind mit beiden Händen und drückte es an sich. „Ich kann nicht!“ stammelte er heiser; „ich habe sie — — ermordet“ wollte er sagen, aber es wurde an die Thür geklopft.

Er wandte den Kopf und sah den Nachbar Tischler eintreten. Der alte Mann hatte durch die dünnen Wände den Lärm gehört, das Mitleid mit der Frau, die dessen nicht mehr bedurfte, hatte ihn hergetrieben; nun sah er erschrocken auf die Todte.

„Was ist das! Was habt Ihr hier?“ frug er verwirrt.

John richtete sich auf und setzte die Kleine auf den Fußboden. „Es ist nur wieder ein Sarg zu machen,“ sagte er tonlos, „und ich habe keine Eschenstämme mehr. Ich bin ein armer Lump, Nachbar!“

Der Alte sah ihn eine Weile schweigend durch seine runden Brillengläser an. „Ich weiß wohl,“ sagte er dann, „daß du dies Weib nicht verdienst; du brauchst just nicht davon zu reden — wie ist denn das Unglück hier zu Platz gekommen?“

Und John berichtete, was geschehen war; ohne Auslaß, trocken, als sei es eines Dritten Sache; dann aber warf er sich wieder zu der Todten und betrachtete mit Scheu ihr Antlitz, das wie schlafend vor ihm lag; leise, als gelte es ein Verbot zu übertreten, streckte seine große Hand sich aus und strich zitternd über die leblosen Züge. „Wie schön, o wie schön!“ murmelte er; „und sie werden ein glattes Brett darüber nageln, wie sie es den armen Menschen thun!“

Der Alte kannte seinen Mann; er glaubte seinem Berichte: er wußte, er brauchte nicht weiter darüber zu reden; dennoch trug er ihm mehr Groll als Mitleid. „Sei ruhig, John,“ sagte er fast mürrisch, „ich mache deinem Weibe ihren Sarg wie damals ihrer Mutter; wenn wieder Arbeit kommt, so magst du zahlen, wenn du es kannst!“

Da richtete der elende Mann sich auf. „Dank, Nachbar; aber gewiß, ich bezahl's Euch, jeden Sechßling, jeden Pfennig, denn ich muß sie selbst begraben. Sonst soll mich Gott verdammen!“

Das Kind erschrak und ließ den Zipfel seines Rockes los, den es bisher gefaßt hielt.

„Soll meine Frau Euch,“ frug der Tischler, „die Kleine für die nächsten Tage abnehmen? Ihr habt hier Niemand mehr.“

„Nein, Niemand mehr“; und aus seinen Augen flog ein Blick wie um Erbarmen flehend zu dem Angesicht des neben ihm stehenden Kindes. „Fragt sie selbst, Nachbar!“ sagte er und ließ den Kopf auf seine Brust sinken. Aber er fühlte plötzlich die kleinen Arme zu sich emporstreben, und als er dann sein Kind emporhob, drückte er das Köpfchen

fest an seine Wange; wie einen Strom von Lebensmuth fühlte er es an sein Herz zurückfluthen. „Nein, Nachbar,“ sprach er, „seid bedankt! Aber mein Kind will doch nicht von mir; sie weiß, es ist nicht gut, so ganz allein zu sein.“

Dann, als der Alte fortgegangen war, brach ein Strom von Thränen aus seinen Augen. Er kniete nieder zu der Todten. „Hilf mir, mein Kind; es wird mir schwer zu leben!“ rief er, und die Kleine sah mit großen Augen zu ihm auf.

* *

Vom Begräbniße war John allein zurückgekommen, Niemand hatte ihn begleitet; der alte Nachbar hatte der Todten ihren Sarg gemacht und war den letzten Weg mit ihr gegangen, dann war er in sein Haus zurückgekehrt.

John stand in seinem Zimmer und sah sich schweigend in den leeren Wänden um; hier war nun Ruhe, aber wo war das Glück? — Auf der kleinen Schatulle standen neben anderem Geschirre die zwei Tassen mit den grob gemalten Rosen, die er vor ein paar Jahren am Hochzeitmorgen gekauft hatte. Seine Augen streiften darüber hin, er sah noch den Herbstsonnenschein, der damals über der breiten Straße gelegen hatte; er schüttelte sich, der war ja längst vergangen. Draußen auf der Gasse war wie immer das gewerbliche Getöse, aber hier in der kleinen Kammer war es furchtbar still; auch der kattuncne Vorhang dort in der Ecke hing so unbeweglich, als ob nun Alles aus sei. Er konnte es nicht ertragen, er trat hinzu und zog ihn zurück; da fiel ein Wieder Hannas, das sie noch selbst dahin gehangen hatte, auf den Boden. Ein wilder Schmerz durchfuhr ihn, als er es aufhob; er taumelte auf einen Stuhl und schlug die Hände vors Gesicht.

Da knarrte die nur angelehnte Kammerthür; sein Töchterchen drängte sich hindurch und hielt ihm triumphirend ein

Püppchen unter die Augen, ein Geschenk der Tischlerfrau, die das Kind während des Begräbnisses an sich genommen hatte. Nun aber hatte es nicht länger Ruhe gehabt; es war durch die Gärten und zur Hinterthür hereingelaufen, um auch dem Vater seinen Reichthum zu zeigen.

Der sah sie mit wirren Augen an; als sie aber erwartend vor ihm stehen blieb, hob er sie auf seinen Schoß und suchte sich zu fassen. „Was hast du da, Christinchen? Wer hat dir das geschenkt?“

Aber bevor noch die Antwort des Kindes kam, wurde mit einem Stecken an die Thür geklopft, und ein alter, grauhaariger Weiberkopf guckte in die Stube; der zahnlose Mund blieb offen stehen, während der Kopf mit den kleinen munteren Augen Vater und Tochter zunickte.

John kannte das Gesicht: es gehörte der alten „Küster-Mariken“, einer jener sauberen Bettlerinnen, wie wir manche bei uns zu Hause haben. Sie war eine Schullehrertochter vom Lande, hatte in ihrer Jugend in der Stadt gedient und dort einen kleinen Handwerksmann geheirathet. Nach dessen Tode hatte sie jahrelang mit ehrlicher Arbeit sich um die Lebensnothdurft abgemüht, dann war sie früh gealtert und verarmt; nur das schwer ersparte Geld zu einem guten Leichenbegängniß trug sie unantastbar in einem Lederbeutelchen an ihrem Leibe; was sie zu ihrer Nahrung noch bedurfte, holte sie sich nun Tag für Tag bei den Leuten, wo sie einst gedient hatte, oder bei deren Kindern oder solchen, die es ihr geboten hatten. John war ihr oft auf ihren „Suppengängen“, wie sie das selber nannte, begegnet und hatte der Alten freundlich guten Weg geboten.

Auch jetzt nickte er ihr freundlich zu. „So kommt doch arm zu arm!“ sagte er. „Was will Sie von mir, Mariken?“

Aber von der Alten war noch immer nur der Kopf und die Krücke ihres Steckens in dem Zimmer. „John,“ sagte

sie, „kannst du ein altes Weib gebrauchen? Ich möchte in eins von deinen leeren Betten kriechen!“

„Das Bettzeug ist schon verkauft, Mariken,“ sagte John.

„Nein, John, das Bettzeug hab ich selber, da brauchst du nicht zu sorgen!“

„Was will Sie denn mit dem leeren Bett?“

„Ei,“ erwiderte die Alte, „so will ich's nach der Ordnung sagen: du weißt doch, ich hab ein Kämmerchen bei dem Schlachter Nissen, nur sechs Fuß hin und her, doch schmuck und sauber, und Jeder kann auf meine Dielen treten!“

„Nun,“ unterbrach sie John, „hat der Sie jetzt hinausgeworfen?“

Die Alte war einen Schritt in die Stube getreten und drohte schmunzelnd mit der Krücke: „Bei Leibe nicht! Aber das alte faule Gebäu muß eingerissen werden, und in dem neuen, da passet unjereins nicht mehr hinein. So hab ich an dich gedacht, John! Sie trauen dir zwar nicht; aber ich kenn dich besser! Du gibst mir Unterschlupf; ich halte dir deine Kammer hier so schmuck, wie jeztund die meine, und hüte dir dein Christinchen, wenn du auf Arbeit bist.“ Sie machte mit ihren Fingern ein Häschen und nickte der Kleinen freundlich zu, die unverwandt der Alten ins Gesicht starrte. „Nur,“ fügte sie hinzu, „wo ich meinen alten Kopf zur Ruhe legen kann, weiter braucht's nicht; du weißt ja, mein bißchen Essen hol ich mir schon selber!“

John nickte: „Ja, ich weiß, Sie bettelt.“ — Und in sich selber sprach er leis und traurig: „Mein Weib that dies in ihrer Kindheit auch!“

Aber die Alte rief: „Was sagst du, John?“ und stieß mit ihrem Stecken auf den Boden. „Das ist kein Betteln! Das geben mir meine früheren Herrschaften und ihre Freunde, das gehört sich so; ich bin ein alter Dienstbot, den dürfen sie nicht verhungern lassen!“

John sah sinnend auf das Weib; die Kleine war von

seinem Schoß herabgeglitten und hielt der Alten ihre Puppe vor. „Sieh!“ sagte sie, „die ist mein!“ und nickte zur Bestätigung ein paar Mal mit ihrem hübschen Köpfchen.

Küster=Mariken hatte sich an ihrem Stock herniedergleiten lassen und hockte vor dem Kinde auf dem Fußboden. „Ei der Tausend!“ sagte sie, „das ist wohl die Prinzessin Pumphia! Ja, die kenn ich; als ich so klein war wie du, ist ihre Großmutter bei mir gewesen; von der könnt ich dir Geschichten erzählen! Wenn nur dein Vater das alte Weib nicht aus dem Hause wirft!“

„Nein, du sollst bleiben!“ rief das Kind, und die Puppe wäre fast zu Fall gekommen, als sie mit ihren Händchen nach den dürren Fingern der Alten langte.

John nickte seinem Kinde zu: „Willst du sie behalten, Christine, so sag ihr, daß sie morgen kommen mag!“

Und so war es abgemacht. „Das liebe Dirnlein!“ murmelte die Alte immer wieder, als sie aus dem Hause und durch die lange Straße ihrer Wohnung zu an ihrem Stecken ging.

* * *

So waren nun wieder drei Bewohner in der Kathe; und doch war es darin so still, daß die Buben und Pflastertreter, welche daran vorbeigingen, vergebens einen Zeitvertreib von dort erwarteten. Nur etwas Hübsches, das sie jedoch nicht zum Stillstehen brachte, gab es im Sommer bisweilen dort zu sehen. Das war ein dürftig, aber allzeit sauber gekleidetes Dirnlein, das mit einer Puppe oder einem anderen Spielwerk auf der Hausthürschwelle saß, wo die Sonne auf ihrem braunen Scheitel glänzte. Wenn aber von drunten aus der Stadt die Thurmuhre Mittag schlug, dann legte sie hastig ihre Puppe auf die Schwelle und ging mit vorgestrecktem Köpfchen einige Häuser, so weit Alt=Mariken es ihr erlaubt hatte, in die Stadt hinab; auch wohl, be-

dächtig und immer das Köpfchen rückwärts drehend, ging sie wiederum nach ihrer Hausthür und nahm wie gedankenlos die Puppe in die Hand; bald aber trieb es sie aufs Neue auf, und endlich, mit jenem Aufschrei vollsten Kinderglückes, flog sie dem von der Arbeit zu kurzer Ruhe heimkehrenden Vater in die ausgebreiteten Arme. Dann trug er seinen kleinen Trost die paar Häuser weit nach seiner Wohnung, wo schon die Alte mit ihren munteren Augen an der Thüre harrte. „Nur herein, John! Nur herein!“ rief sie, „die Kartoffeln hab ich Euch gekocht; und das Töpfchen Milch vom Nachbar Bäcker steht auch schon auf dem Tisch!“ Dann band sie eine reine Schürze vor und ging mit dem irdenen Henkeltopf auf ihren eigenen Suppengang in die Stadt hinunter.

John aber und sein Christinchen setzten sich an den Tisch, nachdem er zuvor aus der Schatullenschublade ein derbes Schwarzbrot hervorgeholt hatte. Er schnitt zwei Stücke ab und brockte sie in die Milch, die in zwei Rümmlen vertheilt wurde; zuletzt aßen sie mit etwas Salz die dampfenden Kartoffeln. Nachbar Tischlers bunte Katze kam herein und strich dem Kinde um die Beinchen; der warf Christinchen auch noch eine in Salz gestippte Kartoffel zu. Aber die Katze beroch sie nur, leckte einmal daran und begann sie dann mit ihren Pfötchen in der Kammer umher zu rollen. Da lachten Vater und Tochter. „Die mag keine Kartoffeln,“ sagte John; „das ist ein Leckerzahn! Schmeckt es denn dir, Christinchen?“

Und als die Kleine ihm schmausend zunicke, holte er noch einmal etwas aus der Schublade. „Nun merk auf!“ rief er, „nun kommt der Nachtisch!“ Es war aber nur eine Messerspiße mit Butter, was er jetzt auf ihren Teller strich. „So,“ sagte er, „damit iß nun deine letzte Kartoffel!“ Und des Kindes Augen leuchteten vor Vergnügen.

Wenn die kleine Hausthürglocke schellte und Mariken

mit ihrem Topfe wieder heim kam, dann griff John nach der Mütze und ging wieder auf seine Arbeit.

Als Christinchen dann eines Tages in die Küche lief, sah sie die Alte am Herde sitzen und mit besonderem Behagen aus ihrem Topfe löffeln; ein leckerer Duft schwamm ordentlich in der Küche, und nach dem mageren Mittag mochte ein begehrllicher Ausdruck deutlich genug auf dem Kinderantlitze stehen.

Die Alte legte den Löffel aus der Hand. „Komm, Kind, und halte mit!“ rief sie, „das wird dir gut thun!“

Aber Christine trat zurück und schüttelte das Köpfchen: „Ich hab mit Vater schon gegessen.“

„Doch nicht von Frau Senator ihrer Sonntagsuppe!“

„Ich darf nicht,“ sagte das Kind leise.

„Was?“ rief die Alte. „Wer hat dir das verboten?“

„Mein Vater,“ kam es ebenso von den Lippen des Kindes.

Wie Borneeröthe flog es in das Gesicht der Alten. „So, so!“ sagte sie und stemmte die Faust mit dem Löffel auf ihr Knie. „Ja, ja, ich glaub's: du sollst nicht mit mir von meinen Bettelsuppen essen!“ Aber sie drängte die Worte zurück, die noch über ihre Zunge wollten; das Kind durfte das nicht hören. „Komm,“ sagte sie und stellte ihren Topf bei Seite, „ich bin satt; wir wollen in den Garten, da find ich dir noch ein paar Stachelbeeren. Du bist ein braves Kind! Sei deinem Vater allzeit so gehorsam; da wird dir's wohlgehen!“

Und sie wanderten mit einander in den Garten, und so dürftig auch die Ernte ausfiel, die Alte erzählte so Alles vergessen machende Geschichten von Prinzessin Pumphias Großmutter, daß der Leckerappetit der Kleinen, sie wußte nicht wie, verging.

— — Das war in der Zeit, die sich so unauslöschlich dem Kinderherzen einprägte, daß dagegen Alles, was vorher

war, in Dämmerung versank, von der die Frau, die einst-
mals dieses Kind gewesen war, mir heute noch gesagt hatte,
daß es in ihrer Kindheit die Rosenzeit gewesen sei.

* *
*

John hatte dem Nachbar Tischler Wort gehalten: der
Sarg der jungen Frau war bis auf den letzten Dreier von
ihm bezahlt worden; er hatte sein Weib doch selbst begraben.

Das anmuthige Kind, das so jählings mutterlos ge-
worden, mit dem jetzt wohl Nachmittags die Alte durch die
Straßen prunkte, hatte das Mitleid der Stadt erweckt; und
war auch diese Theilnahme nicht von langer Dauer, es
hatte dem Vater doch zu Arbeiten verholfen, die ihm sonst
nicht gekommen wären, und da es meist Verdingsarbeiten
waren, so half seine geschickte Kraft ihm jetzt zu gutem Ver-
dienst. Und eines Sonnabends — das Kind mochte jetzt
schon reichlich seine fünf Jahre alt sein — da John am
Feierabend einen tüchtigen Wochenlohn vor sich auf den
Tisch zählte und dann einen Theil davon zum Miethzins
abschied, stand auch Alt-Mariken dabei, und auf die vielen
Schillinge niederschauend, sprach sie: „Gieb mir auch etwas
davon!“ Als er verwundert auffah, fügte sie schmunzelnd
bei: „Du glaubst, John, ich will nun auch bei dir betteln!“

„Nein, Mariken; aber was will Sie?“

„Nur acht Schillinge, um eine Tafel und eine Fibel
dafür zu kaufen!“

„Will Sie noch schreiben und lesen lernen?“

„Nein, John, das hab ich, Gott und meinem seligen
Vater Dank, nicht nöthig! Aber mit Christinchen ist es an
der Zeit. Und das soll sie schon von dem alten Weibe
lernen; ich war einst meines Vaters beste Schülerin.“

John reichte ihr, was sie verlangte. „Sie hat wohl
recht, Mariken,“ sagte er.

— — Und so lernte Christine diese schwierigen Dinge leichter und um ein paar Jahre früher, als es armen Kindern sonst zu Theil wird; und jetzt waren es andere Menschen als früher, nachdenkliche Leute, pensionirte Schullehrer, auch wohl alte Großmütter, die manchmal vor der kleinen Rathe ihren Schritt hemmten und mit einem Ausdruck von zärtlichem Beifall auf das eifrige Kind dort auf der Haushürschwelle sahen, das, ohne umzublicken, unachtend der braunen Löckchen, die von der Stirn ihm in die Augen hingen, den Kopf über eine Fibel neigte und, Alles um sich her vergebend, den kleinen Zeigefinger von einem Wort zum anderen rückte, sobald das Mündlein die schwarzen Druckzeichen in den hellen Sprachlaut umgesetzt hatte.

Wenn aber am Feierabend der Vater da war, wenn sie mit aller Wichtigkeit ihm erst gezeigt hatte, wie weit sie heute auf der Tafel oder im Fibelbuch gekommen sei, und wenn sie dann mit einander ihr kleines Mahl verzehrt hatten, so ging er wohl noch einmal mit ihr hinaus unter den Sternenhimmel, auf die Straßen oder, war es dort zu laut noch, in das Gärtchen und weiter in die Wege, die in das Feld hinausliefen. Dann hob er oft sein Kind auf beide Arme, und was er Tags erfahren hatte, oder was nur an Gedanken bei der Arbeit ihm gekommen war, was sie verstand oder nicht verstand, das flüsterte er in die kleinen Ohren; er hatte keinen anderen Vertrauten, und ein ewig Schweigen soll kein Mensch ertragen können. Wohl bog das Kind bisweilen das Köpfschen zu dem seinen auf und lächelte ihm nickend zu; manchmal aber erschrak es und bat: „Nicht so! O, sag das nicht, mein Vater!“ Er wußte nicht, war diese Tochter ihm ein neues Glück, war sie ihm nur ein Trost für ein verlorenes; denn immer wieder nach dem todten Weibe in Reu und Sehnsucht wollte ihm das Herz zerbrechen; noch im Traum bethörte ihn der Reiz des längst vergangenen Leibes, daß er, vom Schlasse auffahrend,

ihren Namen durch die dunkle Kammer schrie, bis er endlich sagte, was unrettbar der Vergangenheit gehöre. Manchmal in der Nacht hatte auch das Kind nach der Mutter gerufen und die Ärmchen weinend nach ihr ausgestreckt; wenn er dann am Abend darauf sie durch die Einsamkeit der Gassen auf seinen Armen trug, erzählte er ihr, wie Süßes oft im Traume ihm geschehen, wie schrecklich sein Erwachen gewesen sei.

Dann frug das Kind wohl zitternd: „War denn Mutter bei dir in der Nacht?“

„Nein, Christine; es war ja nur ein Traum.“

Und das Kind frug weiter: „War denn Mutter so schön?“

Dann drückte er sie heftig an sich: „Für mich das Schönste auf der Erde! Weißt du das nicht mehr? Du warst schon drei Jahre alt, als sie starb!“ Als er das letzte Wort gesprochen hatte, stockte ihm die Rede plötzlich; ein Frösteln rann durch seine Glieder. Konnte er so einfach von ihrem Sterben sprechen? Er wollte sein liebes Kind doch nicht betrügen. — Die Kleine aber, die eine Weile geschwiegen hatte, sagte jetzt traurig: „Mein Vater, ich weiß gar nicht mehr, wie Mutter aussah!“

„Wir hatten nimmer Geld zu einem Bilde; wir dachten auch nicht an den Tod!“ antwortete John, und seine Stimme bebte; „aber er ist immer bei uns; streck nur den Finger aus, so kommt er schon!“

Die Kleine drückte angstvoll das Köpfschen an seine Brust. „Nein, nein,“ sagte er, „so ist's doch nicht! Du kannst schon deine beiden ganzen Händchen ausstrecken! Der liebe Gott ist doch über ihm; der hat auch versprochen, daß wir die Todten alle wiedersehen sollen; so lange mußt du warten.“

„Ja, Vater,“ sagte das Kind, und der kleine Mund drückte sich auf den seinen, „aber du mußt bei mir bleiben.“

„Wie Gott will.“

— — War bei ihrer Nachhausekunft Alt-Mariken noch wach, oder hatte die Hausthürschelle sie wieder aufgeschreckt, dann schalt sie John, die Nacht sei nicht für Kinder, er trage sie noch in den Tod.

Er aber sagte dann wohl halb für sich selber:

„Besser früher Tod,
Als spät die Noth.“

* * *

Da kam jener furchtbare Winter in den vierziger Jahren, wo die Vögel todt aus der Luft fielen und die Rehe erfroren im Walde zwischen den von Schnee gebeugten Bäumen lagen, wo die armen Leute mit ihrem leeren Magen, um nicht gleichfalls zu erfrieren, in ihre kargen Betten krochen, die in ungeheizten Kammern standen; denn auch die Arbeit war mit eingefroren.

John hatte sein Kind auf dem Schoß; er sann wohl darüber nach, warum in solcher Zeit das Mitleid nicht den Armen Arbeit schaffe; er wußte nicht, daß es an ihm vorbeigegangen war. Die lange nicht gestutzten Haare hingen über seine eingefallenen Wangen; die Arme hielt er um sein Kind geschlungen. Der Mittag war vorüber, wie die zwei leeren irdenen Teller auswiegen, die mit Kartoffelschale bedeckt neben einem Salzfaß auf dem Tische standen. Ein kaltes graues Zwielficht war in der Kammer; denn das Tageslicht konnte durch die dick mit Eisblumen überzogenen Scheiben nur kaum hineindringen. „Schlaf ein wenig, Christine!“ sagte John. „Schlaf ist gut; es giebt nichts Besseres; es wird auch wieder Sommer werden!“

„Ja,“ hauchte das Kind.

„Wart nur!“ und er nahm ein Wollentuch, das Hanna einst getragen hatte, und bedeckte sie damit. „Das ist Mutters Tuch,“ sagte er, „deine kleinen Füße sind so kalt.“

Sie ließ sich das gefallen und schmiegte sich an den Vater, der vergebens hoffte, daß der Schlaf ihr kommen werde. Er hatte die letzten drei Torf so vorsichtig in den kleinen Ofen geheizt, aber es war doch zu kalt geblieben. Da schellte die Hausthürlocke, und Alt-Mariken trat nach einer Weile in die Kammer. Sie deckte ihre kleinen Augen mit der Hand, denn das graue Zwielicht da drinnen hatte sie geblendet; dann nickte sie den Beiden zu. „Das glaub ich,“ sagte sie, „ihr könnt euch an einander wärmen! So gut hat's unsereiner nicht; denn sieh, John, das Kinderkriegen hab ich nicht verstanden. Nur einmal war's ein todt'es, aber das zählt ja nicht.“

John blickte nicht auf. „Da braucht Sie heute auch nur für sich allein zu frieren,“ sagte er und nahm die kalten Füßchen seines Kindes in seine großen Hände.

„Nun, nun,“ erwiderte die Alte; „ich weiß mir schon zu helfen; sorg nicht um mich, John! Die alte Senatorin hört gar zu gern die Geschichten von Anno damals, vom Kosakenwinter; und da kann ich aushelfen, John! Die haben mir heut drei Tassen heißen Kaffee eingebracht; da kann man's dann schon wieder aushalten, wo nur der Winter einheizt!“ Sie lachte: „Ihr Beiden solltet einmal tanzen! Das hat mir früher oft geholfen; die Tanzbein sind mir nur abhanden gekommen.“

Da hob das Kind sein Köpfchen aus den Umhüllungen und sagte: „Vater, morgen ist doch Weihnachten; darf es hier dann nicht ein wenig wärmer sein?“

John sah nur finster auf sie hin; die Alte aber huckte sich neben ihm und der Kleinen zu Boden: „Kind, Gottes Engel!“ rief sie und streichelte mit ihrer warmen Hand Stirn und Wangen der Kleinen; dabei griff sie mit der anderen in ihre Tasche und fühlte nach den Schillingen, von denen sie nicht geredet, die sie aber neben dem Kaffee von der Frau Senatorin als Festgeschenk erhalten hatte.

„Ja, ja, Christinchen, sorg nur nicht! Unser Herr Christus hat dazumal auch warm in seinem Kripplein gelegen!“ John schwieg noch immer; das Wort seines Kindes war ihm wie ein Schwert durchs Herz gegangen. Aber vor seinem inneren Auge stand jetzt plötzlich jener einsame Brunnen draußen auf dem Felde; er sah den Bretterzaun im Froste flimmern. Sein alter Arbeitgeber, von dem er ihn einst selbst erbeten hatte, war jahrelang todt; auch sie, um derenwillen es geschah — wen kümmerte das von damals noch? Hatten die Bretter einst sein Weib geschützt, sie konnten nun sein Kind erwärmen! — Das Blut stieg ihm zu Häupten; sein Herz hämmerte heftig.

Das hörte das Kind, dessen Kopf daran lag. „Water,“ sagte sie, „was klopft so in dir?“

„Das Gewissen!“ — Er war zusammengefahren. Niemand hatte das gesagt, und war ihm doch, als habe er es gehört, deutlich, dicht vor seinem Ohr.

„Mich friert!“ sagte die Kleine wieder.

Da stieg aufs Neue der Brunnen vor ihm auf. „Wärme dich ein Stündchen in meinem Bette!“ sagte er hastig; „dort wirst du schlafen; ich wecke dich dann wieder.“

„Ja, ja, Christinchen,“ rief die Alte, „ich setz mich zu dir; schlaf nur, Kind; die Welt ist gar zu kalt!“ John aber stürzte aus der Kammer dem niedrigen Verschlage zu, der auf dem Hofe war; hier in der Dunkelheit, nach zugeriegelter Thür, schärfte er seine Handsäge und schliß sein Handbeil auf dem dort stehenden Schleiffstein.

— — In der Nacht, die diesem Tage folgte, fiel das Quecksilber in den Thermometern noch um mehrere Grade tiefer; die schneebedeckten Felder, auf welche die zitternden Sterne herabblinkten, schienen wie eine Öde, die nie ein Menschenfuß betreten. Dennoch vernahmen die Kranken oder in Sorgen Wachenden, welche in der Norderstraße ihre Schlafkammern nach den Gärten hatten, aus der Ferne die

Schläge eines Beiles, die in der grenzenlosen Stille nach der Stadt hinüber schollen. Vielleicht mochte auch ihrer einer sich erheben und vom Bett aus, wiewohl vergebens, durch die flimmernden Fensterscheiben hinauszublicken suchen; aber wen kümmerte es weiter, wer draußen noch so geschäftig wach war?

Als aber Alt-Mariken am Morgen spät erwachte, da sah sie von ihrem Bett aus, daß in dem Beilegerofen schon ein helles Feuer prasselte und ihre Schillinge nicht mehr nöthig waren. In der Kammer stand John neben seinem Töchterlein und sah schweigend zu, wie sie behaglich sich die Kleider überzog und unterweilen mit ihren Händchen an den Ofen flatschte. „O,“ rief sie fröhlich und zog sie rasch zurück, „er hat mich ordentlich gebrannt!“

Und allmählich schmolz der Schnee; die Sonne kam immer länger auf Besuch; die Schneeglöckchen hatten ausgeblüht, und die Beilchen zeigten dicke Knospen; Vögel und allerlei Wandergäste kamen; darunter auch, die nicht willkommen waren.

John hatte eine Gartenarbeit unten in der Stadt und bog eines Abends, seinen Spaten auf dem Nacken, aus einer Nebengasse in die breite Straße ein, um durch diese und deren Verlängerung nach seiner Wohnung hinaufzugehen. Alle seine Gedanken waren bei seinem Kinde; sie kam ihm ja immer noch entgegen, wenn auch nicht so ungestüm wie früher; denn auf den Herbst hatte sie schon ihr siebentes Jahr. Da schlug von rückwärts der Schall eines Fußtrittes an sein Ohr, als ob er ihn einzuholen trachte. Er stutzte. „Wer ging doch so?“ — Wie eine unheimliche Erinnerung überkam es ihn; aber er konnte sich nicht entsinnen; ihm war nur, als sei ihm Unheil auf den Ferjen. Er sah nicht um; aber er ging jetzt rascher, denn es war ganz hell noch auf den Gassen. Doch auch das hinter ihm ging rascher; er brütete noch: Wer kann das sein? — da schob ein mage-

rer Arm sich in den seinen, und ein bleiches bartloses Gesicht mit kurzgeschorenem Schädel sah ihn aus kleinen scharfen Augen an.

John erschrak bis in die Fußspitzen. „Wenzel!“ stieß er hervor. „Wo kommst du her?“

„Wo du auch einmal sechs Jahre gewesen bist, John! Ich hatte es noch einmal versucht.“

„Laß mich!“ sagte John; „ich darf nicht mit dir gesehen werden. Das Leben ist schwer genug.“ Er ging noch rascher; aber der Andere blieb ihm zur Seite.

„Nur die Straße hier hinauf,“ sagte er. „Du trägst das Zeichen der Ehrlichkeit da auf den Schultern; das thät mir gut zu meiner Reputation!“

John stand still und trat von ihm zurück: „Du machst linksrum, oder ich stoße dich hier zu Boden!“

Der schwache Züchtling mochte den Grimm des Mannes fürchten; er zog grinsend seine alte Mütze: „Auf Wiedersehn, Herr John! Du bist heut just nicht höflich gegen einen alten Kameraden!“ Er steckte die Hände in die Hosentaschen und ging nach links unter den Rathhausschwibbögen zur Stadt hinaus. In furchtbarer Bewegung setzte John seinen Weg fort; ihm war, als wäre Alles in ihm eingestürzt. Einige Häuser vor dem seinen kam ihm das Kind entgegen und hing sich an seinen Arm. „Du sprichst ja gar nicht, Vater? Fehlt dir was?“ sagte sie nach einigen Schritten.

Er schüttelte den Kopf: „Ja, Kind; wenn nur, was einmal dagewesen, nicht immer wieder zu uns kommen wollte!“

Die Kleine sah zärtlich, voll unverstandenen Mitleids, zu ihm auf. „Kann denn der liebe Gott nicht helfen?“ sprach sie zaghast.

„Ich weiß nicht, Etine; aber wir wollen zu ihm beten!“

— — Am folgenden Tage hatte John den Gefürchteten nicht gesehen; er war auch nicht durch die Stadt, er war hinter derselben an den Gärten entlang auf seine Arbeit und

wiederum nach Haus gegangen. Am Abend darauf sah er ihn hier auf sich zukommen; das bleiche Züchtlingsgesicht, um das jetzt ein Stoppelbart zu wachsen begann, war nicht zu verkennen.

„Ei, Freund John,“ rief Wenzel ihm entgegen, „ich glaub, du suchst mir auszuweichen; bist du denn noch so mürrisch?“

John blieb stehen. „Dein Gesicht macht mich nicht fröhlicher,“ sagte er.

„Das denn vielleicht?“ entgegnete Wenzel und zog ein paar Mark Geldes aus der Tasche. „Ich wollt mich auf eine Woche bei dir einmieten, John! Es ist nicht leicht für mich, Quartier zu kriegen!“

„Mieth dich beim Teufel ein!“ sagte John. Als er aufblickte, kam aus einem Seitenwege ein Gensdarm auf sie zu. John wies auf den Polizeisoldaten; aber Wenzel sagte: „Den fürcht ich nicht; meine Papiere sind in Ordnung.“

Noch bevor dieser sie erreicht hatte, zog er sein Taschenbuch hervor und übergab es ihm, der mit amtlicher Würde den Inhalt durchstudirte. Schon streckte Wenzel seine Hand aus, um seinen Schatz sich wieder auszubitten; aber der Gensdarm steckte die Papiere ruhig in seine eigene Tasche. „Er hat sich auf der Polizei noch nicht gemeldet,“ sagte er kurz, „Er geht mit mir!“ und einen raschen Blick auf John werfend, ließ er den Züchtling vorangehen und folgte, die Hand am Säbelgriff.

Der Bürgermeister befand sich auf dem Rathhause in seinem Arbeitszimmer, als der Gensdarm eintrat und den entlassenen Züchtling Wenzel meldete.

Er lächelte. „Ein alter Bekannter!“

„Ich traf ihn hinten am Kuhsteig; der John Glückstadt stand bei ihm,“ berichtete der Gensdarm.

Der Beamte sann einen Augenblick: „Ja, ja, — John Glückstadt, das läßt sich denken.“

„Freilich, Herr Bürgermeister; das Zusammentreffen schien mir sehr verdächtig, hinter der Stadt und um die Besperzeit, wo Niemand dort zu kommen pflegt.“

„Wie meinen Sie das, Lorenzen?“ frug der Bürgermeister. „Dieser John Hansen ist jetzt ein reputirlicher Mensch, der sich und seine Kleine ehrlich durchzubringen sucht.“

„Sehr wohl, Herr Bürgermeister; aber sie waren vor dem zusammen im Zuchthaus; es dürfte nicht ohne Bedeutung sein, daß sie auch hier gleich wiederum zusammenstehen.“

Aber der Bürgermeister schüttelte den Kopf. Er hatte John im Winter ein kleines Darlehen gegeben und es in diesen Frühlingstagen zurückerhalten. „Nein, Lorenzen,“ sprach er, „stören Sie mir den Mann nicht; den kenne ich besser: auch hat er Arbeit jetzt, die er nicht auß Spiel setzen wird. Und nun lassen Sie den Wenzel kommen!“

„Befehlen,“ sagte der Gensdarm und drehte sich militärisch nach der Thür. Aber die Zurückweisung seiner so wohl ausgenommenen Schlüsse auf John Glückstadt hatte heimlich ihn ergrimmt. Drum erzählte er noch am selben Tage Arbeitern und kleinen Handwerkern, mit denen er zusammentraf, und mit noch stärkeren Accenten, die verdächtige Geschichte; die brachten es an die Dienstboten und diese an die Herrschaften, und so war bald die ganze Stadt voll von den gefährlichen Plänen, welche Wenzel und John Glückstadt in erneuerter Kameradschaft mit einander geschmiedet hätten; und obwohl Wenzel schon am folgenden Tage wieder entlassen und dann von Behörde zu Behörde gewiesen war und hier niemals wieder gesehen wurde, so hatte er doch für John des Teufels Spur zurückgelassen. Dieser hatte gehofft, die Arbeit in dem großen Garten drunten in der Stadt den ganzen Sommer, ja gar für künftige Jahre behalten zu können, denn der Besitzer hatte ihm wiederholt

die Sauberkeit und Raschheit seiner Arbeit gelobt; jetzt aber kam die Botschaft von demselben, John brauche nicht wieder zu kommen. Bei Anfragen in anderen Häusern erhielt er trockenen Abschlag; mit Mühe bekam er endlich in einem nahebelegenen Dorfe eine schlecht bezahlte Feldarbeit; aber auch die ging bald zu Ende. Sein Muth sank; seines Kindes Antlitz drückte ihn noch tiefer; das Elend war schon halb in seiner Kathe; nur der Kleinen wußte die kluge Alte unter immer neuen Vorwänden ein Theilchen von ihren Suppengängen zukommen zu lassen.

So war das Ende des August herangekommen und ein Abend, wo für den anderen Tag kein Mundvoll mehr im Hause war. Er saß am Bette seines Kindes, das schon mit dem Schläfe kämpfte, und sah starr auf das liebliche Gesichtlein; aber so still er saß, er wußte vor Angst nicht, wo er mit seinen Gedanken bleiben sollte. Da, als das Kind die Augen zu ihm aufschlug, brach es aus ihm hervor: „Christine!“ aber er stockte einen Augenblick; „Christine,“ sagte er nochmals, „könntest du wohl betteln?“

„Betteln!“ Das Kind erschrak über das Wort. „Betteln, Vater?“ wiederholte sie; „wie meinst du?“ Die Kinderaugen waren plötzlich erregt auf ihn gerichtet.

„Ich meine,“ sagte er langsam aber deutlich, „zu fremden Leuten gehen und sie um einen Sechßling oder noch weniger um einen Dreiling bitten, oder um ein Stück Brot.“

Dem Kinde stürzten die Thränen aus den Augen: „Vater, warum fragst du so? Du sagtest immer, betteln sei eine Schande!“

„Es kann auch kommen, daß Schande noch nicht das Schlimmste ist. — Nein, nein!“ rief er dann laut und riß sie heftig in seine Arme. „Weine nicht, o weine nicht so, mein Kind! Du sollst nicht betteln; nimmer sollst du das! Wir essen nur ein bißchen weniger!“

„Noch weniger, Vater?“ frug die Kleine zögernd.

Er antwortete nicht; aber ihr war, als fühlte sie ihn schluchzen, als er seinen Kopf gegen ihren kleinen Körper barg. Da wischte sie sich die Thränen vom Gesicht; und als sie eine Weile wie grübelnd dagelegen, brachte sie ihren kleinen Mund zu seinem Ohr. „Vater!“ flüsterte sie leise.

„Ja, mein Kind?“ und er richtete sich empor.

„Vater, ich glaub, ich könnte doch wohl betteln!“

„Nein, nein, Christine; denk nicht mehr daran!“

„Ja, Vater,“ und sie schloß ihre Ärmchen fest um seinen Hals, „wenn du krank und hungrig wärest, dann wollte ich es doch!“

„Nun, Kind; du weißt ja, ich bin kerngesund!“

Sie blickte ihn an; er sah nicht sehr gesund aus; aber er lächelte ja doch. „So, schlaf nun!“ sagte er und löste die Ärmchen sanft von seinem Nacken und legte sie in ihr Bett zurück. Und sie that, wie getröstet, ihre Augen zu und war bald entschlafen; nur ihres Vaters Hand behielt sie noch fest in der ihren, bis auch die kleinen Finger sich lösten und das ruhigere Athmen den festen Schlaf bekundete.

Er blieb noch immer sitzen; das erste Viertel des Mondes war heraufgekommen und schimmerte trübe in die Kammer. Der Mann starrte in Verzweiflung auf sein Kind: was sollte er beginnen? Zur Sparkasse? — Aber wer würde für ihn Bürgerschaft leisten? Zum Bürgermeister gehen und um ein Darlehn bitten — und das im hohen Sommer? — Im Winter hatte er es gethan; er wußte genau die Zeit: die Bretter des Brunnens waren verbrannt und die Kammer wieder kalt gewesen. Der Bürgermeister hatte es ihm damals auch gegeben; aber die scharfen Augen des alten Herrn hatten ihn so seltsam angesehen. „Damit Er nicht wieder in Versuchung komme, John!“ hatte er dabei gesagt; ihm aber hatten plötzlich die Beine unterm Leib gezittert. Ob denn der Bürgermeister von jener Sache wisse oder nur Gedanken habe, frug er sich jetzt; dann fiel's ihm auf die Brust, er

war ein BÜchtling, dem wird Alles zugerechnet; weshalb war denn seitdem schon immer wieder keine Arbeit für ihn dagewesen? Wie eine drückende Wolke fühlte er den Verdacht ob seinem Haupte schweben. Das geliehene Geld zwar hatte er zurückgezahlt; aber, nein — nicht noch einmal zum Bürgermeister! — — Nebenan im Garten des Tischlers standen wohl noch ein paar Reihen Kartoffeln, sie schienen ganz vergessen zu sein — aber John biß die Zähne zusammen: er hatte durch ihn sein todttes Weib begraben können. Einen Augenblick entflohen ihm die Gedanken; sie hafteten dort, wo der Ofen stand, wo ein schwacher Mondschimmer auf dem Messingknopfe schimmerte. „Hanna!“ murmelte er, „du bist schon recht gestorben!“ Wie in unausdenkbarem Elend streckte er die Hände mit ausgespreizten Fingern vor sich hin; aber die Bilder in seinem Kopfe wechselten, und die des Hungers waren doch die stärksten. Da plötzlich streckte sich ein weites Kartoffelfeld vor seinen Augen; es war draußen auf dem Felde neben dem von ihm beraubten Brunnen, der jetzt in einem hohen Ährenfeld verborgen stand. Die Kartoffeln waren noch immer nicht aufgenommen; andere Feldarbeit war im Wege gewesen. „Nur ein paar Bütle!“ murmelte er, „nur um einmal satt zu werden!“ Etwas von dem Trotz der Ausgestoßenen kam über ihn: „Es kann ja morgen wieder Arbeit kommen — wenn nicht, so muß ich's mit dem lieben Gott versuchen!“

Er saß noch lange, noch manche Stunde, bis der Mond schon unter war und er Alles schlafen glaubte; da schritt er leise aus der Kammer und aus dem Hause. Die Luft war schwül; nur mitunter fuhr ein Windstoß auf, und fast undurchdringliche Finsterniß lag auf der Erde. Aber John war den Weg schon oft gegangen, und endlich, an dem Straute, das um seine Beine schlug, fühlte er, er war auf dem Kartoffelacker. Er lief noch weiter hinein, denn ihm war, als müsse er überall gesehen werden; mitunter bückte

er sich und wühlte unter den Büschen, mitunter zuckte er erschreckt zurück; aber es war nur das Gezücht, das hier gelegen hatte; ein Tausendfuß, eine Kröte waren über seine Hand geschlüpft. Das Säcklein, das er mitgenommen hatte, war halb gefüllt. Er stand und wog es in der Hand: es war genug; aber ... Er hatte den Sack schon umgekehrt, um Alles wieder auf den Acker auszuschütten, nur unten hielt noch seine eine Hand das Linnen zusammen. Ihm war im Kopfe, als senke eine Wage sich auf und ab; dann sprach er langsam: „Ich kann nicht, lieber Gott! Mein Kind! Es soll ans Kreuz geschlagen werden; laß mich es retten; ich bin ja nur ein Mensch!“

Er stand und horchte, als solle eine Stimme von oben aus der Nacht zu ihm heruntersinken; dann krampfte seine Hand sich um den Sack; er lief nur weiter, immer weiter; kaum fühlte er, daß jetzt hohe Ähren ihm mit ihren rauhen Köpfen ins Gesicht strichen; kein Stern zeigte ihm den Weg; er ging her und hin und kam doch nicht zum Ausgang. Ihn überfiel's, wie er vor einem Jahrzehnt als Aufsehersmann so sicher hier geschritten war; es konnte nicht weit sein, wo einst sein Weib, ein sechzehnjährig Dirnlein, ihm in die Arme stürzte! In süßem Schauder ging er vorwärts; gleichmäßig rauschten bei seinem Schritt die Ähren; ein Vogel, ein Rebhuhn oder eine Ammer, schwirrte vor ihm auf; er hörte es kaum, er schritt nur weiter, als ob er ewig so zu schreiten habe.

Da zuckte fern unten am Horizont ein schwacher Schein; ein Gewitter schien heraufzukommen. Einen Augenblick stand er und besann sich: er hatte die dunklen Wolken am Abend schon gesehen; er wußte plötzlich, wo Ost und Westen war. Nun wandte er sich und beschleunigte seine Schritte; er wollte rasch nach Haus, zu seinem Kinde. Da war etwas vor seinen Füßen, er kam ins Straucheln, und eh er sich besonnen, that er einen neuen Schritt; aber sein Fuß fand

keinen Boden — — ein gellender Schrei fuhr durch die Finsterniß; dann war's, als ob die Erde ihn verschluckt habe.

Ein paar Vögel schreckten in die Luft, dann war Alles still; kein Menschenschritt war jetzt noch in dem Korn. Eintönig säuselten die Ähren, und kaum hörbar nagten die Millionen Geziefers an den Wurzeln oder Schaften der Pflanzen, bis die immer drückendere Schwüle in einem starken Wetter sich entlud und in den hallenden Donnern und dem niederstürzenden Regen alle anderen Geräusche der Erde verschwanden.

In der Kathe am Ende der Norderstraße fuhr um diese Zeit ein armes Kind aus seinem Schläfe auf; ihm träumte, es habe ein Brot gefunden, aber es hatte in einen Stein gebissen. Halb im Traum noch griff es in das große Wandbett nach der Hand seines Vaters, doch es erfaßte nur den Zipfel des Kopfkissens und schlief dann ruhig weiter.

— — John Glückstadt ist niemals wieder nach Haus und nie zu seinem Kinde zurückgekommen; alle Anstalten der Polizei, eine Spur von ihm zu finden, waren vergebens. Sein Verschwinden wurde einige Tage in der kleinen Stadt besprochen; die Einen meinten, er sei entflohen, um nachher mit seinem Kameraden Wenzel zusammenzutreffen und mit ihm übers Meer zu fahren, wo es den Spitzbuben gut zu gehen pflege; das Geld zur Überfahrt würden sie unterwegs nach Hamburg sich schon zu schaffen wissen, und das kleine Dings sei ja in guter Hut bei Küster-Mariken; die Anderen meinten, am Deich da draußen in der Schleusengrube, neben welcher er und Wenzel ihr Schelmstück einst berathen hätten, habe er den Tod gesucht, und die Ebbe habe ihn ins Meer hinausgetrieben.

Diese Meinungen wurden in einer Tischgesellschaft gegen einander abgewogen. „Nun, und Sie, Herr Bürgermeister,“ sagte zu diesem die alte Schwägerin des einstigen Eichorien-

fabrikanten, die er zu Tische geführt hatte, „was meinen Sie dazu?“

Der Bürgermeister, der bisher kein Wort dazu geredet hatte, nahm erst bedächtig eine Priese. „Hm,“ sagte er, „was soll ich meinen? — Nachdem dieser John von Rechtes wegen seine Strafe abgebüßt hatte, wurde er, wie gebräuchlich, der lieben Mitwelt zur Hehjagd überlassen. Und sie hat ihn nun auch zu Tode gehehrt; denn sie ist ohn Erbarmen. Was ist davon zu sagen? Wenn ich was meinen soll, so sollet ihr ihn jetzt in Ruhe lassen, denn er gehört nun einem anderen Richter.“

„Wahrhaftig,“ sagte die Alte ganz erstaunt, „Sie haben doch immer Ihre sonderbaren Meinungen von diesem John Glückstadt!“

„John Hansjen,“ berichtigte der Bürgermeister ernsthaft.

* * *

— — — Mir kam allmählich das Bewußtsein, daß ich weit von meiner Vaterstadt im Oberförsterhause an dem offenen Fenster stehe; der Mond schien von drüben über dem Walde auf das Haus, und aus den Wiesen hörte ich wieder das Schnarren des Wachtelkönigs. Ich zog meine Uhr: es war nach eins! Das Licht auf dem Tische war tief herabgebrannt. In halbvisionärem Zustande — seit meiner Jugend haftete dergleichen an mir — hatte ich ein Menschenleben an mir vorübergehen sehen, dessen Ende, als es derzeit eintrat, auch mir ein Räthsel geblieben war. Jetzt kannte ich es plötzlich; deutlich sah ich die zusammengefauerte Todtengestalt des Unglücklichen in der unheimlichen Tiefe. Nachdem ich heute den Namen meiner Wirthin erfahren hatte, wußte ich jetzt auch: noch einmal aus der düsteren Gruft hatte seine lebendige Stimme ein lebendig Menschenohr erreicht; aber es war nur das eines vierzehnjährigen

Anaben. Am Abend nach dem Verschwinden des Armen, da ich bei einer befreundeten Familie eingetreten war, kam der Sohn mit seinem Schmetterlingsfächer schreckensbleich ins Zimmer. „Es hat gespukt!“ rief er und sah sich um, als ob er auch hier noch nicht ganz sicher sei; „lacht nur nicht; ich hab es selbst gehört!“ — Zwischen den Kartoffeln auf dem Acker neben dem Schinderbrunnen war er gewesen, um sich den Todtenkopf zu fangen, der in der Dämmerung dort fliegen sollte; da hatte es unweit von ihm aus dem Kornfeld seinen Namen „Christian!“ gerufen, hohl und heiser, wie er solche Stimme nie gehört; und da er entsetzt davon gelaufen, sei es noch einmal hinter ihm hergekommen, als ob's ihn habe greifen wollen.

Ich wußte jetzt, nach über dreißig Jahren: es hatte nicht gespukt, und nicht „Christian“ hatte er es rufen hören: den Namen seiner Tochter „Christine“ hatte der Mann da drunten in hoffnungsloser Sehnsucht ausgestoßen. Und noch eines wußte ich: ein Arbeiter, mein alter Freund aus der Kinderzeit, hatte einige Tage später draußen an dem Brunnen das Korn mähen helfen. „Da hätten wir bald einen Falken fangen können!“ erzählte er mir eines Abends.

„Einen großen?“ frug ich.

„Das mag der Herr glauben! Er war ein Stück in den alten Schinderbrunnen hinabgestoßen — der Himmel weiß, was drunten liegt — aber seine Fluchten waren zu weit in der Spanne, er schlug und arbeitete damit in dem engen Brunnen und kam nicht gleich heraus. Wir hatten nur keine Knüppel, ihn zu schlagen; auch wehte ein übler Dunst uns an; es war, als hätte schon vordem die Creatur an Aas gefressen!“

Ich hatte damals dieser Rede nicht geachtet; mich schauderte, da mich die Erinnerung jetzt befiel; der feuchte Nachtwind, der mich anwehte, that mir wohl, vor allem, weil er von heut und nicht von damals war; ich wußte, der Brun-

nen war vor ein paar Jahren zugeschüttet. „Zu Bett!“ sprach ich halblaut zu mir; „und, Seele, geh du auch zu Bett!“

Ich löschte das Licht und ließ das Fenster offen, damit Alles, was lebendig war, zu mir herein könne; und bald, als ich gedacht hatte, kam der Schlaf; nur mit einem freundlichen Bilde spielte noch der Traum: ich sah die von der Morgen Sonne nur noch halb erleuchteten Straßen meiner Vaterstadt; ich hörte einen Wagen heranrollen, und zwischen zwei lieben alten Leuten auf dem offenen Sitze saß die kleine Christine, und sie nickte mir freundlich zu, als sie bei mir vorbei und über dem Biegel zur Stadt hinausfuhr.

Der alten Mariken dachte ich nicht weiter; ich wußte, daß sie vor langen Jahren in St. Jürgen's Stift ein ruhiges Sterbekissen gefunden hatte.

— — Als ich spät am anderen Morgen in das Haus hinunter kam, erhob sich der Lohbraune von der Matte vor der Thür des Wohnzimmers und begrüßte mich wedelnd als einen Gast des Hauses; als ich aber eintrat, war Niemand drinnen; nur die Magd öffnete eine Seitenthür, guckte herein, als ob sie bestellt sei, meine Ankunft zu berichten, und lief dann rasch von dannen. Ich beschäftigte mich indeß damit, die Bilder an den Wänden zu beschauen, aus denen deutlich zwei Generationen zu erkennen waren: auf der einen Jagd- und Thierstücke von Steffek und dem alten Ridinger; über dem Sopha dagegen fand ich eine Kreuzesabnahme von Rubens und je zur Seite die Bildnisse von Luther und Melanchthon. Am Sopha, auf dem lichtlosen Wandstücke am Fenster, hing, wie im Schatten der Vergangenheit, eine halberloschene Photographie; aber ein Kranz von Immortellen, wie Johns Tochter sie gestern auf unserem Waldgang gepflückt hatte, wohl gar derselbe, umgab den dunklen Rahmen.

Mit Scheu fast trat ich näher: es war das Bildniß eines Soldaten in Uniform, wie dergleichen die jungen

Landleute während ihrer Dienstzeit anfertigen lassen und nach Hause schicken. Der Kopf war leidlich ausgeprägt erhalten und zeigte mir das kaum mehr als einmal Gesehene, aber unvergessene Antlitz des Arbeiters John Glückstadt; nur war in diesen Zügen noch nichts von Kummer oder Schuld; der kleine dunkle Schnurrbart saß unter der fecken Ablernase, und die Augen sahen ernst, doch sicher in die Welt hinaus. Es war John Glückstadt nicht; es war John Hansen, wie er im Herzen seiner Tochter fortlebte, für den sie gestern ihren frischen dauerhaften Kranz gepflückt hatte; mit diesem John hatte der doppelgängerische Schatten noch nichts zu schaffen. Es brannte mich, meiner edlen Wirthin zuzurufen: „Laß das Gespenst in deinem Haupte fahren; der Spuk und dein geliebter Vater, sie sind nur eines: er war ein Mensch, er irrte und er hat gelitten!“

Aber ich hörte die Stimmen meiner Wirthsleute von hinten durch die Gartenthür ins Haus kommen, und ich wandte mich von dem bekränzten Bilde ihnen entgegen, um ihren Morgengruß und ihre Scherze über meine Langschläferei in Empfang zu nehmen.

— Wir lebten noch einen schönen Frühlingstag zusammen. Als ich aber spät Abends mit dem Oberförster und seinem treuen Hunde noch einen Waldgang machte, da schwieg ich nicht länger; ich erzählte ihm Alles, jedes Einzelne, was in der vergangenen Nacht mir in Erinnerung und im eigenen Geiste aufgegangen war.

„Hm,“ machte der besonnene Mann und ließ seine Augen treuherzig auf mir ruhen; „das ist aber Poesie; Sie sind am Ende nicht bloß ein Advocat!“

Ich schüttelte den Kopf: „Nennen Sie es immer Poesie; Sie könnten es auch Liebe oder Antheil nennen, die ich rasch an meinen Wirthen genommen hätte.“ Es war zu dunkel, um zu sehen; aber mir war, als ob ein herzlicher Blick von ihm mich streifte. „Ich danke Ihnen, lieber

Freund," sagte er dann; „aber der Vater meiner Frau — ich hatte freilich nur Weniges von ihm gehört — ist mir nimmer so erschienen.“

„Und wie denn anders?“ frug ich.

Er antwortete nicht mehr; sinnend gingen wir neben einander, bis wir das Haus erreicht hatten.

„Ihr seid sehr langsam gegangen," sagte Frau Christine, als sie uns entgegentrat; „ihr habt mich schier vergessen!“

— — Als ich am anderen Morgen fortging, begleiteten mich beide, bis wo der Waldweg in die Landstraße ausläuft. „Wir schreiben Ihnen einmal!" sagte der Oberförster. „Ich bin sonst kein Brieffsteller; aber gewiß, ich thu's; wir müssen Sie festzuhalten suchen, damit Sie einmal wieder den Weg zu uns hinaus finden!“

„Ja, kommen Sie wieder!" rief Frau Christine; „versprechen Sie es; Ihr Abschied würde uns nicht so traurig machen!“

Ich versprach es gern; dann reichten Beide mir die Hand, und ich stand und sah sie fortgehen; sie hatte sich fest an ihren Mann geschlossen; er legte sanft den Arm um ihre Hüfte. Dann kam eine Biegung des Weges, und ich sah sie nicht mehr.

„Leb wohl, John Glückstadts Tochter!" rief ich leise; „nur die erste Silbe, nur das Glück ist dein geblieben; es wird schon treu sein, denn es ist an rechter Stelle!“

— — Schon nach vierzehn Tagen kam der erste Brief des Oberförsters und ließ mich im Actenlesen eine lange Pause machen. „Ich muß Sie auch noch Ihres Versprechens entbinden," schrieb er; „gleich am Abend unseres Abschieds habe ich meiner Christine die Geschichte ihres Vaters erzählt, ausführlich, wie ich sie von Ihnen hörte. Sie mögen Recht haben, er wird wohl so gewesen sein, und er war dann doch noch ein anderer Kerl, als wie er bisher weichselig im Herzen seiner Tochter ruhte; auch dürfen Mann

und Weib nicht solch Geheimniß vor einander haben. Zwar ein leidenschaftlicher Thränensturz war die erste Folge, so daß ich schier erschrak und dachte, es möchte das Temperament des Vaters in meiner sanften Frau erwacht sein. Aber ihr eigenstes Ich erschien bald wieder; und jetzt — mein Freund, das Geißblatt am Waldestrande, das jetzt wieder blüht, so lieblich, dünkt mich, hat es fast niemals noch geduftet; und das Bild des John Glückstadt trägt nun einen vollen Rosenkranz; seine Tochter hat jetzt mehr an ihm; nicht nur den Vater, sondern einen ganzen Menschen. — Den Dank und Gruß, den Frau Christine mir für Sie aufgetragen, versteh ich in der frauenhaften Weise nicht zu Papier zu bringen; ich kann Sie nur bitten, sich das Herzlichste zu denken.“

So schrieb der Oberförster damals; aber, wie es so geht, obgleich Briefe ein paar Mal in jedem Jahre zwischen uns hin und her gegangen sind, ich bin nicht wieder dort gewesen. Aber hier links in der Ecke meiner Schreibstube auf zwei Stühlen steht jetzt mein gepackter Reisekoffer; draußen an den Wallzäunen blüht einmal wieder das Geißblatt, und hier drinnen ist für eine Woche Alles sauber weggeordnet; denn gewiß und wahrhaftig — morgen geht es fort zu meinen Freunden, zu John Glückstadts Tochter und zu meinem wackeren Oberförster. Sein Brief, der die Antwort auf meine Anmeldung brachte, war ein rechter Subelbrief. „Wir harren Ihrer mit Freuden,“ schrieb er; „Sie kommen just zur rechten Zeit; der Junge ist auch da mit seinem Examenzeugniß in der Tasche; seine Mutter ist schier verliebt in ihn und studirt sein Antlitz, um darin immer einen neuen Zug aus dem ihres Vaters aufzufinden. Kommen Sie also; uns fehlt nur noch der Freund!“

— — Gewiß, wenn Gottes Sonnenschein mich morgen weckt, ich komme!

„Es waren zwei Königsfinder“.

Es ist ein Erlebnis, das ich heute erzählen will; nicht mein eigenes; es ist mir selbst erzählt worden, aber von so lebendiger Erinnerung getragen, daß ich nur hätte nachzuschreiben brauchen.

Mitte Juli war es, eine laue Sommernacht; wir saßen mit unseren Gästen auf der Terrasse unseres Landhauses, und so weit die hellen nordischen Sommernächte es gestatteten, lag um uns her der Garten schon in Duft und Dämmerung; nur am Himmel über uns strahlte im Sternbilde des Perseus der prächtige Algol. Wir hatten lebhaft geplaudert, etwas philosophisch sogar, über kleine Ursachen und große Wirkungen. „Soll es doch geschehen sein,“ sagte der alte Doctor, „daß Nachts eine Maus über die Nase einer königlichen Geliebten gesprungen ist, und der König hat darüber eine große Schlacht verloren!“

Wir lachten; aber das steigende Dunkel löschte das Gespräch allmählich aus. Mein Vetter, der Musiker, der sich die Erlaubniß zu einer langen Pfeife ausbeten hatte, hielt seine Augen auf den funkelnden Stern gerichtet und blies schon lange schweigend seine Rauchwolken gen Himmel. „Ja,“ sagte er jetzt, wie zu sich selber, „wenn man nicht näher zusah, so war es auch nur ein Kausch — ein Käuschlein! — Meine nächsten Freunde vom heiligen Conserva-

torium, wo sind sie? Man soll sich in Acht nehmen; es liegt uns überall im Wege!“

„Was faszeln Sie da, Fritz?“ frug unser Doctor leise.

„Ich faszle nicht, lieber Doctor, aber es ist so wunderbar um uns; man möchte den Todten einmal Gehör geben; ich habe es Ihnen vor Jahren, da es mich eben stark geschüttelt hatte, auch wohl schon erzählt!“

Der Doctor schwieg einen Augenblick: „Das mit dem jungen Marx?“ sagte er dann.

Mein Vetter nickte.

„Sie haben Recht, Fritz, und wenn die Erinnerung Sie drängt, so erzählen Sie es jetzt auch den Anderen; ich mein, es ist jetzt eine rechte Stunde, und ein gutes Gedenken könnte, wenn man so sagen dürfte, auch denen wohlthun, welche nicht mehr sind.“

„Wollen wir das annehmen!“ erwiderte Fritz, und da auch wir Anderen in ihn drangen, so begann er:

„Schon fast zwei Jahre war ich auf dem Conservatorium in *** gewesen, da wurde es mir eines Tages klar, daß für hochbegabte Musiker dort vielleicht sehr viel, für Leute meines Schlages aber trotz der besten Musik, die dort gemacht wurde, verzweifelt wenig zu holen sei; denn eine feste, das Ganze beherrschende Methode der Technik fehlte dem Clavierunterricht dort zu jener Zeit — das ist auch heute noch meine Ansicht, und die Anstalt war seit mehreren Decennien unter der Direction eines alten Herrn geblieben, der als Clavierlehrer nur die anstellte, die ihm von den besten Sachkundigen nicht empfohlen waren. Jetzt mag das Alles ja ganz anders sein.

„Damals aber — nach Berathung mit Gleichgestimmten und nach eingeholter väterlicher Erlaubniß — ging ich Ostern 187* nach Stuttgart, wo die Hochschule der Musik unter Faists Direction und mit der Lebert-Starfschen Methode viele Schüler hinzog; zumal auch Liszt — so hieß es —

wesentlich nur der dort Gebildeten sich musikalisch annahm. Bald war ich geprüft und aufgenommen und hatte Silberburgstraße Nr. 21 bei einem nachdenklichen Schneider meine Wohnung eingerichtet; die Möbelausstattung war etwas dürftig, aber das Zimmer recht groß, und das Pianino, das ich rasch gemiethet hatte, klang in dem leeren Raume prächtig.

„Noch entsinne ich mich des Morgens, da die erste Stunde für Harmonielehre bevorstand; ein grimmes Gewitter entlud sich über der Stadt; mir war, als hätte ich solche Donner zuvor noch nie gehört. Ich stand in Zweifel, ob ich gehen sollte; denn ich besaß keinen Regenschirm. Endlich ließ es nach, und ich machte mich auf den Weg. Ein etwas unzufriedener Blick des Lehrers empfing mich bei meinem Eintritt: an ein Zuspätkommen schien man hier nicht gewöhnt zu sein.

„In derselben Reihe mit mir saß ein junger Mann, dessen schönes Antlitz während des Vortrages unwillkürlich meine Aufmerksamkeit auf sich zog; unter dunkel gelocktem Haar wandten zwei milde braune Augen sich ein paar Mal zu mir. Als wir nach dem Ende des Unterrichts auf die Straße getreten waren, regnete es wieder. ‚Sie haben keinen Schirm,‘ sagte er freundlich, indem er auf mich zukam; ‚wo wohnen Sie? ich werde Sie nach Hause bringen!‘

„Ich dankte ihm, und wir gingen unter seinem Schirm meiner Wohnung zu; unterwegs erfuhr ich, daß er der Sohn eines Musikdirectors aus Basel sei, dessen Namen ich später mehrfach in Werken über Musik getroffen habe. Aus seinem Antlitz wie aus seinen Worten sprachen Güte und Verstand; ich fühlte, ich sei bei einem Überlegenen, der gleichwohl diese Eigenschaft mir gegenüber nur gebrauchen werde, mir zu helfen, mich zurechtzuweisen. Und so geschah es auch; obwohl ihm später viel Fertigere zur Wahl standen, er spielte am liebsten doch mit mir; ich sah es bald, wie Alle, die ihm näher standen, ihn verehrten.

„Aber“ — unterbrach sich der Erzähler — „ich muß um Nachsicht bitten, daß ich bei ihm verweile, denn von einem Anderen wollte ich erzählen; es ist nur — er ist nach einem kurzen Glücke jung gestorben, und die Leere, die mir sein Tod gelassen, empfinde ich noch immer.“

„Da wir schon meiner Wohnung nahe waren, kam aus einer Nebengasse mit nervöser Hastigkeit, mit stapfigen Schritten ein junger Mann auf uns zu, von gelblicher Gesichtsfarbe und schlichtem schwarzem Haar; seine dunklen Augen, die er forschend auf mich richtete, schienen fast zu zittern. ‚Auch ein Conservatorist!‘ flüsterte mein neuer Freund mir zu; ‚der Vater ist ein Schwabe, der als angesehenener Gelehrter in Metz lebt; daß wenigstens seine Mutter eine Französin ist, sehen Sie wohl selbst.‘

„Indessen stand er vor uns. ‚Ah, Walthar!‘ rief er, ‚wen schleppst denn du da mit dir durch die Stadt?‘ Er zog seinen kleinen Hut, der, wie seine übrige Kleidung, recht durchnäßt war; denn auch er trug keinen Schirm.“

„Kommen Sie, bis der Regen nachläßt, mit in meine Wohnung,“ sagte ich, ihn begrüßend, „da können wir Bekanntschaft machen, denn auch ich gehöre zu Ihrem Orden.“

„Er warf flüchtig den Kopf zu mir herum: ‚Haben Sie denn auch die Nerven zu dem alleinseligmachenden Anschlag mitgebracht? Es kommt hier auf ein Menschenleben nicht groß an!‘

„Ich hoffe,“ sagte ich lachend; dann stiegen wir die drei Treppen zu meinem Zimmer hinauf. Der Halbfranzose beguckte, lebhaft mit seinen Fingern spielend, die Bilder vom verlorenen Sohn, die nebst König und Königin an der Wand hingen, sah dann durch seine Brille aus dem Fenster in den tröpfelnden Regen, dabei unterweilen den Kopf nach mir zurückwendend; dann trat er plötzlich zu mir, musterte meine lange Figur von den Fußspitzen bis zu meinem blonden nordischen Haupte und sagte lebhaft: „Sacré

nom de Dieu, Walthher! Wo hast du diesen Senfkerl eingefangen?’

„Was bin ich?’ Ich wollte schon aufbrausen, aber Walthher trat dazwischen: ‚Wir haben ein gelindes Rothwelsch unter uns: Senfkerl, Senfmädchen ist bei uns der Superlativ vom Allerbesten, und Mary oder alias Lavendel — denn er kann nicht ohne Wohlgerüche leben — redet gern in diesem Idiom. Darüber dürfen Sie ihm nicht zürnen, er ist mein guter Freund!’

„Sans doute! Sans doute!’ rief der Halbfranzose; ‚aber siehst du, Walthher — kennen Sie den schon?’ unterbrach er sich und wandte sich zu mir. ‚Nun, Sie werden Ihre Freude an ihm haben! Aber ich meine, Sie sind unser vierter Mann; Abends für unsere Versammlungen, wenn bei einer Pfeif Toback Kopf und Hände wieder zur Ruhe kommen sollen! Der Franz, unser Dritter, das ist der Humorist, man sieht es kaum dem Blondkopf an — Sie werden ihn schon kennen lernen! Aber jetzt, sincères amis, gebt euch die Hände, und hier ist die meine! Smollis! Um Entschuldigung, wie ist Ihr Name?’

„Aber, lieber Herr,’ sagte ich etwas verlegen, nachdem ich mich genannt hatte, ‚geht das bei Ihnen in Frankreich so geschwinde? Wir haben uns ja erst in diesem Augenblick gesehen.’

„Ach, Frankreich!’ sagte er; ‚mein Vater ist ein Deutscher, aus dem gesegneten Lande Schwaben!’ und seine nicht großen Augen leuchteten vor Bärtlichkeit.

„Es half eben nichts; ihm war nicht zu widerstehen, Walthher und Mary waren meine Duzbrüder.

* * *

„So war der Anfang unserer Bekanntschaft.

„Ich hatte bald empfunden, daß hier ein ernster Geist regiere, der jeden nicht gar zu Trägen mit sich reißen

mußte; nur die Übung am Clavier beschäftigte uns je drei, ja wohl gar vier Stunden am Vormittage und ebenso am Nachmittag. Abends waren dann unsere ‚Versammlungen‘, die wir wechselweise auf unseren Stuben abhielten; da wurde geraucht und über das, was uns in den theoretischen Stunden vorgekommen war, ein Quantum hingeredet; auch gesungen wurde bisweilen: unser Hauptstück war ein Terzett a capella, das von Franz, mit dem ich bald zusammengeführt war, auf seinem Zimmer vorgelegt wurde. ‚Tropfen von Thau‘, den milden Anfang hatte es, Melodie und Componisten habe ich vergessen, ich meine, es war für Frauenstimmen, und wir stiegen dabei eine Octave tiefer; aber wir sangen es, wie Franz, unser Dirigent, bemerkte, umstandsverhältnißmäßig schön; auch Mary war einer von den Sängern.

„Eines Mitjommerabends waren wir bei Franz; die Pfeifen brannten, die schlecht gepuzte Lampe hatten wir des Qualms wegen tief hinabgeschraubt; Waltherr war nicht da, er wohnte bei einer alten Tante und war dadurch mitunter abgehalten. Mary und ich rauchten schon unsere zweite Pfeife, da — klatsch! ging es, und Franz hatte seinen Morgenschuh ausgezogen und ihn über sich gegen die niedrige Decke geworfen. ‚Hol der Teufel den Bäcker und seine schwarzen Teufelsdinger!‘ rief er.

„Was rasest du?“ sagte ich und blickte mich in der dämmerigen Stube um; aber Scharen von jenen häßlichen großen Küchenchaben, wie sie bei Bäckern — der Hauswirth war ein solcher — ihren liebsten Heimsitz haben, huschten mit ihrer spukhaften Hastigkeit blitzschnell über Deck und Wände.

„Boß Himmeltausendsacramenter!“ rief ich; wir waren Alle aufgesprungen; der Eine nahm den Stiefelnknecht, der Andere riß den Handleiter vom Clavier, Franz zog auch den zweiten Schuh vom Fuß, und nun begann eine Jagd:

klitsch, klatsch! und die Schaben, die ihr Loch nicht finden konnten, waren unsere sichere Beute; auf Tisch und Stühlen lagen ihre zerquetschten Leiber, das Bett war völlig übersät. Das Jagdfieber ergriff uns immer mehr; wir sprangen vor- und rückwärts, gegen einander und um uns selber; das Nachtgezücht rannte an uns empor, über unsere Kleider, auf unser Gesicht, und wir schlugen es auf uns selber todt. Aber schon genügte uns der enge Schauplatz nicht mehr; wir rannten zur Stube auf den Flur hinaus, die Mordinstrumente in den Händen; überall waren Schaben; dann die Treppe hinab; Marx trug die Lampe, der Qualm flog aus dem Glaschinder — da plötzlich im unteren Hausflur eine Wand, es mag wohl eine Thür gewesen sein, und die dicke Gestalt des Hauswirthes stand im baaren Hemde vor uns; das härbeißige Gesicht mit den buschigen Brauen über den kleinen Augen betrachtete uns voll Grimm und Staunen:

„Ho ho, ihr Herre, was geit's denn? Se alarmiret jo 's ganz Haus! Lasset Se das Zinselwerk und ganget Se hoim!“

„Aber Franz legte feierlich die Hand auf seine Schulter: ‚Mann!‘ sagte er, ‚ein Dankgebet wäre Ihrem Munde ziemlicher gewesen als so nichtsnutzige Reden; kommen Sie mit in mein Gemach und inspiciren Sie dort die Leichen; wir haben Ihnen zum mindesten fünfhundert Schaben todtgeschlagen!“

„Lodtg'schlage?“ wiederholte der Mann und lachte grimmig. „Die hättet Se fenne lebe laun!“

„Den Teufel auch!“ rief Franz. „Ich mag nicht mit ihnen leben.“

„Ach, Herr Franz, d'Schwobe hänt mer no nia nex vo meim kurze Schlof abisse!“ Damit schlug er verdrießlich seine Thür wieder zu und verschwand dahinter, Gott weiß, wohin.

„Der Mann hat keinen Sinn für Höheres!“ sagte

Franz, und wir gingen etwas abgekühlt nach seinem Zimmer zurück. „Aber was nun, meine Lieben?“ begann er wieder. „Schlafen kann ich nicht unter diesen Todten, und, wie mir dünkt — sie stinken auch ganz erklecklich! Aber — mich erleuchtet der Geist: die Nacht ist schön, Schaben giebt es draußen nicht — machen wir einen Männerspaziergang!“

„Einen Spaziergang?“ wiederholte Marx zögernd, der nach dieser Aufregung recht jämmerlich dreinsah. „Ich bin müde, Franz, und habe morgen Vormittag um zehn Uhr Clavierstunde; komm mit mir, du kannst auf meinem Sopha schlafen!“

„Nein, nein, edler Lavendel, gute Gedanken dürfen nicht auf Sophas verschlafen werden. Kommt nur! Durch Cannstatt nach Waiblingen, wo die Wachtthurmterrasse so eng ist, daß die Wittve des alten Thurmwart's sich Anstands halber mit dem neuen Wächter verheirathen mußte, da sie wegen ihrer Dicke nicht mehr hinunter konnte! Unser nordischer Freund muß nebenbei auch Schwaben kennen lernen!“

„Mit einem Wort, er drängte so, daß wir beiden Andern uns endlich bereit erklärten und die Treppe mit ihm hinabstiegen. Als wir unten waren, stürmte er noch einmal hinauf, kam aber sogleich mit einer Notenrolle wieder herab.“

„Was hast du denn geholt?“ frug ich.

„Das Allernothwendigste,“ sagte er und hob die Rolle in die Höhe, „unser Terzett!“

„Nun gingen wir auf die Gasse; es mochte nach elf Uhr sein; die Suninacht war schön, einige Sterne funkelten über uns; aber auf Erden war's doch dunkel. So marschirten wir zur Stadt hinaus; die Nachtkühle brachte ihre erfrischende Wirkung, und schon auf der Chaussee rief Franz: „Was meint ihr, mir ist, als müßten wir einmal jüngen!“

„Ja, aber was denn?“

„Was anders als unser Terzett!“

„Aber dazu brauchen wir Licht, wir können's ja nicht auswendig.“

„Alles vorgelesen,“ erwiderte Franz, zog sein Schnupftuch hervor und entwickelte daraus ein Kästchen mit Bündelhölzern und einige Stümpfchen Stearinlichts. Wir warfen uns auf einen Haufen von Chausséesteinen, der am Wege lag; die Lichter wurden angezündet und daraufgeklebt, Franz hatte die Stimmen vertheilt und tactirte mit der Hand: ‚Eins, zwei!‘ und: ‚Tropfen von Thau!‘ — unser Terzett strahlte wie ein Stern durch die einsame Juninacht.

„Schön!“ sagte Franz, indem er die Stimmen wieder einsammelte. ‚Doch nun vorwärts!‘

„Mary wollte die beiden Lichter ausblasen, aber er wehrte ihm: ‚Laß!‘ sagte er. ‚Zur Freude der Nachtwanderer, die nach uns kommen!‘

„So ließen wir sie brennen und marschirten weiter. Da stieg zu Osten unten über den Eßlinger Bergen ein gelber Mond empor; zugleich schlug eine Nachtigall, und ein Schauer zog durch die Obstbäume, die am Wege standen.

De la nuit j'aime le silence:

Doux rossignols, chantez pour moi!

sang Mary mit halber Stimme; dann faßte er mich unter den Arm, drückte ihn und sagte zitternd: ‚Nord und Süd! Wir kommen doch zusammen!‘

„Noch mehrmals sahen wir zurück nach unseren Lichtern, bis die schwache Helle nicht mehr zu uns reichte; dann marschirten wir durch Cannstatt; es muß nach Mitternacht gewesen sein, die Stadt war todtenstill. So suchten wir denn einiges Leben hineinzubringen; unsere Stöcke schwingend, tralate jeder von uns seine eigene Melodie. Da schlurfte es heran: ‚He, Sie! Was machet Se denn für en Heidespectakel? Des ischt hie net der Brauch!‘ scholl

eine rauhe Stimme, und eine Gestalt mit Speer und Tuthorn hatte sich vor uns hingepflanzt.

„Mann der Nacht,“ sagte Franz. „Lassen Sie uns, wir fahren jetzt gen Waiblingen.“

„Der Wächter sah verächtlich nach unseren Stiefeln: ‚Fahre? Und da hent Se’s Schusters Kappe dazue eing’spannt?‘

„Ganz recht, Liebwerthester, aber“ — und Franz konnte, wenn es ihm nöthig schien, ein gar fürnehmes Wesen vorthun — „Er kennet uns wohl nicht? Wir sind fahrende Säger, falls Er von solchen jemals etwas sollte gehört haben; Er aber ist ein Zuberklauß, und wir wünschen ihm Verstand und gute Wacht!“

„Damit schritten wir rüstig weiter und dem anderen Thore zu, aber noch lange hörten wir den Wächter schelten.

„Draußen malte jetzt der Mondschein die Schatten der Bäume quer über die Chaussee; hinten aus der Stadt schlug es von den Thürmen ein. Als wir etwa eine Stunde wacker zugeschritten waren, regte sich etwas in mir, das ich alsbald und zweifellos für Hunger anerkennen mußte, denn seit acht Uhr hatten wir wohl Alle nichts gegessen. Aber in Waiblingen! Die Becken mußten bei unserer Ankunft gerade fertig sein. Ich griff in meine Tasche, fand aber nur vier lose Kreuzer. ‚Halt!‘ rief ich, ‚ich spüre einen Männerhunger.‘

„Alle standen still. ‚Warum redst du nur davon!‘ sagte Franz. ‚Der Teufel hol, nun fühl ich auch dergleichen.‘

„Aber du hast doch Geld zu dir gesteckt?“

„Versteht sich!“ rief er und fuhr zuversichtlich in seine Tasche; aber das geöffnete Portemonnaie ergab nur sieben Kreuzer. „Hm!“ sagte er, „daß ich bei der Ausfahrt nicht an das schändliche Metall gedacht habe! Aber“ — und er sah uns lachend an — „im Grunde wär es auch egal gewesen, ich führe doch allzeit mein Vermögen in der Tasche.“

„Ihr seid auch ewig hungrig!“ murmelte Mary.

„Franz nickte ihm zu: ‚Das verstehst du nicht, Lavendel, du nährst dich nöthigenfalls von Schnecken und Knoblauch, wir mögen das nicht! Sieh lieber einmal nach dem Wesentlichen in deinen Taschen!‘

„Sie wurden umgekehrt, und als Summe unseres Gesamtvermögens ergaben sich dreizehn Kreuzer. ‚Das reicht für die Morgenwecken!‘ rief Franz. ‚Und nun vorwärts auf die alte Hohenstaufenstadt!‘

„Und weiter ging es, und allmählich begann der Mond zu blaffen, und ein leises Morgendämmern zog durch die Welt. Nach zweistündiger Wanderung scholl ein dumpfer Glockenton zu uns herüber. ‚Hört ihr’s!‘ rief Franz. ‚Die Glocke von Waiblingen schlägt drei Uhr, nun sind die Wecken fertig!‘

„Da halte ich auch mit,‘ sagte Mary; ‚euer Schwätzen hat mich angesteckt!‘

„Franz klopfte ihm auf die Schulter: ‚Siehst du, Halbfranzöschchen, nun wird dein Vatertheil lebendig.‘

„Bald hatten wir die alte Stadt erreicht; die finsternen Giebel sahen auf uns herab, und die engen Gassen führten uns bergauf, bergab. Aus einem geöffneten Fenster wehte der lockende Duft von frisch gebackenem Brote auf uns zu, und da ich ausblickte, sah ich zwei Engel eine goldene Bregel uns entgegenhalten; aus dem Fenster drang ein schwacher Lichtstrahl auf die Gasse. ‚Koin Schritt gang i weiter!‘ sagte ich schwäbelnd und klopfte an die Scheiben des geschlossenen Fensters. Auch die Anderen stützten sich auf ihre Wanderstäbe, des Erfolges gewärtig. Und nach einer Weile fuhr der Kopf eines Mannes durch die Fensteröffnung mit weißer Linnenmütze und gutmüthigen, noch etwas verschlafenen Augen und sah uns der Reihe nach voll Verwunderung an. ‚Ah, meine Herrre,‘ sagte er dann, ‚Se send ja scho früch auf!‘

„Ja, Meister, und wir sind schon von Stuttgart kommen!“

„Ei der Tausend, scho vo Stuegert? Des wär!“

„Ja freilich; aber saget, sind denn die Becken fertig? Wir haben Hunger!“

„No net, ihr Herre, aber bald! Send Se no so guet und ganget Se derweil in d' Stube!“

„Und rasch war die Hausthür geöffnet, und wir traten in ein großes Zimmer, in dessen Verlängerung wir auf den Backofen sahen. Ein köstlicher Duft strömte von dort auf uns zu, und in Erwartung der Becken setzten wir uns auf die Holzbänke, die um einen groben Tisch an der Wand entlang liefen. Der Meister ging zwischen uns und dem Ofen hin und wieder, bald aber schüttete er aus seiner weißen Schürze einen Haufen Becken vor uns hin und schob ein großes hölzernes Salzfaß, das auf dem Tische stand, in unsere Nähe. Ha, wie uns die in Salz getauchten Becken schmeckten, und wie taschenspielerartig wir sie verschwinden ließen! Auch Mary hielt tapfer mit, und seine blaßgelben Wangen rötheten sich von dem warmen Brot. Noch einmal mußte der Meister Succurs aus dem Ofen holen, dann blieb er am Tische stehen und sah vergnüglich unserer Mahlzeit zu.“

„Liebwerther Meister,“ sagte Franz, als Alles gesättigt war, und sah ihn zärtlich an, indem er sich den Schnurrbart wischte, „Sie glauben nicht, welche Sauferle in Ihrer Zunft sind, selbst wenn man ihnen tausend Schaben todtschlägt! Sie aber haben sich der unzeitigen Gäste wie ein Vater angenommen; dafür soll Ihnen auch ein Hochgenuß bereitet werden. Wir gehören nämlich zu dem immer seltener werdenden Orden der fahrenden Sängers!“ Damit griff er in die Tasche, reichte uns die Stimmen, dann bewegte er die Hand: „Eins, zwei!“ und „Tropfen von Thau!“ flang es; wir sangen, der Meister faltete die Hände über seinem Bauch, lächelte uns an und tactirte schließlich mit dem Kopfe.

„Schön; aber schön!“ sagte er endlich, „no der Tenor,“ und er sah mit bescheidener Schlaubeit zu uns auf, „der Tenor kommt mir e bissle schwach für!“

„Mary strich sein dunkles Haar sich von den Schläfen; denn er war der Tenor. „Das macht der Text, Meister,“ sagte er, „das darf man nur so spinnwebenartig singen, wenn's nicht zerreißen soll.“

„Gut gebrüllt, Löwe!“ murmelte Franz.

„Ja freile,“ sagte der Bäcker; „die Herre verstandet des besser, und schö isch gewea, des laß i mir net nemme! Mer hänt hie au en G'sangverein, aber der goht no im Sommer manchmol furt, wisset Se, wenn's e Fahnerweih oder so ebbes geit. I g'hör au derzue, weil i zu dene Ausflüg d' Wecke und d' Hörnle liefere mueß.“

„Ein schelmisches Lächeln lief über das hübsche Antlitz unseres - Dirigenten. „Nun, Meister,“ sagte er, „wir müssen weiter, aber wir sollen unsere Becken noch bezahlen!“

„Aber der gute Mann wehrte mit beiden Händen ab: „Descht mei Sach. 's ischt Alles scho in Richtigkeit, und jetzt dank i ebe reacht schöa für den schöne Morgegrueß!“ und somit geleitete er uns zur Hausthür.

„Ein prächtiger alter Herr,“ sagte Franz, da wir draußen auf der Gasse standen; „das Frühstück hätten wir uns ersungen, wo kriegen wir nun den Kaffee? Die geretteten dreizehn reichen dazu nicht.“

„Es gab ein Hin- und Widerreden, ich wollte nach Haus, aber ich wurde überstimmt. Mary zog seine Uhr. „Nordischer Siebenschläfer!“ rief er und wies gen Osten in eine Nebengasse, „sieh nur, wie dort die Sonne schon am Himmel tanzt! Im nächsten Dorfe lebt mir ein Gastfreund, das heißt: ein Krugwirth, der mich im Frühjahr auf seinem Wagen ein Stück Weges mitnahm und mich dann mit einem Schnaps tractirte; dort laßt uns um den Kaffee singen!“

„Acceptirt! Vorwärts zum Kaffee!“ rief Franz, und

wir schritten Alle die buckelige Straße hinunter. Es war noch erste Morgenstille, die Schatten der alten Häuser lagen auf den feuchten Steinen, nur am Markte rauschte ein Brunnen aus drei kleinen Röhren, und aus dem Fenster eines oberen Stockwerks sah ein Mädchen auf uns herab, das braune Haar um die verschlafenen Augen, einen Besenstock in der Hand.

„Mary streckte die Arme gegen uns: ‚Halt!‘ sagte er leise, ‚Franz, die Stimmen.‘

„Im Augenblicke standen wir um den Brunnen, und: ‚Eins, zwei! — — Tropfen von Thau!‘

„Die Dirne sah lachend zu uns nieder und drückte sich den Besenstock ans Herz; wir aber warfen die Augen zu ihr empor und sangen nicht ohne Innigkeit das Stück zu Ende. ‚Lebwohl, schönes Kind!‘ rief Mary, da wir die Stimmen wieder abgaben, ‚lebwohl und laß den Tag dir Süßes bringen!‘

„Lebwohl! Lebwohl!‘ riefen auch wir Anderen, und sie nickte noch einmal, blutroth in ihrem schmucken Angesicht, und verschwand im Dunkel des Gemaches. Wir aber schritten bald zum Thor hinaus, die Lerchen sangen schon, und wie leise Melodie tönte das Rauschen der Reiss zu uns herüber. ‚Einele!‘ murmelte Mary und ließ den Kopf auf die Brust sinken.

„Was, Einele? Hieß die Einele? Bist du auch hier bekannt?‘ frug Franz.

„Ei was, ich sprach nur zu mir selber.‘

„So? — Nun, Lavendel, das mußt du nächstes Mal dabei sagen. Übrigens scheinst du dich mit sträflichen Geheimnissen zu befassen!‘

„Mary that, als ob er nichts gehört habe, und ging strack voran. Bald hatten wir ein Dorf erreicht — den Namen habe ich vergessen —, in der offenen Thür eines Hauses, unter einem Schilde mit einem rothen Dschukopf,

stand, von den schrägen Sonnenstrahlen angeschienen, ein grauköpfiger Mann in Hemdsärmeln und mit weißer Zipselmütze. „Mein Gastfreund,“ sagte unser Halbfranze, und „Griß Gott, Herr Marx!“ rief der Wirth und streckte ihm die runde Hand entgegen und schüttelte sie kräftig. „Wisset Se no, wia mer mit anander g'fahre send? Se hent wölle nach Stuegert außs Conservatori! Wo kommet Se denn ietzt gar so fröh scho her? Aber wöllet die Herre net rei'spaziere? D' Luft goht kuel vom Thal her.“

„Wir traten in die große leere Gaststube, Franz warf seinen Ziegenhainer auf den Tisch und sagte mit Würde: „Drei Glas Bomeranzen, Herr Wirth.“

„Ich erschraf: „O weh, unsere armen dreizehn!“ Aber Franz hatte in diesen Dingen stets die Oberleitung.

„Der Wirth hantirte schon an seinem Flaschenbort und schte die Gläser vor uns auf den Tisch. „No,“ sagte er zu Marx, „wie goht's? Was machet Se denn? Se send e bißle schmaler worren do rum,“ und er strich sich mit dem Finger um seine runden Backen.

„Marx nahm sein Glas und nippte: „Ach, Herr Wirth, das ist vom selben, mit dem Sie mich dazumal erquickten. Ja, mich anlangend,“ fuhr er fort, „wir drei, wie Sie uns hier sehen, gehören zu dem jetzt so seltenen Orden der fahrenden Sänger, aber wir hoffen frischen Schwung hineinzubringen.“

„Des wär! Ei, was Se saget!“ sagte der Wirth und schaute uns mit unglaublich dummen Augen an.

„Sie scheinen Zweifel zu hegen, lieber Mann,“ nahm jetzt Franz das Wort und sah ihn mit Würde durch seine Brille an; „es ist Ihnen auch nicht gerade zu verdenken; aber — liebe Sangesbrüder, habt die Güte!“ Und er vertheilte wiederum die Stimmen.

„Ei was, machet Se foine G'schichte!“ rief unser Wirth; „i han jo net da mindeschte Zweifel.“

„Aber schon tactirte Franz: ‚Eins, zwei!‘ und ‚Tropfen von Thau!‘ scholl es in so reinem Dreiklang; ich weiß nicht, half uns der Morgen, der so hell in die Fenster schien; mir war, wir hätten's niemals noch so schön gesungen.

„Der Wirth hatte beide Hände auf den Tisch gestemmt und sah uns bewegungslos mit seinen runden Augen an. ‚Moi, so was!‘ rief er. ‚Ebbes so Schöns! Wo hent Se des denn profitirt? Aber halt!‘ und er schlug mit der Faust auf den Tisch. ‚I hol mei Weib! Ah, wie di jung gwea isch, hot se au g'sunge wie a Verchle! Und mei Tochter, dia hot Clavierstund beim Lehrer hie. Welt, so singet's uns no emol!‘

„Er wollte davontraben, aber Franz hielt ihn zurück: ‚Warten Sie, Herr Wirth, wir singen's Ihnen schon gern noch einmal wieder; aber, wissen Sie, hier? In der ordinären Gaststüb? Es geht schon auf fünf Uhr, es könnten Leute kommen — das paßt sich nicht für unseren Stand.‘

„Ja, ja,‘ sagte der Wirth, ‚i hör, i begreif scho, aber kommet Se no nauf in die ober' Stüb, in unjer guete Stüb, da wird's schon gehe!‘

„Franz warf uns einen triumphirenden Blick zu, und der Wirth führte uns eine Treppe hinauf in eine leidlich möblirte Stube mit niedriger Decke, worin sich außer den Bildern von König und Königin auch eine Art von hartem Sopha vorfand. Dann lief er fort und kam bald mit einer sauberen Fünzigerin und einem etwa zehnjährigen Mädchen in die Stube. Sie sagten beide ihr ‚Grieff Gott!‘ und setzten sich auf Stühle neben der Thür, während der Wirth am Pfosten stehen blieb. Aber als wir kaum die ersten zwölf Tacte hinter uns hatten, wurde das Gesicht der Wirthin schon lebendig; sie schlug mit den Händen auf ihre runden Kniee und sah aus ihren feurigen Augen liebevoll zu uns herüber. ‚Wisset Se!‘ rief sie, da wir eben einen brillanten

Schluß gemacht hatten, „mer hent e Hauzich heut im Dorf! Das wär e Fraid, wann Se do singe thätet! 's ischt en alte Liabshaft, 's Bräutigams Vater hot net wölle, und er hat's Guet g'hett; aber jetzt leit er drüben auf'm Kirchhof, und heut lasset sich de Junge z'samme gebe. Des wär halt schön von dene Herre, wenn mer do so a paar Viedle könnit z'höre kriege! Und a Tänzle? Do werdet Se au niz dagege han!“

„Ich sah schon, daß dem Franz die Lust zu Kopfe stieg; auch dem Wirth gefiel der Vorschlag, und beide Eheleute drängten jetzt, wir sollten bleiben. „Nu, nu,“ sagte der Ehemann endlich, da keine reine Antwort von uns kam, „veraccordiret's mit enander!“ Damit zog er seine Frau zur Thür hinaus, während das Dirnlein sich hinterdrein drängte.

„Das geht nicht,“ sagte Mary bestimmt, „um zehn Uhr habe ich Clavierstunde, ich muß nach Haus.“

„Franz sagte nichts, aber er saß verdrossen auf dem Sopha und kaute an einem Strohhalm, er konnte sein Gelüsten offenbar noch nicht verwinden.

„Liebster Dirigent,“ sagte ich, da auch mir des Abenteuers nun genug schien, „gedenkst du wirklich den fahrenden Sängerverorden mit unserem einen Terzett gegen eine ganze Bauernhochzeit aufrecht zu erhalten?“

„Er warf den Kopf zurück, und ein sieghaftes Lächeln flog über sein junges Antlitz; denn schwere Schritte und ein Klirren von Tassen und Löffelchen kam draußen die Stiege herauf. „Der Kaffee! Beim Zeus, der Kaffee!“ rief er fröhlich; „du hast Recht, Nordmann, wir müssen gehen!“

„Und da erschien er und erfüllte das Zimmer mit seinem belebenden Morgenduft; eine dicke Magd trug ihn, die Familie folgte: „Nu, ihr Herre!“ rief der Wirth, „was hent Se ausg'macht?“

„Aber Franz erklärte, nicht ohne Feierlichkeit, daß eine Versammlung der fahrenden Sängers auf den Abend unabkömmlich mache.

„Die Frau wollte sich nicht zufrieden geben; sie hatte die Augen immer noch auf unseren schmucken Dirigenten; der Wirth aber rief: ‚Nu, Weib, wenn's emol net sei ka! Schenk dene Herre ihre Schale voll, se hent no en weite Weag z'mached.‘

„Ich glaube, nimmer noch hat mir ein Kaffee so geschmeckt, wie Wonne zog es mir durch alle Glieder; dann aber fragten wir nach unserer Schuldigkeit.

„Die guten Leute wurden fast zornig, als Franz in freblem Übermuth den Finger auf den Tisch stützte und aufrechnend frug: ‚Drei Portionen Kaffee?‘

„Mir fiel das Herz dabei völlig — *salva venia* — in die Hosen; aber, Gott bewahre! Nur für die drei bestellten Pomeranzen, weiter waren wir nichts schuldig!

„Unter vielem Dank und Händeschütteln verabschiedeten wir uns, und da wir nachzählten, waren noch fünf Kreuzer in unserer Reisekasse. Wir fühlten endlich, daß wir unsere Kräfte ausgegeben hatten, und gingen ohne viele Worte unseren Weg zurück; nur Franz sagte noch einmal wie zu sich selber: ‚Neun Kreuzer und ein Terzett!‘

„Etwa halb zehn Uhr Vormittags langten wir in meiner Wohnung an. ‚Nicht einen Schritt weiter!‘ rief Franz und warf sich auf mein Sopha; ‚hier laß ich's nachten und auch wieder tagen!‘ Ich warf mich, wie ich war, aufs Bett; ich glaube, es war die größte Müdigkeit meines Lebens. ‚Und du, Marx?‘ frug ich.

„Er saß zusammengesunken auf meinem Clavierbock und sah hundselend aus. ‚Laß mich noch ein Viertelstündchen!‘ erwiderte er; ‚um zehn Uhr muß ich zur Clavierstunde!‘

„Wir suchten es ihm auszureden, aber er ging wirklich.

„Wie ich später von dem Lehrer hörte, hatte er gerade

damals vortrefflich gespielt; aber was es ihm an Nervencapital gekostet, davon hat er nicht geredet. — Franz und ich schliefen, bis am anderen Morgen früh die Hähne krächten.

* *

„So lebten wir im ersten Jahre mit einander zusammen in frischem Jugendübermuth, Jeder für sich in gewissenhafter Arbeit, Marx in peinlichster Pflichterfüllung. Im Winter wurde ein größerer Verein gestiftet — ‚Drehorgel‘ hieß er —, wo man einmal in der Woche im Wirthshaus zusammenkam; Zweck und Inhalt waren dieselben wie bei unseren kleinen ‚Versammlungen‘, die aber deshalb nicht gestört wurden.

„Von den drei Freunden hatte sich derzeit Marx am festesten an mich geschlossen; wir sahen uns fast täglich. Aber er war nicht eben ein bequemer Freund, obgleich er mit fast kindlicher Liebe an mir hing, denn das leiseste Wort konnte ihn verstimmen, er war von krankhafter Reizbarkeit; zumal seine Abhängigkeit von der Meinung Anderer über ihn war völlig quälend. War ihm dergleichen zugekommen, dann, wenn er Abends nach der Versammlung mich nach Hause geleitete, faßte er krampfhaft meinen Arm, zitterte und knirschte mit den Zähnen und redete unendlich und immer eifriger über die meist recht gleichgültige Sache. ‚Nicht wahr, du fühlst es! Du, du fühlst es doch auch, daß ich es nicht ertragen kann!‘ Ich hörte meist geduldig zu, oder mitunter hörte ich auch nicht, oder ich sagte: ‚Laß doch den Plunder, du könntest dich um drei Kreuzer noch ins Tollhaus reden.‘ Dann wurde er eine Weile still, aber es half doch nicht. Nie vergesse ich den Abend, da unser gemeinsamer Clavierlehrer, ein wahrer Vater seiner Conservatoristen, ihn in der Nachmittagsstunde, ich weiß nicht mehr wie, auf den Tod sollte beleidigt haben; der Mensch

sollte ihm vor die Pistole, der Unterricht zum mindesten sollte aufhören! Ich entsinne mich noch, daß ich schließlich die Nachtklingel an einer Apotheke ziehen mußte, um Brausepulver für ihn zu kaufen, und daß ich ihn in seiner Wohnung selber noch ins Bett packte. Er machte die Sache anderen Tags auch wirklich beim Direktor anhängig, und der gute Professor schrieb ihm dann: *„J'attends Monsieur Marx pour sa leçon de Vendredi, je lui promets de ne pas le manger et d'oublier même sa singulière façon de me mettre à la porte.“* — Wir Anderen lachten, und so war dieser Fall geschlichtet.

„Marx hat mir einmal angedeutet, er sei, da er zum Musiker bestimmt gewesen, schon als Kind zu übermäßigem Clavierspiel angetrieben worden, er habe nachher oft seine kleinen Hände nicht stillhalten können; vielleicht lag hier der Urquell dieser Zustände. Überdies trank er den stärksten Kaffee, bevor er sich des Morgens ans Clavier setzte, und rauchte scheußlich schweren Taback, den er sich in grünen Blättern von einer Muhme in Vahr zu holen pflegte. Nun war in den ersten neuen Frühlingstagen auch noch jener Seufzer: *„Ainele!“*, den wir bei unserer Sängerschaft zum ersten Mal von ihm gehört hatten, zu einer vollgerechten Liebshaft ausgewachsen. Allmählich hatte er Alles mir anvertraut: die allerliebste Tischlermeistertochter wohnte ihm gerade gegenüber, durch die Fenster hatten sie sich zuerst gesehen, dann angesehen, blutroth und unter starkem Herzschiagen, dann hatten kleine Handbewegungen und Blumentöpfe ein Verständniß vermittelt; er hatte ihr ein Concertbillet gesandt und, nachdem endlich die ewige Musik zu Ende gewesen, das junge blonde Kind durch manche überflüssige Gassen nach ihrer Wohnung hingeleitet. In sein Notizbuch, das er mir eines Tages aufgeschlagen in die Hand drückte, hatte er das Alles deutsch und französisch durch einander hingeschrieben: *„Sa robe flottante résonna*

comme une harpe éolienne! Und wie ich den schön geformten Arm an meinem Herzen fühlte! Es zitterte mir ins Gehirn hinauf, und alles Denken wurde ausgelöscht. Wenn ich nur wüßte, ob sie gleicherweis empfunden hat!

„Es stand noch mehr in diesem Büchlein: ‚Am 2. Mai. Ich habe sie geküßt! Es ist zwar nicht zu glauben; aber es ist dennoch wahr.“

„Wie kannst mi nur so lieb habe?“ sagte sie.

„Weshalb nicht? Bist du nicht das süßeste Geschöpf zum Liebhaben?“

„Ach, i weiß ja, i bin ja gar net schön!“

„Da nahm ich das liebe Wesen und hielt es ein wenig von mir und sah sie an; ich hatte selbst noch nicht daran gedacht: »Mein, Linele« — ihre Augen schienen von meinen Lippen lesen zu wollen — »schön bist du wohl nicht; aber weißt du, was hübsch ist? Ich glaub, Linele, du bist wunderhübsch!“

„Sie blickte mich ganz verworren an: »Was sagst, Adolf? Des verstand i net.“

„Und das Gesichtel sah so reizend dabei aus.“

„Wenn ich es nur versteh, herztäufiger Schatz!“ rief ich fröhlich und küßte sie zum zweiten Mal.

„Ja freili, Adolf; aber jetzt sei brav; gelt?“

„Wo ist das Ende? Je ne pourrai jamais la laisser!“

„Aber diese Liebe ließ ihn seine Pflicht niemals versäumen; wie eine Madonna erfüllte das Linele die Phantasie des Liebenden; sie war ihm Antrieb und Wächterin für alles Gute. So konnte denn auch der Handel den nächsten Freunden nicht verborgen bleiben; wenn wir auf sein Zimmer zur Versammlung kamen, unterließ wohl Keiner, einen Blick aus dem Fenster zu werfen, ob sich nicht etwa drüben der unschuldige Mädchenkopf bei der Gardine vorbeuge.“

— — „Es war Mitte Mai, und die Dämmerung war eben angebrochen, als ich mit Franz und Walthar zu Mary

ins Zimmer trat; er stand vor seiner offenen Schatulle und frante in einem Pappkasten, in dem er allerlei Zierlichkeiten und Schnurpfeifereien zu bewahren pflegte; durch das offene Fenster sahen wir drüben die weiße Gardine sich bewegen.

„Was machst du, Mary?“ fragte Einer.

„Bitte, tretet ein wenig leiser!“ sagte er, „ihr sollt mir singen helfen!“ Dann nahm er drei kleine mit Rosen bemalte Wachskerzen aus seinem Schatzkasten, zündete sie an und klebte sie vor dem offenen Fenster auf die Fensterbank, wo sie bei der Stille der Luft ruhig weiter brannten.

„Was sind das für Anstalten?“ frug Walthher. „Was sollen wir denn singen? Ein Ave Maria?“

„Mary hob beschwichtigend seine Hand: ‚Seß dich ans Clavier, Walthher; ihr Anderen stellt euch neben mich! —
»Es waren!« raunte er dann zu Walthher hinüber.

„Wir wußten Bescheid; wir hatten seit unserer Sängerschaft außer den ‚Tropfen von Thau‘ noch andere Lieder gesungen und brauchten keine Noten. Bald standen wir an Mary' Seite vor dem Fenster, und in gedämpftem Tone klang das alte Lied in den Maiabend hinaus:

„Es waren zwei Königskinder,
Die hatten einander so lieb,
Sie konnten beisammen nicht kommen,
Das Wasser war viel zu tief.

„Ach, Liebster, kannst du schwimmen,
So schwimm doch herüber zu mir;
Drei Kerzchen will ich anzünden,
Die sollen leuchten dir!“

„Unserem Mary standen die dicken Thränen in den Augen, er war völlig ‚verturmt‘, wie wir zu sagen pflegten; er drückte uns Allen krampfhaft die Hand und warf sich dann in eine Sophaecke; drüben aber hatte die Gardine sich nicht mehr geregt.

„Seit jenem Abend wurde das



für uns Bier zum Signal; wir sangen oder piffen es, sei es, daß Einer den Anderen von der Gasse aus zum Spaziergang herabrufen oder ihm sonst nur von dort etwas nach seinem hohen Kammerlein hinauf zu melden hatte.

„So gingen mehrere Monate hin; Marx war von höchstem Fleiße und gewann eine Innerlichkeit des Vortrags, die ich ihm zuvor nicht zugetraut hatte. Zwar im technischen Clavierpiel hatte er, vielleicht in Folge jener verfrühten Übungen, mich schon lange überholt; er hatte begonnen, wenn wir allein waren, mir schwierige Sachen ohne Anstoß vorzuspielen; aber es war mir mitunter schwer erträglich geworden, denn ich meinte zu fühlen, daß ihm etwas fehle, das mit dem Kern und Urquell aller Musik zusammenhing, was ich selber in mir trug, aber derzeit wegen mangelnder Technik nicht zum vollen Ausdruck bringen konnte. Bei der Reizbarkeit des Freundes wagte ich lange kein Wort darüber gegen ihn zu äußern; als ich mich später dennoch dazu überwand, gab er es freundlich zu; nur einmal sagte er traurig: ‚Mais — cela restera, mon ami.‘

„Jetzt aber wurde Alles anders; namentlich mit Chopin ging er in den tiefsten Abgrund. Wie oft saß ich ihm nun zur Seite am Clavier, nur bittend, daß er es noch einmal und noch zum dritten Mal spiele; endlich aber, wenn von der Gasse herauf der Wächterruf dazwischen klang, sprang er plötzlich auf, raffte seine Noten zusammen und mich umarmend, rief er: ‚Genug, lieb Herze; da ist der Zuberklauß! Wie freut’s mich, daß du heut zufrieden warst!‘ Und ehe ich mich besonnen hatte, war er schon zur Thür hinaus;

aber ich stieg doch langsam hintennach, um unten für ihn aufzuschließen. „Es waren zwei Königsfinder!“ hörte ich ihn dann noch einmal im Fortgehen auf der Gasse pfeifen.

„Auch das wurde wieder anders, oder vielmehr es ging zurück; dieser glückliche Zustand, den ich in Gedanken ‚Linele‘ überschrieb, hörte auf. Wenn ich ihn bat, mir vorzuspielen, so hatte er immer einen anderen Grund, es abzulehnen, und wenn es einmal geschah, so war es nur das Spiel von früher. Seine Stunden und Vorlesungen besuchte er zwar, aber er that Alles ohne innere Theilnahme; in der ‚Drehorgel‘, wo er in den letzten Monaten am lebhaftesten die Register angezogen hatte, saß er jetzt schweigend mit gestüttem Kopf vor seinem Seidel. Ich sah das eine Zeit mit an; dann faßte ich einmal seine Hand: ‚Was ist dir, Max? Du spielst seit einiger Zeit wieder so seelenlos, so wie ein Automat — ja so, als hättest du dein Linele verloren!‘

„Da fiel er mir um den Hals: ‚Ich hab sie auch verloren!‘ Und nun erfuhr ich’s denn; seit einigen Wochen hatte das Mädchen den Fensterstiz vermieden; war sie einmal dagewesen, dann hatte sie seine ihr so wohl verständlichen Aufforderungen zu neuen Zusammenkünften mit traurigem Kopfschütteln abgelehnt; in der letzten Woche war sie völlig unsichtbar geblieben.

„Und wo,‘ frug ich halb neckend, ‚hatte sie denn ihre Hand, als sie so hübsch ihr blondes Köpfschen schüttelte?‘

„Seine Augen leuchteten auf, als habe er was Verlorenes gefunden. ‚Ihre Hand? Ja, die drückte sie auf die Brust.‘

„Siehst du,‘ sagte ich, ‚das Herz ist noch dasselbe; das Andere sind nur Liebesirrwege; du mußt ihr wieder auf den rechten Weg helfen!‘

„Aber er wollte es nicht zugeben. ‚Mein, Freund, es ist wie in unserem alten Liede:

Das hört ein falsches Mönchen,
Die thät, als wenn sie schlief;
Sie thät die Kerzen auslöschten,
Der Jüngling ertrank so tief.'

Und er starrte düster vor sich hin.

„Mary!“ rief ich, „ich fürchte nur, du selber bist das Mönchen!“ Denn er litt wie an prickelndem Ehrgeiz, so auch an einem gesellschaftlichen Hochmuth; sein Vater war in den besten Familien ein geschätzter Mann und stand in freundlichem Verkehr mit ihnen; der Sohn hatte oft nicht ohne Gewicht zu mir davon gesprochen. Und jetzt liebte er eine Handwerkerstochter mit der ganzen Hestigkeit seines Wesens; ein sonst tadelloses Mädchen, aber sie sprach nicht ganz richtig deutsch, sie schwäbelte ein wenig, was zwar von den jungen Lippen lieblich klang; von Französisch gar war ihr Gewissen völlig frei. Schon aus seinem Tagebuch hatte ich es herausgelesen, daß diese Gegensätze ihn gequält hatten. Wie leicht, bei dem lebhaften Menschen, konnte in ihrer Gegenwart ein Wort darüber ihm entchlüpft sein und eine kühlere Überlegung in dem Mädchen wachgerufen haben.

„Ich sagte ihm dies Alles, aber er wollte mir nichts zugeben.

„Am zweiten Tage danach — ich wußte, er hatte ihr noch einmal geschrieben — hörte ich unter meinem Fenster die ‚Königskinder‘ pfeifen. Als ich öffnete, stand Mary auf der Gasse und nickte heiter zu mir herauf.

„Guten Morgen!“ rief ich hinab. „Du siehst ja gewaltig fröhlich aus!“

„Er nickte: ‚Sehr!‘ rief er hinauf. Dann hielt er die hohle Hand an seinen Mund: ‚Ich — soll‘ — und er schrieb mit dem Finger ein großes Q in die Luft — ‚heut Abend — sehen!‘

„Gratulire!“ rief ich; und er nickte wieder und eilte frohen Schritts von dannen.

„Es war schon gegen October, an einem Mittwochabend; ich hatte mich eben für die ‚Drehorgel‘ angezogen, hatte den Hut schon auf dem Kopf und bürstete nur noch einige Fäserchen von den Kleidern, da stürmte es die Treppe hinauf; meine Thür wurde aufgerissen, und Marx stand vor mir, todtenblaß, sagte aber nichts, sondern begann in meinem geräumigen Zimmer auf- und abzuschreiten, knirschte mit den Zähnen, und ich sah, wie seine Finger heftig in der Luft spielten.

„Was ist nun wieder?“ rief ich, „hast du sie neulich Abends nicht getroffen?“

„Ja, was ist?“ sagte er, indem er stehen blieb. „Als ich in den Lauerschen Garten kam, wohin sie mich bestellt hatte, lief ich lang und konnte sie nicht finden. Aber ich fand sie doch; in einem wüsten, vernachlässigten Winkel stand sie neben einer verfallenen Laube und riß wie in Gedanken die gelben Blätter von den Zweigen. O, mon ami, sahst du je die Trauer in Augen von sechzehn Jahren? — »I hab dir was z’sagen, Adolf; deßwege bin i komme,« hob sie zitternd an, aber sie kam nicht weiter, sie brach in bitterliche Thränen aus und sagte dann: »’s druckt mir’s Herz ab, aber i muß, i muß!« Sie schwieg; ich wartete umsonst; aber dann plötzlich schlug sie die Arme um meinen Nacken und küßte mich, als ob sie mich ersticken wollte. »O Adolf, guck, z’ Tod möcht i di drucke und mi selber mit!«

„Marx begann wieder auf- und abzugehen. ‚Wie ich auch in sie drang,‘ sagte er, ‚ich bekam an jenem Abend nichts zu wissen. — »I kann nit, und wenn i sterbe müeßt!« rief sie. — Sie hatte mich in die Laube gezogen und den Kopf an meine Brust gelegt: »Laß mi bei dir sein!« sprach sie leise, »morgen will i dir Alles schreibe!« Das war das Ende. Aber heute Abend, eben — lies! Das hab ich mit der Post bekommen!« Und er griff in die Tasche und warf ein offenes Schreiben vor mir auf den Tisch.

„Ich nahm es auf und las; es war von schulmäßiger Mädchenhand geschrieben: ‚Ich hab gestern Abschied von dir genommen, Adolf: du bist mein Einziges auf der Welt; aber es ging doch so mit meh; dein Vater ist ein fürnehmer Gelehrter, und ich bin nur ein Meistertochter, das paßt mit z’sammen. — Ich schick dir auch dein liebes Bild wieder, das du mir geschenkt hast; ich darf’s mit anschauen mehr. Aber behalt du meines, ihr Männer habt ja stärkere Natur. O mei Schatz, mei lieber Schatz, und so b’hüt di Gott viel tausendmal!‘

„Es war nicht so gar leicht zu lesen, denn statt manchen Wortes war nur eine Thränenspur. ‚Und um dieses liebe Blatt verzweifelst du?‘ frug ich. ‚Du siehst nun, daß du selbst dein Nönnchen warst!‘

„Was hilft’s!‘ rief er; ‚sie ist fort, Gott weiß, wohin; zu einer Tante oder Muhme, irgendwohin in der weiten Welt!‘ Er hatte sich auf einen Stuhl geworfen; nun sprang er wieder auf: ‚Komm, wir wollen zur »Drehorgel«; es soll einen Rausch geben, einen Rausch, der mich die Weiber vergessen läßt, die uns das Herz aus der Brust nehmen und uns dann am Wege liegen lassen!‘

„Du solltest lieber zu Bett gehen, als dir einen Rausch trinken!‘ sagte ich; denn er sah gottsjämmerlich aus.

„Zu Bett?‘ wiederholte er und knirschte mit den Zähnen. ‚Ja, in das letzte, um nicht wieder aufzustehen.‘

„Ich suchte es ihm auszureden; ich wollte mit ihm allein ins Freie gehen, aber er stampfte mit dem Fuße, als ich den entgegengesetzten Weg einzuschlagen suchte.

„So gingen wir denn in die »Drehorgel«, die diesmal vollzählig versammelt war. Ich fand Franz und Waltherr und muß mir den Vorwurf machen, daß ich mich zu ihnen setzte, denn ich wurde so von Mary getrennt, der an ihnen vorbei in eine leere Ecke ging und dort allein an einem Tische Platz nahm. Aber ich hatte das Bedürfnis, eine

Weile mit normalen Menschen zu verkehren, und bald auch waren wir in der lebhaftesten Unterhaltung, über das letzte Concert, über den Chorgesang, über die Modulationslehre, die hier ein halbes Jahr in Anspruch nahm. Ich muß gestehen, ich dachte nicht an Mary; da, während ich eben für Wagner eine Lanze brach, klopfte ein vorübergehender Bekannter mich leise auf die Schulter: ‚Du, möchtest du nicht mal nach Mary sehen?‘

„Ich war aufgesprungen und fand ihn noch auf seinem Platze: er saß mit verglasten Augen vor seinem halbgeleerten Seidel, das er eine Hand breit in die Höhe hob, dann aber wieder, ohne es berührt zu haben, niederlegte; ich suchte vergebens mit ihm zu reden. Um Hülfe zu holen, ging ich wieder zu den Freunden, fand aber nur noch Walther; und uns gelang es, den fast Sinnlosen aufzurichten und den Weg nach Hause mit ihm einzuschlagen. Als wir bei der Stiftskirche vorbeikamen, entriß er sich uns plötzlich und warf sich auf die steinernen Stufen zum Haupteingange: ‚So müde, ich bin so müde,‘ lallte er; ‚laß mich, hier ist gut schlafen!‘ Damit streckte er sich und legte den Kopf auf seinen Arm. Da wir ihn vergebens aufzuziehen suchten, bat ich Walther: ‚Laß nur, ich will dich erst nach Haus begleiten; ich bringe ihn nachher schon fort!‘

„Walther, der wegen seines Tantenquartiers nicht gerne spät nach Hause kam, nahm meinen Vorschlag an. Als ich nach einer Viertelstunde zurückkehrte, lag Mary noch ebenso; er schien in festen Schlaf versunken. Ich strich ihm das dunkle Haar aus dem Gesicht und neigte mich zu ihm. ‚Komm!‘ rief ich ihm ins Ohr; ‚du sollst in deinem Bett jetzt weiterschlafen, und wenn du willst, so bleib ich bei dir!‘ Aber er schien es nicht zu hören; erst als ich ihn schüttelte, warf er sich herum und riß seine Schulter aus meiner Hand. ‚Laß mich, verfluchter Deutscher!‘ schrie er.

„Mary, Mary!‘ rief ich, ‚erkenne mich doch! Ich bin

es ja, dein Freund, dein lieb Herze, dein nordischer Sieben-
schläfer!“

„Aber er stieß mit seinem Fuß nach mir, und als ich
auffah, war die Schildwache, die in der Nähe vor einem
öffentlichen Gebäude stand, herangetreten: ‚Se dürfet do kein
so Lärm mache!‘ sagte der Soldat.

„Das Gesicht des Trunkenen verzog sich, als ob er etwa
ein rostiges Pistol zu spannen habe: ‚Prussien!‘ schrie er die
über ihm stehende Wache an; ‚dummer deutscher Söldling!‘

„Ich erschrak und hielt den Mann zurück, der ihn er-
greifen wollte. Von diesem französischen Feuer hatte ich
nimmer etwas bei unserem Freunde brennen sehen; noch in
den letzten Ferien hatte er mir aus Meß geschrieben: ‚Spa-
zirengehen ist nicht viel; ich fürchte immer von den Fran-
zosen überfallen zu werden.‘ Aber jetzt aus dem Berauscht-
en redete die Nationalität der Mutter; er sprach französisch
und fluchte auf die Deutschen.

„Ich bitte, lassen Sie ihn!‘ sagte ich zu dem Soldaten.
‚Sie sehen, er weiß nicht, was er spricht; ich will einen
Freund holen, dann bringen wir ihn nach Haus!‘

„Der stieß mit dem Gewehrkolben auf das Pflaster: ‚So
machtet Se tapfer, denn sottiche Sache derfet mer net dulde.‘

„Ich lief mehr, als ich ging; gleichwohl mochte über
eine Viertelstunde vergangen sein, bis ich mit Franz zurück-
kam. — Aber Mary war nicht mehr da; es war Alles still,
nur die Schildwache wandelte wieder, hundert Schritte davon,
an ihrem alten Plaze auf und ab. Als wir zu ihr gingen,
sah ich, daß es nicht mehr dieselbe war; doch so viel er-
fahren wir: Mary war arretirt. Als wir zu dem entfernten
Wachthause kamen, war er von dort schon auf die Po-
lizei geschafft; auch dorthin gingen wir, aber wir standen
vor einem dunklen und verschlossenen Hause. — So blieb
uns nur, das eigene Bett zu suchen.

— — „Am anderen Morgen, es mochte etwa acht Uhr

sein, erschien ein Polizist in meiner Stube und überreichte mir ein Schlüsselbund: er habe zu grüßen von Herrn Marx, ich möchte ihm doch Kleidung und reine Wäsche aus seiner Wohnung besorgen, er sei in der Nacht von der Wache auf die Polizei gebracht worden. Ich versprach das, aber der alte Graubart stand noch und schüttelte mißbilligend seinen Kopf. ‚D' Soldate send wüescht mit em umgange, nu — — Sie werdet's selber sea.‘

„Nachdem ich darauf Franz in seiner Wohnung abgeholt hatte, gingen wir nach Marx' Zimmer, und wir beide suchten aus dessen Commode das Nöthigste zusammen; dann beluden wir einen Knaben mit den Kleidern und begaben uns nach dem Rathhause. Auf Befragen kam ein Mann mit schwerem Schlüsselbund, der uns durch mehrere Gänge in ein großes Gemach führte, wo viele Schreiber arbeitend an großen Tischen saßen. Hier schloß er seitwärts eine Thür auf, und wir traten in einen engen, scheinbar leeren Raum; nur in einer Ecke lag ein Haufen Heu und Stroh; daneben stand ein gefüllter hölzerner Napf mit eben solchem Löffel, aus dem eine warme Flüssigkeit dampfte. Aus dem Streuhaufen erhob sich eine schwarze Gestalt, in der wir mit Mühe unseren Freund erkannten. Schwarz auch im Gesicht und an den Händen, wie vor Frost zitternd, streckte er seine Arme uns entgegen; wir sahen bald, daß er von oben bis unten mit Kienruß eingerieben war. ‚Du bist krank,‘ sagte ich; ‚nimm doch einen Löffel von der warmen Suppe da!‘

„Das soll ich fressen!“ rief er grimmig und schüttelte sich schauernd; ‚Gefangenenkost, nein, nein; ich ertrag das nicht, es giebt noch Wege aus der Welt heraus.‘

„Wir kannten diese Reden und achteten nicht darauf, obgleich er sie ein paar Mal wiederholte und dabei wie mitleidig auf seine feinen Hände sah. Franz war fortgegangen und kam nun zurück. ‚Du bist frei,‘ sagte er, ‚du kannst nach Hause gehen, wann du willst; aber erst müssen wir

aufs Bureau und wegen der an dir verübten Niedertracht eine Anzeige zu Protokoll geben!“

„Mary wollte nicht in seinem jetzigen Zustande; aber Franz bestand darauf, das gehöre mit dazu; überhaupt, hier könne er nicht gereinigt werden.

„Als wir in hellere Räume traten, sahen wir erst, wie er zugerichtet war. ‚Ich bin geschändet, mein Leib ist ganz geschändet!‘ murmelte er.

„Mary, laß die dummen Reden!“ hörte ich Franz sagen, indem er ihn die Treppe nach dem Bureau hinaufführte, ‚wenn du dich gewaschen hast, so ist die Schande aus!‘ — Sie stiegen weiter; ich ging aus dem Rathhause, um eine verdeckte Droschke zu besorgen; und nach einer Weile fuhren wir mit Mary und seinen frischen Kleidern in irgend ein Bad und, nachdem er mit vieler Mühe gereinigt und anders gekleidet war, in den Saal unserer ‚Drehorgel‘, wo wir uns und vor Allem unseren Freund durch einige Seidel und Bratwürstel wieder aufzurichten suchten.

„Aber seit jener Nacht ging es dennoch abwärts mit unserem lieben Lavendel; sein Gang wurde schleichend, sein Gesicht magerer und seine Augen größer; niemals habe ich seitdem einen Wohlgeruch an ihm verspürt, der sonst bald in Rosen-, bald in Veilchen- oder in dem Dufte seines Namens seinem wohlgepflegten Haar entströmte; am Clavier saß er nur noch, um den Lehrern gerecht zu werden oder um die Zeit nur hinzubringen; ich konnte mich nicht mehr überwinden, ihn zum Chopinspielen aufzufordern. Er wurde so reizbar, daß die anderen Freunde sich allmählich von ihm zurückzogen und er seinen Umgang fast auf mich beschränkte. ‚Siehst du,‘ sagte er, ‚sie verachten mich! Sie wollen mich nicht mehr!‘ — Dann bat ich sie, und sie näherten sich ihm wieder; aber bei nächster Gelegenheit hatte er sie wieder aufs Neue von sich gestoßen.

„Man sagt von mir, daß ich ein geduldiger Mensch sei,

und wenn ich an jene Zeit zurückdenke, so möchte ich es fast selber glauben. Einmal war Mary polizeilich vernommen worden; dann schien die Sache still zu stehen, wahrscheinlich war sie dem Gerichte übergeben worden; Vorladungen gelangten nicht an Mary. So ging eine Woche nach der anderen hin; er wurde immer aufgeregter und die häufigen Abendspaziergänge mit ihm immer peinlicher. ‚Geschändet! Geschändet!‘ begann er jetzt wieder zu murmeln, wenn er eine Weile in sich versunken neben mir gegangen war. Und wenn ich dawider sprach, dann fuhr er auf: ‚Du kannst das nicht beurtheilen! Aus allen Ecken glogt es auf mich zu; jeder Gassenbube! Ich möcht ihn an die Ohren schlagen! Mein Name, mein guter Name als nächtlicher Trunkenbold und Ruhestörer in den Straflisten! Als Bestrafter dem Directorium des Conservatoriums angezeigt! Komm!‘ rief er plötzlich, ergriff meine Hand und zog mich aus der Allee, in der wir gingen, in einen Seitenweg; ‚es ist so hell hier; hier sind so viele Leute! Was fang ich an? Es ist Alles aus; ich kann mich nicht mehr sehen lassen. — Und die Zeitungen! Weißt du, die beiden Redacteurs, die im Winter mit uns aßen! Ich begegne ihnen jeden Augenblick; die frechen Kerle sehen mich schon als ihre Beute an; das giebt einen Artikel — ah, sacré nom de Dieu!‘ und er knirschte mit den Zähnen.

„Ich suchte ihn zu beruhigen; jeden Abend redete ich dasselbe und jeden Abend umsonst, und immer wieder begann dasselbe Spiel aufs Neue.

„Die Justiz war ihm gleich einem furchtbaren gespenstischen Raubvogel, der unsichtbar über ihm schwebte, jeden Augenblick bereit, auf ihn herabzu stoßen und mit den unentrinnbaren Krallen ihn zu packen. Wenn ich bei einem Besuche etwas heftig an seine Thür geklopft hatte, starrte er bei meinem Eintritt mir schier verstört entgegen: ‚Du? — Wie hast du mich erschreckt!‘ Saßen wir dann zusammen,

und es wurden Schritte auf der Treppe laut, dann stand er auf und sagte zitternd: „Da kommt wohl der Gerichtsdienner, um mich vorzuladen!“ Kam auf der Straße ein solcher uns entgegen, so zwang er mich, mit ihm umzukehren oder in irgend einen Laden einzutreten, bis der Mann vorbei war, oder wenn ich nicht wollte, verließ er mich und kam nicht wieder. „Ich halt's nicht aus,“ rief er einmal, „wenn das nicht bald zu Ende ist!“

— — „Eines Octoberabends, da ich versprochenemmaßen zu ihm ging, sah ich auf dem Trottoir eine Mädchengestalt vor mir herschreiten, die mich auffallend an Lisele erinnerte; sie hatte ein dunkles Tüchlein um den Kopf, und ich sah blonde Härchen von den Schläfen wehen, als sie eben unter einer Straßenleuchte ging. Sollte sie wieder in Stuttgart sein? Mary hatte mir kein Wort davon gesagt. Ich machte große Schritte, um sie einzuholen; als ich sie erreicht hatte, wandte sie den Kopf, und ich hatte mich nicht getäuscht, sie war es selber, die mit großen Kinderaugen mich so erschrocken ansah. Sie kannte mich, sie wußte von Mary, daß ich in ihr Verhältniß zu diesem völlig eingeweiht war; aber — ob wir beiden jungen Menschen im Augenblick das Richtige nicht zu finden wußten und es deshalb für immer verfäumten — sie zögerte ein paar Secunden; dann erwiderte sie meinen Gruß und schritt eilig mir voraus. Ich gewahrte noch, wie ein Begegnender ihr mit unverschämter Geberde ins Gesicht sah, und hörte, wie sie einen leichten Schrei ausstieß; auch da trat ich nur laut einige Schritte vorwärts, so daß der Mensch sie gehen ließ; vergebens sagte ich mir später, daß sie mich traurig und wie hilflos angesehen habe.

„Stürmisch stieg ich die Treppen zu Mary hinauf. Er saß müßig im Sopha und hatte mit seinem scheußlichen Knaster das ganze Zimmer voll gedampft. „Du lärmst ja über die Maßen. Ist irgendwo der Himmel eingestürzt?“ frug er gereizt und blies einen dicken Qualm von sich.

„Es geht nur dich an,“ erwiderte ich. „Weißt du, daß dein Vnele wieder hier ist? Ich bin ihr eben erst vorbeigegangen.“

„Er sah mich lange wie mit todten Augen an. ‚Ich weiß es,‘ sagte er dann.“

„Du hast sie schon gesprochen?“

„Was meinst du?“

„Ich wiederholte meine Worte.“

„Nein,“ sagte er, „ich will sie auch nicht sprechen.“

„Du willst nicht? Weshalb willst du nicht?“

„Nein,“ und er streckte seine Hände aus und schien sie voll Mitleid zu betrachten, „das kann ich nicht; ich darf das reine Kind mit diesen Händen nicht berühren. Ach, lieb Herze, ich glaube, es ist Alles aus.“

„Dann nahm er seine Pfeife wieder und vergrub sich in der Sophaecke.“

„Ich glaube, du bist ein Narr geworden!“ schrie ich.

„Aber er nickte nur: ‚Ich glaub es selbst mitunter.‘“

„Ob Vnele seinen Zustand ahnte; ob sie nicht oft hinter ihrer Gardine beklommen und verlangend zu ihm hinüber lauschte, davon erfuhr ich nichts, denn es kam keine Gelegenheit wieder, mit ihr zu reden; an sie zu schreiben aber wagte ich nicht.“

„Es waren noch köstliche Herbsttage; Marx hatte ich eine kurze Zeit nicht gesehen, ich war mit den übrigen Freunden von einem Sonnabend zum Montag auf Wanderungen in dem schönen Neckarthal gewesen, wozu ich vergebens auch ihn zu bereden versucht hatte. Jetzt war es am 24. October, noch früh am Vormittag; und ich werde das Datum nie vergessen. Ich saß eben vertieft in eine Harmonicaufgabe auf meiner Sophabank, aber ich konnte augenblicklich nicht damit zu Stande kommen; die falschen Quinten quälten mich, und so sprang ich empor und riß das Fenster auf, um einen Augenblick frische Luft zu athmen,

da sah ich Mary die Straße heraufkommen. Er ging langsam und schien nicht aufzusehen; als er näher kam, gewahrte ich, daß er ein Bäckchen Papiere in seiner Hand hielt.

„Guten Morgen!“ rief ich hinunter.

„Er schrak sichtlich zusammen. ‚Guten Morgen!‘ rief er dann ebenfalls.

„Wo hin willst du? Und was für Papiere trägst du da?“

„Ich bin wieder vorgeladen,“ rief er hinauf, „ich gehe aufs Gericht!“

„Gott Dank! So wirst du ja die Thorheit endlich mal los; mach's gut!“

„Er nickte, aber schon im Weitergehen und ohne nach mir umzuschauen.

„Ich hatte schon wieder ein Weilchen hinter meinen Notizblock geessen und wollte eben zum Niederschreiben eines glücklichen Gedankens die Feder ansetzen, da war mir, als hörte ich es von der Straße her pfeifen; kaum hörbar, aber doch: ‚Es waren zwei Königsfinder‘.

„Dann kam es noch einmal, ganz deutlich; ich warf die Feder hin und lief ans Fenster, das noch offen stand; ich weiß nicht, wie mir war; als ob ich Unheimliches erfahren sollte. Als ich mich umsah, gewahrte ich Mary an einer entfernten Straßenecke; ich sah sein Antlitz nicht ganz deutlich, aber mir war, als blickte er mich unaussprechlich liebevoll und traurig an.

„Mary!“ rief ich. Er antwortete nicht, er blieb nur unbeweglich stehen und sah mich immer an; dann nickte er mir noch einmal langsam zu, und dann war er verschwunden.

„Ich schloß das Fenster und setzte mich wieder an meine Arbeit, um den vorhin gefaßten Gedanken niederzuschreiben; aber ich hatte ihn vergessen, ich konnte überhaupt nicht arbeiten; immer sah ich Mary so wunderbarlich an jener Ecke stehen und lautlos dann verschwinden. Weshalb denn hatte

er mich gerufen? Was wollte er? Mich nur noch einmal sehen? Ich sprang auf. Nur noch einmal? Woher kam mir der Gedanke? Aber es war doch seltsam, und mir lag es wie ein Centner auf der Brust.

„Ich hatte eine Clavierstunde auf dem Conservatorium zu nehmen; ich zog mich an und ging auf einem längeren Umwege dahin. Als ich bei der Wohnung des Portiers vorbeiging, trat dessen Frau heraus und überreichte mir ein in Papier geschlagenes Bäckchen: ‚Des soll i Ihne vom Herrn Marx gebe,‘ sagte sic, ‚aber sieht der jetzt aus! Brot könnt man mit ihm bettle.‘

„Ich erschrak heftig, denn es war offenbar dasselbe Bäckchen, das ich vorhin in der Hand des Freundes gesehen hatte. Als ich in das Clavierzimmer trat, war noch Niemand da, und ich machte mich mit zitternder Hand daran, die Bindsäden aufzulösen: seine mir bekannten Notizbücher mit den Bekenntnissen seiner Liebe; darin Linceles Bildniß, ein Papier mit blonden Härchen, zwei Concertbillette für morgen, vertrocknete Blumen — das Alles fand ich, aber kein aufklärendes Wort dabei.

„Als der Professor eingetreten war, ging es mir wie Marx nach unserer Sängerschaft: ich spielte ohne jeden Anstoß, die schwierigsten Passagen flogen mir nur so aus den Fingern, daß der Lehrer mich befremdet und doch höchst beifällig ansah. Aber es ging nicht länger, ich sprang auf: ‚Verzeihung, Herr Professor! Ich kann nicht länger spielen!‘

„Ei wie? Sie spielen ja heute über alle Maßen!“

„Eben deshalb!“ und ich erzählte ihm, was vorgefallen war.

„Mein Lehrer war derselbe gütige Mann, der auch Marx unterrichtet hatte. Er war gleich mir erschrocken: ‚Das giebt ein Unheil!‘ rief er. ‚Kommen Sie, es ist keine Zeit zu verlieren, wir müssen auf die Polizei; es muß Anzeige gemacht werden; Gott weiß, was der im Sinne hat!‘

„Was meinen Sie?“ frug ich beklommen.

„Nun — mir ist bei ihm mitunter gewesen, als könne er gelegentlich um einen Pfifferling sein Leben aus dem Fenster werfen! Aber, daß wir auch das Rechte thun, suchen Sie erst Näheres zu erfahren, vielleicht — wer weiß, ihn selbst zu finden!“

„Ich rannte fort, zuerst nach seiner Wohnung, dann zu den Freunden und mit ihnen überall hin, wo wir ihn nur vermuthen konnten; aber wir erfuhren nichts; ich war noch ohne Mittagessen, als ich nach meiner Wohnung zurückkehrte.

„Auf Ihrem Tisch liegt e Brief!“ sagte mein zehnjähriges Schneiderdirnlein, als ich meine Treppen erklimmen hatte.

„Ja, da lag ein Brief; ich riß ihn auf, er war von Mary.

„Es ist aus,“ schrieb er, „ich kann nicht weiter. Mein Freund, mein liebes Herze, verzeih mir, daß ich dich verlasse! Geht nach dem Vogelsangsee, dort findet ihr, was von mir übrig, aber für alle Lebensnoth nicht mehr empfindlich ist, undorget gütig, daß auch das zur Ruhe kommt. Und dann — behalt mich noch ein wenig lieb!“

„So weit las ich unter stürzenden Thränen; dann folgte eine Bertheilung seiner kleinen Habseligkeiten, an mich seine liebsten Noten, einen Ring von Violele — meine Augen flogen nur darüber hin. Ich lief zu den Freunden, wir umwanderten das Ufer des umwaldeten Sees, wir schoben mit unseren Stöcken die breiten Blätter der Wasserpflanzen aus einander, wir bogen jeden Busch zurück, aber wir fanden nichts. Noch am selben Abend benachrichtigten wir die Polizei, aber auch ihre Bemühungen, soweit sie solche angewendet, waren ohne Erfolg.

„Zwei Tage später war ein Sonntag; Franz und ich waren aus der Stadt gegangen und allmählich, und wie selbstverständlich, an den Vogelsangsee gekommen. Wir spra-

chen von Mary, wir dachten in diesen Tagen an nichts Anderes. Hatte er uns nur täuschen wollen, um Allem, was ihn hier bedrängte, gründlich zu entfliehen, oder hatte er wirklich vor sein Leben selbst den schwarzen Strich gezogen? Wir erörterten es mit allen Gründen aus der Sache und seiner eigenen Persönlichkeit.

„Es war einer der allerletzten schönen Spätherbsttage; die letzten Vögel, sogar noch einzelne Drosseln huschten zirpend und krächzend durch die Büsche, während wir am Ufer hingingen. Ein Eichhörnchen, das auf dem Erdboden an uns vorüberlief und dann in den durchfallenden Sonnenlichtern sich von Baum zu Baum schwang, lockte uns in den Wald hinein; wir sahen nur nach dem behenden Thierchen, indem wir ihm voll Eifer folgten, und so geriethen wir immer weiter durch Hülsen und Ranken, einmal durch fast mannshohes Farnblattwerk. Die Bäume wurden immer mächtiger und der Wald düsterer; zuletzt, als eben das Thier in einem noch dichten Buchenwipfel uns entchwand, standen wir in einem uns noch unbekanntem feuchten Grunde, wo die hohen Laubkronen fast keinen Sonnenstrahl zur Erde ließen; es war todtenstill, fast andächtig schauten wir uns um, da rührte Franz an meine Schulter: ‚Du,‘ sagte er leise, ‚sieh einmal nach jener Eiche, es ist der neunte Baum nach dieser Buche hier! Unten am Stamme, auf den dicken Wurzeln — sitzt da nicht Einer?‘

„Es kam mir auch so vor, aber bei meiner Kurzsichtigkeit konnte ich Bestimmtes nicht erkennen.

„Franz war einige Schritte vorwärts gegangen.

„Mary!“ rief er freudig und rannte eilig weiter; dann aber erscholl ein Schrei, der mir durch alle Glieder zitterte.

„Ich wußte wohl, daß Franz es war, der so geschrien hatte, und fast ohne Besinnung war ich auf ihn zugerannt.

„Da stand er und starrte mit entsetzten Blicken auf den, der da am Stamm der Eiche stumm und unbeweglich, mit

halb offenen Augenlidern vor ihm saß, und griff, wie um einen Halt zu finden, rückwärts nach meiner Hand. ‚Er ist todt!‘ sagte er dann.

„Es war freilich Marx; aber wir standen nur vor seiner Leiche, und die Fliegen und Ameisen des Waldes liefen geschäftig auf seinen Händen, auf seinem bleichen todten Angesicht; die rechte Hand war auf die Wurzeln des Riesenbaumes hinabgesunken; dicht daneben lag ein Terzerol, das wir früher nicht bei ihm gesehen hatten, und als ich es aufhob, sah ich, daß es abgeschossen war. Er hatte seine schwarzen Sonntagskleider angezogen, die er sonst so sorgsam in dem Schrank seiner Wirthin zu verschließen pflegte; er hatte anständig aus der Welt gehen, er hatte dem Conservatorium keine Schande machen wollen.

„Franz wies mit ausgestrecktem Finger auf ein kleines Loch in seiner Weste, wovon ein dunkler Streif in seinen Schoß hinabging. Er hatte sich mitten durch das Herz geschossen.

„Franz wollte gehen: ‚Es hilft nichts, wir müssen Anzeige machen!‘

„Aber ich hielt ihn zurück: ‚Noch ein paar Augenblicke allein mit unserem Freund! Es ist hier wie in einem großen leeren Dom, und das ist unsere allerletzte Versammlung!‘

„Wie lange wir noch bei ihm gewesen, weiß ich nicht; aber ein Rabe, der über uns aus dem Wipfel schrie, schreckte uns auf, und so gingen wir zur Stadt zurück und thaten, was uns jetzt noch oblag.

* * *

„Die Eltern waren durch mich von dem Verschwinden des Sohnes schon benachrichtigt; ich hatte nun ein Telegramm folgen lassen.

„Und dann haben wir ihn begraben; das Gefolge war nur klein, aber der gute Professor war doch auch darunter. Als der Sarg hinabgelassen, die Schaufelwürfe darauf gefallen waren und die Folger sich zerstreut hatten, stand ich noch an der halb zugeworfenen Grube, als ein leises Schluchzen zu mir drang. Wie ich mich umblickte, sah ich das Eisele seitwärts hinter einem Monumente stehen, und ich ging zu ihr und faßte schweigend ihre Hand.

„Daß so was über mi komme mueß!“ sagte sie weinend, „und i hab doch net anders könne!“

„Ich bin ihr wohl ein schlechter Tröster gewesen, da wir mit einander nach der Stadt zurückgingen. Aber das treffliche Mädchen, das wie gern die Eltern als des lebenden Sohnes Weib gesehen hätten, sorgte, bevor noch jene daran denken konnten, für die Instandsetzung des Grabes und bepflanzte es mit eigenen Händen, damit, wie sie mir sagte, doch Keiner glaube, daß ein Vergessener hier liege.“

Der Erzähler schwieg eine Weile.

„Mein armer, thörichter, herzlieber Freund,“ rief er dann, „nein, vergessen bist du nicht, ich habe deine letzte Bitte wohl behalten!“

Er war aufgestanden. „Gute Nacht!“ sagte er. „Seht nur, wie über uns die Sterne funkeln! — Doch noch eines muß ich sagen: die ‚Königskinder‘ blieben auch ferner unser Signal; aber wir piffen es nur noch in Moll.“

Er drückte uns die Hand und ging; und noch in der Nacht hörte ich ihn in seinem Zimmer auf- und abschreiten.

Zur
„Wald- und Wasserfreude“.

Im dritten Hause von der Marktecke, wo in dem Schau-
fenster der Tempel aus weißem Dragant mit Rosenguirlanden
und fliegenden Amoretten zwischen einer Garnitur von Franz-
und Sauerbrötchen prangte, wohnte derzeit Herr Hermann
Tobias Zippel. Er hatte vordem in einer anderen Stadt
des Landes allerlei Handelsgeschäfte getrieben, war aber,
nachdem er sich solcherweise ein kleines Vermögen erworben
hatte, seiner unruhigen Natur gemäß von dort verzogen,
um einmal anderswo was Anderes zu beginnen. In seinem
jetzigen Hause hatte er eine Conditorei und eine Bäckerei
errichtet, deren nothwendige Verbindung dem beschränkten
Geiste dieser Stadt bisher noch unentdeckt geblieben war;
nach Erbauung des weißen Draganttempels wurde dann
auch noch eine Tapetenhandlung angelegt; d. h. was man
wirklich so Tapeten nennen konnte; denn vor ihm, wie er
händereibend zu versichern pflegte, hatten die Leute sich ihre
Stuben nur mit einer Art von buntem Löschpapier ver-
kleistert.

Herr Zippel war ein blaßes Männchen mit vollem dunk-
lem Haupthaar, das er, um seinem arbeitenden Gehirne Luft
zu schaffen, alle Augenblicke mit seinen fünf gespreizten Fin-
gern in die Höhe zog. Wohl zehnmal in einer Stunde,
gleich einem Marionettenmännchen, erschien und verschwand

er in dem Rahmen seiner allzeit offenen Hausthür; und den an dem gegenüberliegenden Straßfenster strickenden Damen begann etwas zu fehlen, sobald das gewohnte Spiel einmal versagte.

Das einzige Kind des Hauses war eine Tochter, ein braunes, grätiges Ding mit zwei langen schwarzen Zöpfen und damals kaum dreizehn Jahre alt. In der Taufe hatte sie den Namen „Rosalie“ erhalten, und wenn Herr Zippel, sei es pathetisch oder auch nur zornig war, dann wurde sie auch so von ihm gerufen, für gewöhnlich aber nannte man sie, aus Gott weiß welchem Grunde, „Kätti“. Herr Zippel schickte seine Tochter in die beste Mädchenschule, aber sie war eine berufen schlechte Schülerin. Nur in der Geographiestunde pflegte sie mitunter aufzumerken; der Lehrer war einst in vielen Ländern herumgekommen, und seine Vorträge gewannen zuweilen den Ton der Sehnsucht in die weite, weite Welt; dann starrten ihn die schwarzen Augensterne an, und die mageren Arme des Kindes reckten sich über den Schultisch immer weiter ihm entgegen. Auch in den Clavierstunden, die ihr der Vater geben ließ, blieb sie nicht dahinter; ja sie zeigte bisweilen eine Auffassung, die über ihre Jahre hinauszugehen schien, und es konnte dann wohl geschehen, daß sie mitten im Stücke aufsprang und davonlief, als ob was Fremdes über sie hereingebrochen sei.

Aber der schwere Clavierkasten, der so fest gegen die Wand geschoben stand, war nicht das Instrument, das ihre eigenste Natur verlangte. Ein solches, das sie bis jetzt nur in den Händen durchziehender Künstlerinnen gesehen hatte, sollte ihr erst jetzt zu Theil werden.

Auf dem Boden des langgestreckten Hauses befand sich nach dem Hofe zu eine Spielstube, in welche unlängst bei Beginn des Sommersemesters ein schon älterer Primaner eingezogen war. Aus irgend einem Winkel hatte Kätti von rothbemühten jungen Herren neben vielen Büchern auch eine

Guitarre hineintragen und mit verlangenden Augen hinter der sich schließenden Stubenthür verschwinden sehen. Aber eines Nachmittags, da sie ihren Hausgenossen sicher in seiner Gelehrtenschule wußte, und während sie selber freilich in ihrer Mädchenschule sitzen sollte, huschte sie leise über den Boden und blickte durch die geöffnete Thür in die leere Stube. Als sie die Guitarre gegenüber an der Wand hängen sah, schlüpfte sie hinein und zog hinter sich die Thür ins Schloß.

Ebenso ging es am folgenden Nachmittage und noch ein paar Tage weiter; endlich kam Klage aus der Mädchenschule: Kätti hatte die letzte Woche jeden Nachmittag gefehlt. Es war kein Zweifel, sie mußte sich bis dahin zierlich durchgelogen haben; nun aber brach das Wetter über sie herein. Herr Zippel erinnerte sich plötzlich ihres Taufnamens; mit gesträubtem Haupthaar lief er im Hause umher; den Brief der Lehrerin hielt er in der einen Hand und schlug ihn mit der anderen. „Kosalie!“ rief er, „Kosalie! Wo hat das Unglückskind sich wieder hinflogen!“

Endlich, irgendwoher, erschien sie vor ihm; halb lauernd, halb ängstlich sah sie ihren Vater an. „Weißt du, daß du mein einziges Kind bist,“ sprach Herr Zippel nachdrücklich, „und daß deine Mutter in der Erde ruht?“

Kätti ließ das Köpfchen hängen, daß ihr die langen Flechten über die Brust herabfielen.

„Kannst du lesen?“ fragte Herr Zippel wieder.

Sie antwortete nicht.

„Da!“ sagte er und gab ihr den Brief der Lehrerin. „Versuch es; aber es ist geschriebene Schrift! Wie kann man geschriebene Schrift lesen, wenn man nicht zur Schule geht!“

„Ich kann wohl lesen!“ sagte sie trotzig und erschraf doch, als sie einen Blick hineingethan hatte. Aber sie kannte ihren Vater, sie mußte ihn ruhig austoben lassen.

Er hatte den Brief ihr aus der Hand gerissen und vollzog an diesem aufs Neue seine symbolische Züchtigung; dabei sagte er seiner Tochter, sie würde seinen sauer erworbenen Ruf zu Grunde richten, sein schwarzes Haar würde vor Weihnachten noch weißer als der Schnee sein und sie selber würde am Ende ihres Lebens an einem sehr hohen Galgen hängen.

Das war denn doch zu viel; Kätti brach in bittere Thränen aus.

„Aber, Unglückskind, was hast du denn getrieben?“ Herr Bippel hatte ihre Hände ergriffen und blickte zweifelnd und rathlos auf sie hin.

„Ich habe nicht gefaulenzt,“ sagte Kätti.

„Nicht gefaulenzt! Aber was denn sonst?“

„Ich habe nur was Anderes gethan, als was sie in der Schule thun!“ Und dabei zeigte sie ihrem Vater die Fingerspitzen ihrer beiden Händchen.

Herr Bippel besichtigte eine nach der anderen mit wachsendem Erstaunen. „Aber, zum Erbarmen! die sind ja alle wund, die einen noch schlimmer als die anderen!“

„Ja,“ sagte Kätti, „das ist auch nicht so leicht!“

„Aber, um des Himmels willen, wo hast du denn gesteckt?“

Sie schwieg einen Augenblick, dann sagte sie: „Ist der Primaner zu Hause?“

„Der Primaner? Nein, der ist eben fortgegangen. Aber was soll denn der Primaner?“

„Komm!“ sagte sie. Und schon hatte sie ihres Vaters Hand ergriffen und zog ihn mit sich fort: die Treppe hinauf, über den Boden, dann in das Giebelstübchen.

Rasch langte sie die Guitarre von der Wand, setzte ihr eines Füßchen auf ein dickes Lexikon, das auf dem Fußboden lag, und ein paar voll gegriffene Accorde erklangen unter ihren Fingern.

Herr Zippel stand mit untergeschlagenen Armen und weit aufgerissenen Augen gegen die Wand gelehnt. Er hatte eine Lieblingscanzonetta. „Rätti,“ sagte er mit vor Erwartung bebender Stimme: „Es ritten drei Reiter zum Thore hinaus!“

Rätti hatte es tausendfach von ihrem Vater singen, pfeifen und brummen gehört; es war auch das Erste gewesen, wozu sie sich die Begleitung auf dem Instrument zusammengelesen hatte. Und nun, während die kleinen Finger aufs Neue das Griffbrett faßten, hub sie an und sang mit ihrer etwas schrillen Kinderstimme: „Es ritten drei Reiter zum Thore hinaus, ade!“

„Ade!“ sang Herr Zippel schüchtern und wie fragend mit. „Und wenn es denn soll geschieden sein —“

Herr Zippel hatte sich hoch aufgerichtet; seine Augen begannen zu leuchten, bald schlug er die Hände über dem Rücken in einander, bald fuhr er damit durch seine aufgeregten Haare; dann aber, als der Refrain wiederkehrte, setzte er muthig mit seiner scharfen Tenorstimme ein, und bald sangen Vater und Tochter mit einander, daß es durch Haus und Boden schallte:

„Ade, ade, ade!“

Ja, Scheiden und Weiden thut weh!“

„Rosalie! Mein Kind, mein Genie!“ Herr Zippel schloß das winzige Geschöpfchen in seine Arme und bethaute es mit seinen Thränen. „Ja, ja, die alte Schulmamsell mit ihrem Strickstrumpf, mit ihrer trockenen gelben Jungfernnase, was weiß auch die —“

Als er in Folge eines Geräusches umblickte, stand die dicke Magd mit ihrem Kochlöffel in der offenen Stubenthür. „Herr Zippel, vorm Laden ist ein Junge, der will für'n Schilling Butterkringel!“

„Der Junge soll zum Teufel gehen!“

„Aber, Herr Zippel!“

„So ruf den Burschen!“

„Herr Zippel, ich weiß nicht, wo der Bursche ist.“

„Nun, so gieb ihm selbst die Kringle!“

„Aber ich bin nicht für den Laden, Herr Zippel!“

Er stieß die dicke Magd zur Seite und rannte scheltend über den Boden in das Unterhaus hinab. Die Magd sah ihm ruhig nach und watschelte dann langsam hinterdrein.

Kätti war allein. Sie setzte sich ans Fenster, hauchte auf ihre Fingerchen, stützte dann ihr Köpfchen an den Hals der Guitarre und blickte nachdenklich in das Gezweige des großen im Hofe stehenden Walnußbaumes, wo ihr grauer Vater „Nickebold“ sich mit der Sperlingsjagd beschäftigte. Was half das Alles! Das häusliche Ungewitter war zwar vorübergezogen; aber in die dumme Schule mußte sie ja nun doch wieder jeden Nachmittag; und außer den Schulstunden — wann war sie dann vor dem Überfalle des Primaners sicher? — Plötzlich trat ein entschlossener Zug um ihren hübschen Mund; aber da sie eben wie zur Ermuthigung einen nach dem anderen ihrer eingelernten Accorde griff, schallten junge Männerstimmen von unten und jetzt schon aus dem Treppenhaus hinauf.

Im Nu hing die Guitarre an der Wand, und Kätti war wie fortgeblasen.

* *
* *

Ein paar Stunden später saß der hübsche Primaner — Wulf Fedders hieß er — in voller Arbeitsthätigkeit an seinem Tische. Vor sich hatte er die Thür nach dem weiten Boden offen stehen; vermuthlich nur weil der geschlossene Stubenraum ihm seinen Geist beengte; denn er blickte nicht hinaus, sondern war emsig bemüht, für seinen deutschen Aufsatz eine Kette von Satzfolgen zu Papier zu bringen, welche er eben auf einem Spaziergange in Gedanken sich zurecht

gelegt hatte. Anmuthig schwebte ihm bei seiner Arbeit das sonst so griesgrämige Gesicht des alten Rectors vor; er hatte ihm heute bei seiner Verdeutschung des Thukydides so wohlgefällig zugenickt; Wulf Fedders sah schon deutlich dasselbe Nicken bei Rückgabe dieses Aufsatzes. Und die Feder des jungen Primaners arbeitete behaglich weiter.

Als er aufblickte, stand Rätti ihm gegenüber; es war ihr eigen, plötzlich da zu sein, ohne daß man sie hatte kommen hören.

„Du!“ rief er. „Bist du schon lange da?“

Sie nickte.

„Was willst du, Kind?“ sagte er und betrachtete das braune Köpfschen, das er bisher nur ein paar Mal flüchtig hatte vorüberhuschen sehen.

Rätti zeigte auf das vor ihm liegende Papier und sagte: „Haben Sie noch mehr darauf zu schreiben?“

Er schüttelte sein blondes Haar aus der Stirn und lachte. „Noch ein paar Sätze; dann ist's vorläufig genug.“

„Darf ich so lang hier bleiben?“

„Weshalb nicht? Setz dich!“ sagte er, indem er schon wieder weiter schrieb.

Sie setzte sich auf den Stuhl am Fenster; aber ihre Augen ruhten unablässig auf dem Antlitze des Schreibenden, als wolle sie erwägen, was hinter den gesenkten Lidern sich verbergen möge. Als er dann die Feder wegwarf, schrak sie fast zusammen. „Fertig!“ rief er. „Nun, Rätti? — Du heißt doch Rätti?“

„Ja, Rätti.“

„Nun, so komm her und sprich, was du auf dem Herzen hast!“

Sie war zögernd wieder vor den Tisch getreten. „Wollen Sie auch nicht böse werden?“

„Das werd ich nicht so leicht; aber ich kann's dir doch im Voraus nicht versprechen.“

Sie befann sich eine Weile. „Dann mögen Sie auch böse werden,“ sagte sie und zeigte nach der Wand; „ich habe alle Nachmittag auf Ihrer Guitarre da gespielt.“

„Und weshalb erzählst du mir das jetzt? Nur, weil es die Wahrheit ist?“

Sie schüttelte heftig mit dem Kopfe.

„Nein? Aber weshalb denn?“

„Ich möchte es lernen,“ sagte sie leise; „aber es ist hier Keiner, der darin Stunden giebt.“

„Ja so! — Nun, Fräulein Rätti, was ich davon verstehe, ist zu Diensten!“

Freudenroth und zitternd folgte das Kind mit seinen dunklen Augen, wie er jetzt die Bücher fortschob und die Guitarre von der Wand herunterlangte.

* *

*

Und somit wurde das erste Kinglein fertig als Glied zu einer feinen unsichtbaren Kette.

Wie von selbst waren die Stunden herausgefunden, in denen der kleine musikalische Verkehr sich ungestört entfalten konnte; Rätti säumte nicht zu kommen, und auch Wulf Fedders blickte mitunter über seine Bücher nach der halb offenen Stubenthür, ob denn das braune Köpfchen noch nicht durch die Spalten gucke. Wenn sie dann eintrat, hatte er oftmals Mühe, seine bewundernden Augen abzuwenden, damit — so warnte er sich selber — das Kind nicht eitel werde. Er hatte freilich nicht gesehen, wie sie kurz zuvor an ihrem aufgezogenen Schubfache kniete, um ein bestes Krägelchen oder ein anderes Buchstück daraus hervorzukramen; hatte er doch nicht einmal bemerkt, daß erst seit ein paar Tagen eine rothe Seidenschleife gleich einem angeflogenen Schmetterling auf ihrem schwarzen Haare saß.

Übrigens waren Rättis musikalische Fortschritte unver-

kennbar; was der junge Lehrer an Griffen und Fingersatz ihr beizubringen mußte, war Alles rasch erlernt worden. Dagegen kam eines Tages wieder Klage aus der Mädchenschule; als Wulf Fedders nach der Classe in das Haus trat, zog Herr Zippel ihn in die Stube und rief ihn gegen das ungelehrige Kind zu Hülfe. Und der blonde Primaner, unter dessen Scheitel sich neben Anderem auch ein Quintchen Altklugheit versteckte, redete zu Herrn Zippels Entzücken in das arme Ding hinein, daß sie schier verblasen da stand und in den nächsten Tagen brennend fleißig war.

Ganz anders freilich geschah es, wenn sie oben in der Giebelstube saßen, wo die grünen Zweige des Nußbaums in das offene Fenster nickten und wo von solchen heiklen Dingen nie die Rede war. Zwar hatte bei Wulf Fedders die Guitarre keine weitere Bedeutung als das Vögelsingen, wenn es Frühling ist; dennoch hörte es sich anmuthig, wenn er mit seinem weichen Bariton aus seinem Liederchatz zum Besten gab.

„Ein Vöglein singt so süße
Vor mir von Ort zu Ort!“

Wenn er das anhub, saß Kätti gewiß auf ein paar übereinander gepackten Büchern zu seinen Füßen, und wenn er geendet hatte, sprach sie ebenso gewiß: „Noch einmal, bitte!“ Und dann sang er es noch einmal. Der Worte dieses Liedes wurde sie sich kaum bewußt, es war ihr nur die Melodie zu der sich dunkel regenden Empfindung, mit der sie in das hübsche Jünglingsantlitz blickte.

Eine unschuldige Heimlichkeit begleitete dies Beisammensein. Kätti schwieg gegen Jedermann, aus unbestimmter Furcht, es könne ihr geraubt werden; den jungen Primaner aber hielt eine sehr bewußte Scheu zurück, seinen Verkehr mit dem eigenartigen Backfischchen der Kritik seiner Commilitonen auszusetzen. Und da Kätti für jeden Ton das feinste Ohr hatte, so entging es ihr nie, wenn unten durch

die Hausthür ein Gymnasiastenschritt hereinstürmte. Bevor er noch die unterste Treppenstufe erreicht hatte, war sie jedesmal verschwunden und huschte später aus irgend einem Bodenwinkel in das Unterhaus hinab.

Und dennoch ein Mal! Wulf Fedders hatte eben ihr Lieblingslied gesungen, und Kätti saß vor ihm auf ihren dicken Büchern, die dunkeln Augen wie im Traum auf ihn gerichtet, die eine ihrer schwarzen Flechten um ihre Hand geschlungen.

„Die Blumen in dem Walde,
Die Blumen auf der Halde,
Die blühn im Dunkeln fort.“

Er hatte kaum geendet, da trat, ohne daß Eines von Beiden es bemerkte, der „forscheste“ aller künftigen Studenten in das Zimmer und warf mit einem derben „'n Morgen!“ — es war nicht einmal Morgen — seine rothe Mütze neben ihnen auf den Tisch.

Im Nu war Kätti aufgesprungen und flog an ihm vorüber.

„Was war denn das für eine schwarze Kaze?“ rief der Forste.

„Es ist die Wirthstochter,“ entgegnete Wulf nicht ohne sichtbare Verlegenheit.

Der Andere klopfte ihm vertraulich auf die Schulter. „Ja so! — Du scheinst mit ihr zu schwärmen, alter Freund!“

„Sie ist ein Kind; sie hatte mir den Thee gebracht.“

Kätti stand noch hinter der halb offenen Stubenthür und machte mit ihren kleinen Händen ein paar Krallen gegen den groben Eindringling, bevor sie ganz verschwand. Mit ihrem Freunde war sie wohl zufrieden. „Wirthstochter!“ Nur „die Wirthstochter!“ das Wort war ihr eben recht; auch er hatte nichts verrathen wollen.

— — Aber das letzte Semester des Schülerlebens ging

zu Ende. Als Wulf Fedders, um von seinem Wirth ab-
 schied zu nehmen, in dessen Wohnzimmer trat, kam ihm
 dieser mit einer Rolle in der Hand entgegen. „Leben Sie
 wohl, Herr Fedders,“ rief er; „es ist ganz recht, daß Sie
 dem Nest den Rücken kehren! Schen Sie da!“ und er
 entrollte eine wirklich prächtige Tapete. „Zehn Mark Cou-
 rant per Stück, ich hab sie selbst für feste Rechnung; aber
 glauben Sie, daß diese knickerige Gesellschaft auch nur zu
 einem Ofenschirm davon gekauft hat? Wenn Sie wieder
 diese werthe Stadt besuchen sollten, nach Hermann Tobias
 Zippel brauchen Sie nicht mehr zu fragen.“

Kätti wurde vergebens gerufen; erst als das Fortrollen
 des Wagens durch das Haus dröhnte, schlüpfte sie oben
 aus einem dunkeln Seitenraume des Bodens.

In der Spielstube war Alles ausgeräumt; nur die
 Guitarre hing noch an der Wand. „Für Kätti“ stand auf
 dem Zettel, der durch die Saiten geschlungen war. Jetzt
 wurde leis die Thür geöffnet, und auf den Zehen, als
 fürchte es auch jetzt noch überrascht zu werden, schlich das
 Kind herein. Als sie die Worte auf dem Papierstreifen
 gelesen hatte, drückte sie ihre Lippen darauf und brach in
 lautes Schluchzen aus.

* *

*

Zum Amtsbezirke der Stadt gehörig, aber reichlich eine
 Meile südwärts, lag ein großes Dorf; im Rücken Buchen-
 und Tannenwälder, vor sich das breite silberne Band eines
 Flusses, der ein weites Wiesenthal durchströmte. Auf einem
 Vorsprunge oberhalb des Wassers stand der Kirchspielsfrug
 mit seinem alten wetterbraunen Strohdach, den sei-^{er} Men-
 schengedenken stets der Sohn von dem noch immer rüstigen
 Vater übernommen hatte. Land- und Gastwirthschaft gingen
 Hand in Hand: die Gäste fanden neben bauerlicher Behag-

sichkeit billige Preise, frische Butter zum selbstgebackenen Brote und goldgelben Rahm zum wohlgekochten und geklärten Kaffee.

Unterhalb des Gartens, der sich schräg abfallend bis fast an das Flußufer hinabzog, war das Abnahmehaus, wo noch vor Kurzem der Vater des letzten bäuerlichen Wirthes wohnte. Zwar hatte auch er, gleich seinen Vorvätern, den Staven mit allen Gerechtigkeiten seinem Sohne abgetreten; aber an Sonn- und Festtagen, wenn die Gäste zu Wasser und zu Lande aus den benachbarten Städten heranzogen, stieg er in seinem besten Staate nach seiner alten Wirthschaft hinauf, um vorne in der kleinen Gaststube den Ausschank zu verwalten und dabei seine Geschichten von Anno damals an den Mann zu bringen. Und selbst die Stammgäste hörten es gern noch einmal, wie er im Walde drüben den großen Wildeber von seines Vaters gelben Sauen abgejagt oder wie er drunten am Flusse den Ottern aufgelauert hatte, die in mondhellen Nächten an dem Dorf vorbeigeschwommen waren.

Aber die bäuerlichen Besitzer hatten Haus und Garten verkauft und sich weit vom Dorfe auf ihr Land hinausgebaut; und mit ihnen verschwanden neben den alten Geschichten auch die billigen Preise, der goldgelbe Rahm und die frisch gefarnte Butter.

— — Der neue Wirth war Herr Zippel. Es schien unglaublich, was er Alles leistete, noch mehr, was er Alles leisten wollte. Sein jetzt schon ziemlich angegrautes Haar befand sich stets im Zustande höchster Aufgeregtheit; er wollte zeigen, was aus diesem Erdenfleck zu machen sei, den seine dummen Vorgänger so lange als todtes Capital von Hand zu Hand gegeben hatten; nicht einmal einen Namen hatten sie für ihr „Etablissement“ ersinnen können. Es sollte gründlich anders werden!

Und schon war der hinter der Gaststube liegende Tanz-

saal durchbrochen worden und daran nach der Flußseite eine große Veranda in den Garten hinausgebaut. Eben wurde von den Zimmerleuten eine schwere Bekrönung darauf befestigt, welche auf blauem Grunde in goldenen Buchstaben eine fußhohe Inschrift in die Welt hinausstrahlte.

Herr Zippel selber stand betrachtend der Veranda gegenüber neben einem alten Bauer aus der Nachbarschaft. Der Alte rauchte behaglich seine kurze Pfeife; Herr Zippel hatte die vor fünf Minuten angezündete Cigarre schon bis zur Unkenntlichkeit zerbissen, seine Augen leuchteten, seine Finger spielten unruhig in der Luft; als nun aber endlich da oben der letzte Hammerschlag verhallt war, laß er halblaut, mit vor Erregung bebender Stimme: „Hermann Tobias Zippels Wald- und Wasserfreude!“ Dann nickte er bestätigend mit dem Kopfe, ergriff den Arm seines Nachbarn und zeigte nach dem Fluß hinab, wo an zwei neuen, weiß und grün gestrichenen Bötten dieselbe Inschrift auf dem Wasser schaukelte.

„Ja, ja, Mawer,“ sagte der Bauer in seinem Blatt, „dat kost't wat!“ dann nickte er auch und rauchte ruhig weiter.

Herr Zippel sah ihn fast entschzt an. „Kost't was, meint Ihr? — Bringt was ein, lieber Freund! Bringt was ein!“ Und liebeich, aber mit begeisterter Überlegenheit klopfte er dem Alten auf die Schulter.

„Ihr versteht das nicht,“ fuhr er fort, da jener statt der Antwort nur ein paar Mal hustete; „wird auch kein Mensch von Euch verlangen!“

Damit führte er den ruhig Fortrauchenden durch die offene Veranda in den Tanzsaal und blieb derselben gegenüber vor einem Pianino stehen, dessen Deckel er mit gewandter Hand zurückklappte.

„Hm!“ sagte der Alte, nachdem er sich die Sache eine Zeit lang angesehen hatte.

„Nun?“ frug Herr Zippel.

Und endlich kam die ersehnte Gegenfrage, ob denn die Tochter, „dat lütt Deern“, auf diesem Ding da spiele.

Jetzt aber war Herr Zippel in seinem Fahrwasser: das Kind, das Genie, das sie in ihren rothen, fünf Zoll langen Schühchen schon gewesen! Sein unerschöpfliches Thema war angebrochen.

Der alte Nachbar betrachtete unterdessen eine seitwärts angebrachte Einrichtung; es war eine Estrade mit einem kleinen Sitz und einem beweglichen Notenpult davor, Alles hübsch in Holzmanier gestrichen und lackirt. Diese Einrichtung war für ein zweites Genie, das der neue Wirth schon innerhalb der ersten acht Tage hier im Dorfe selbst entdeckt hatte. Es steckte in einem kleinen hinkenden Schneider, welcher die Violine spielte und von dem einmal ein Musikfreund gesagt hatte, es sei schade, daß er nichts gelernt habe. In der That aber hatte er sich zu einer Art natürlicher Fertigkeit hinaufgearbeitet, ja mitunter brach durch seine ungeschulten Töne etwas, das aus der Tiefe der Menschenbrust zu kommen schien und selbst den kundigen Hörer stutzen machte. Er hieß Peter Jensen; die Bauern aber, vielleicht in unbewußter Anerkennung, nannten ihn „Sträfelstrafel“. — Das dürre Männchen saß jetzt fast alle Feierabend auf dem Bänkchen der Estrade und blickte auf ein dunkelfarbiges Mädchen, das schräg ihm gegenüber am Claviere saß. Und nicht nur Tänze und Liedermelodien, selbst eine Mozart'sche Sonate hatte die junge Virtuosa mit ihm einstudirt. Herr Zippel unterstützte das nach Kräften, denn es gehörte mit zu seiner „Wald- und Wasserfreude“; während draußen in der Veranda die Gäste seinen Wein tranken und seine „Soupers“ und „Dejeuners“ verzehrten, sollte vom Saale aus die Kunst ihre höhere Natur ergötzen.

„Seht Ihr, Nachbar,“ schloß er seine beredte Auseinandersetzung; „das ist es, was in der Bauernwirthschaft hier gefehlt hat!“

Der Alte nickte ein paar Mal, während er wie prüfend mit seiner rauhen Hand das Notenpult betastete. „Süh, süh!“ sagte er endlich, ohne aufzublicken, „ward uns Sträfelstrafel noch up sin olen Dagen en Staatsmus'kant!“

Aber Herr Zippel wurde von einem Arbeiter in den Garten gerufen, und der Alte wanderte langsam hinterher, um zu sehen, was es denn dorten wieder Neues gäbe.

Statt ihrer traten aus der Thür der Gaststube zwei andere Gestalten in den dämmerigen Raum des Saales. Kätti, sie war die eine, obgleich jetzt volle siebzehn Jahre alt, glich fast noch einem halberwachsenen Kinde; nur ihre Wangen waren jetzt sanft gerundet, und das bleiche Braun derselben war von einem rothen Hauch durchbrochen. Ihr schwarzes Haar aber trug sie noch immer in zwei langen Zöpfen; sie war eigensinnig, sie wollte es nicht anders, und auch die rothe Schleife an der linken Seite durfte niemals fehlen.

Mit ihr, Geige und Bogen in der Hand, war der kleine Musikant hereingetreten. Er pflegte sonst nicht so früh am Nachmittage, sondern erst zu dem stets für ihn bereiten Abendbrot sich einzustellen; aber heute galt es, die Mozartsonate zu dem Einweihungsfeste der Veranda einzuüben. Nun hatte er auf den Ruf seiner jungen Meisterin mitten im Tagewerke Nadel und Bügeleisen fortgeworfen.

Es war etwas Stilles in der Erscheinung des Mädchens, wie sie jetzt ans Clavier schritt und die Noten auflegte, während der kleine Mann schweigend seinen Platz erkletterte und, den Bogen im Anstrich, erwartend nach ihr hinblickte.

Plötzlich, „Allegro, Sträfelstrafel!“ rief eine junge Stimme, und dahin brausten die Töne der ungeschulten, aber tapferen Musikanten. Mitunter freilich, wenn es gar zu sorglos überhin ging, gebot dieselbe auch wohl „Halt“, und wieder „Halt“; und der Geigenbogen stockte endlich, nach-

dem er noch eine Weile feurig in die Figuren der nächsten Tacte hinausgeschossen war.

Der kleine Geiger hörte sich nicht gern bei seinem Übernamen nennen; wenn aber bei solcher Gelegenheit Rätti ihren Finger hob und mit einer eigenthümlich lieblichen Betonung sagte: „Sträfel — Strafcl“, dann krümmte er sich vor Wohlbehagen auf seinem lackirten Holzbänkchen, und unermülich wurden hierauf die hapernden Tacte wiederholt, bis das dunkle Köpfchen nickte und es wiederum mit losen Zügeln weiter ging.

Als sie mit der Sonate fertig waren, hob Rätti sich auf den Fußspitzen und langte über dem Claviere ihre Gitarre von der Wand. „Nun zur Belohnung!“ sagte sie, lächelnd auf ihren Spielgenossen blickend, und dieser, als ob er nun das Höchste leisten müsse, drehte emsig an den Stimmwirbeln, kimperte und strich und drückte fast das Ohr an seine Geige.

„Sträfel — Strafcl!“ rief wiederum die junge Stimme; da kletterte er eilig von seinem Thron herab, und bald wanderten die beiden neben einander im Saale auf und ab; sie leicht dahin schreitend und mit ihrer lichten Sopranstimme singend, daß es von den leeren Wänden schallte; er mit seinem lahmen Fuße stets nach einer Seite wippend und zu ihrer Gitarre begeistert seine Geige streichend. Was hatten sie nicht Alles schon gesungen, den „Jäger aus Kurpfalz“ nicht weniger als „So viel Stern am Himmel stehen“. Plötzlich mitten in einem Schelmenliedchen brach sie ab; „Sträfelstrafcl!“ rief sie, indem sie stehen blieb.

Er war in seinem Perpendikelgange schon um ein paar Schritte weiter; als er Posto gefaßt hatte, wandte er sich um, und das schlichte staubfarbene Haar von seiner mageren Nase streichend, erwartete er ehrerbietig das Orakel aus ihrem jungen Munde.

„Peter Jensen!“ sagte Rätti feierlich und nannte ihn bei seinem vollen Taufnamen; „was kann Er geigen!“

„O, aber Mamsellchen!“

„Und ist Er auch noch niemals draußen in der Welt gewesen?“

„Draußen in der Welt? — Was sollt ich da, Mamsellchen?“

„Ja,“ sagte sie träumerisch und heftete die Augen auf das arme Körperchen des Musikanten, als wolle sie selbst das Wunder nun vollbringen; „wenn Er doch jung und hübsch wär, Sträkelstrafel!“

Er nickte nachdenklich, als ob ihm das schon wohl gefallen mochte. „Was dann, Mamsellchen?“ frug er schüchtern.

„Dann — aber das versteht Er nicht, dann wollten wir beide mit einander in die Welt hinaus!“

Er sagte nichts; er kniff die dünnen Lippen zusammen und sah sie halb anbetend und halb traurig an.

„Nun?“ frug sie endlich.

Der arme, kleine Musikant hatte sie wirklich nicht verstanden, er fand es hier im Dorfe jetzt so schön wie niemals noch zuvor bei seinen jetzt bald vierzig Jahren. „Warum denn in die weite Welt, Mamsellchen?“

„Warum?“ — Aber sie blieb selbst die Antwort schuldig; der Anfang eines Liedes tauchte plötzlich in ihr auf, dessen Worte sie kaum jemals recht gefaßt hatte. Wie tastend griff sie einen Accord und hob mit halber Stimme an:

„Ein Vöglein singt so süße
Vor mir von Ort zu Ort;
O meine müden Füße!
Das Vöglein singt so süße;
Ich wandre immer fort.“

Sträkelstrafel hatte sich selig lauschend gegen die Wand gelehnt, Geige und Bogen müßig in der herabhängenden Hand. „Geht es nicht weiter?“ frug er leise, als Rätti nach dieser ersten Strophe schwieg.

„O doch! Aber ich weiß nur noch das Ende!“ Dann griff sie wieder in die Saiten und sang aufs Neue:

„Wo ist nun hin das Singen?
Schon sank das Abendroth —
Die Nacht hat es verstedet,
Hat Alles zugedecket;
Wem klag ich meine Noth?

Kein Sternlein blinkt im Walde,
Weiß weder Weg noch Ort;
Die Blumen an der Halde,
Die Blumen in dem Walde,
Die blühn im Dunkeln fort.“

Von der offenen Veranda her erscholl ein lautes Händeklatschen: „Bravo, bravissimo!“ — Herr Zippel war während der letzten Strophe ein ungeschener Zuhörer gewesen und jetzt im besten Ansatze, seiner Begeisterung Luft zu machen. Aber Kätti hatte wohl diesmal keine Neigung gehabt, den Reden ihres Vaters Stand zu halten; als er in den Saal trat, fand er nur noch den kleinen Musikanten, der sich mit seinem blauearrirten Taschentuch die Augen wischte.

* *

*

Das Einweihungsfest und noch verschiedene andere Feste, Wald- und Wasserfahrten, waren unter lebhafter Betheiligung vorüber gegangen; als dann der Winter seine dunkle Eisdecke über den Fluß breitete, standen Herrn Zippels fröhlich bewimpelte Zelte auf derselben, und aus der an der Flußmündung belegenen Nachbarstadt flogen Schlitten und Schlittschuhläufer ab und zu. Der hagere, milzfüchtige Pastor, der die neue Wirthschaft nie anders als „Zipperleins Wald- und Wasserleiden“ nannte, hatte in seiner Sonntagspredigt schon die deutlichsten Anspielungen auf Sodom und Gomorrha fallen lassen.

Dann aber kam die trübe Zeit, wo Alles in Thau- und Schlackerwetter untergeht, und dann der Frühling und der neue Sommer. Die goldene Inschrift über der Veranda hatte nun schon fast eines vollen Jahres Gluth und Winterungemach bestehen müssen, sie leuchtete nicht mehr so lustig wie im vorigen Sommer, und vielleicht mochte es damit zusammenhängen, daß jetzt selbst an Sonntagen die Zahl der Gäste nur eine dürftige war, ja daß man allerlei unbillige und bedenkliche Vergleiche zwischen dem neuen und dem alten bäuerlichen Wirthe anzustellen begann. So viel war gewiß, Kätti hatte eine Menge Zeit und wußte nicht recht, wohin damit. Sie musicirte wohl noch an einzelnen Abenden mit Sträkelstrakel in dem leeren Saale, sie sang und spielte auch wohl einmal, wenn Gäste unter der Veranda saßen; aber sie that das Eine mehr, um die schüchtern fragenden Augen des kleinen Musikanten zu befriedigen, das Andere nach dem Willen ihres Vaters, dem sie nicht entgehen konnte. Mit den Töchtern der Bauern wußte sie nichts zu reden und diese nichts mit ihr; nur der junge Unterlehrer, ein gutmüthiger Mensch mit Plattfüßen und gelbblonden Haaren, saß oft stundenlang neben ihr am Clavier und blickte, gleich Sträkelstrakel, in stummer Anbetung zu ihr auf. Aber was kümmerten sie eigentlich diese beiden Menschen!

Manchmal nahm sie das kleinste der beiden weiß und grün gestrichenen Böte und ruderte den Fluß hinauf, bis wo am Ufer entlang sich große Binsfelder streckten. Durch einige führte eine Wasserstraße wieder auf die Flußbreite hinaus; in anderen gelangte sie nach einer schmalen Öffnung, durch welche das Boot nur mit eingezogenen Rudern hindurchglitt, auf einen stillen, rings umschlossenen Wasserspiegel. Hier, an schwülen Sommernachmittagen, legte sie gern ihr Fahrzeug in den Schatten einer hohen Binswand; auf dem Boden des Bootes hingestreckt, die schmalen

Hände über dem schwarzen Haar gefaltet, konnte sie ganze Stunden hier verbringen. Die Abgeschlossenheit des Ortes, das leise Rauschen der Binsen, über denen das lautlose Gaukeln der Libellen spielte, versenkte sie in einen Zustand der Geborgenheit vor jener doch so nahen Welt ihres Vaterhauses, in der sie immer weniger sich zurecht zu finden wußte.

Da sie nach einer solchen Ausflucht eines Nachmittags durch den Garten ging, sah sie in einer der Lauben den Unterlehrer vor einem leeren Bierglas sitzen. Bei ihrer Annäherung stand er schüchtern auf. „O bitte, Fräulein,“ sagte er, „ich habe Ihrer lange hier gewartet.“ Da sie aber fragte, was er denn von ihr begehre, stammelte er etwas und bat sie endlich, ihm ein Seidel Bier zu bringen.

Rätti ging mit dem Glase in das Haus; als sie in die leere Gaststube trat, sah sie ihren Vater vor einem Papiere sitzen, auf dem er lebhaft mit einem Bleistift hin und wieder arbeitete. „Unausläßlich!“ murmelte er. „Unausläßlich! Das reine Wald- und Wiesenwasser! Daß Einem das nicht schon im vorigen Sommer eingefallen ist!“

„Was denn, Vater?“ fragte Rätti.

Aber er beachtete sie gar nicht; sein schon recht grau gewordenes Haar mit allen Fingern in die Höhe ziehend, fuhr er fort zu murmeln und zu stricheln.

Rätti zapfte das Bier ein und ging mit ihrem vollen Seidel fort. Als sie im Garten zu der Laube kam, stand dort der Unterlehrer und hatte gleichfalls einen beschriebenen Bogen in der Hand, den er eben aus einander faltete, in der offenbaren Absicht, seinen Inhalt vorzutragen. „Fräulein,“ sagte er demüthig, „Sie werden mich nicht verkennen!“

„Gewiß nicht, Herr Petersen,“ erwiderte Rätti, indem sie das Bier neben ihm auf den Tisch stellte; der Unterlehrer erschien ihr noch wunderlicher als ihr Vater.

Herr Petersen räusperte sich und begann hierauf zu lesen;

aber schon nach den ersten Versen — denn Verse waren es — die von der Seligkeit des Himmels handelten, gerieth er ins Stocken und wurde von irgend einer ihn bestürmenden Erregung so kirschbraun im Gesicht, daß Kätti sich im Ernst um ihn zu ängstigen begann.

„Lesen Sie doch weiter, Herr Petersen,“ bat sie; „es klingt ganz hübsch; haben Sie das selbst gemacht?“

Aber er wagte keinen weiteren Versuch; noch einmal, wie in gewaltfamer Ermuthigung, sah er sie mit aufgerissenen Augen an; dann drückte er hastig das Papier in ihre Hand, und Bier und Mütze auf dem Tisch im Stiche lassend, stolperte er auf seinen Plattfüßen eiligst die Steige nach dem Fluß hinab.

Kätti sah ihm ziemlich gleichgültig nach; als sie jedoch in dem anvertrauten Schriftwerk weiter las, schlug eine flammende Röthe ihr ins Angesicht; auf dem großen Papierbogen in schulgemäßer Schrift und zwischen ausgelöschten Bleistiftlinien stand hinter der Seligkeit des Himmels eine unverkennbar irdische Liebeserklärung, der ein gut bürgerlicher Heirathsantrag folgte.

Ihre Hand ließ das Papier zur Erde fallen, und fast zuckte eins der flinken Füßchen danach hin; aber es kam nicht weiter: Kätti schüttelte sich nur ein wenig; dann hob sie das verachtete Schriftstück auf und trug es sorgsam in die Küche, wo eben ein einsames Feuer unter dem großen Kessel lohnte.

Noch einen Augenblick, und die Flammen hatten die ungelegene Liebeserklärung ergriffen; und Kätti schaute sorgsam zu, bis auch das letzte Wort davon vernichtet war.

— — Am Abend dieses Tages hatte ein Bruchtheil von einer versprengten Sängerbände sich ins Dorf verschlagen, und Herr Zippel versäumte nicht, mit derselben für den folgenden Tag eine jener Festivitäten zu veranstalten, die so wenig den Beifall seines Seelenhirten fanden. Die Gesell-

schaft bestand zunächst aus einem Geschwisterpaar, einem Geiger und einer Harfenspielerin; letztere wenig hübsch und mürrisch um sich schauend, aber, gleich dem ansehnlicheren Bruder, von geschmeidigem Wuchse. Neben ihnen war noch eine Gitarrespielerin, ein blondes bewegliches Ding, mit zwei blauen verliebten Augen; sie lief sogleich durch Hof und Haus und machte sich überall zu schaffen. Als draußen der Mond am Himmel stand, schob sie ihren Arm in Rättis Arm und zog diese mit sich in den Garten. „Komm,“ sagte sie, „ich muß meinen Mund einmal wieder laufen lassen; da drinnen die Gundel und ihr Bruder könnten Einen schier zu Tode schweigen!“

„Was schauen Sie mich denn so an?“ fuhr sie fort als Rätti ihre dunkeln Augen auf dem hübschen lachenden Antlitz ruhen ließ. „Meine Schwester hätten Sie sehen sollen; ach, war die schön! Nur gut, daß ich nicht mehr neben der zu singen brauche; sie hat einen reichen Mann geheirathet; o, es heirathen Viele von uns sehr reiche Männer!“

„So?“ sagte Rätti. „Wo wohnt denn Ihre Schwester?“

„In Wien, in einem sehr schönen Hause; ihr Mann ist ein berühmter Uhrenhändler.“

„In Wien?“ Rättis Aufmerksamkeit wurde jetzt doch rege. „Kommen Sie so weit herum?“

— „So weit? Wir kommen allenthalben. Aber Sie singen und spielen ja auch; Sie sollten mit uns kommen; was wollen Sie hier länger auf dem Dorfe sitzen! Ich freilich muß noch morgen von den Anderen fort; ich muß zu meinem schwedischen Grafen, der erwartet mich!“

„Ein Graf!“ wiederholte Rätti voll Verwunderung. „Werden Sie sich mit dem verheirathen?“

„Weshalb denn nicht? Erst reisen wir zusammen auf ein paar Monate nach Baden-Baden.“

Rätti kannte den Ort aus ihren Geographiestunden.

„Nicht wahr,“ jagte sie, „da wo die vornehmen Leute hinreisen und ihr Geld verspielen?“

Die Andere nickte. „Ich bin schon einmal dort gewesen; das sollten Sie sehen, die schönen Menschen, die großen Feuerwerke, als ob auf einmal alle Sterne vom Himmel herunterfallen; wie in einem Märchen, sagt mein Graf!“

Noch lange gingen Rätti und die Gitarrespielerin Arm in Arm auf den mond hellen Gartensteigen; der hübsche Blaudemund des fahrenden Mädchens wußte immer Neues zu erzählen; vor Rättis Augen stiegen die Zauber der Ferne auf.

Ein Böglein singt so süße
Vor mir von Ort zu Ort;

sie wußte nicht, warum die Melodie ihr immer vor den Ohren summt.

* * *

Etwa vier Wochen später und etwa zwanzig Meilen weiter südlich ins deutsche Land hinein geschah es, daß eines Vormittages Wulf Fedders, der einstige Primaner, jetzt doctor juris utriusque, in einer mittelgroßen Stadt aus einem Wochenwagen stieg. Eine Weile sah er die Straße hinauf, wo eben Jahrmarkt war, warf noch einen Blick auf das Schild zum blauen Löwen, unter dem der Wagen hielt, und trat dann ins Haus, um sich zur Weiterreise auf der von hier nach Norden hin beginnenden Eisenbahn zu stärken.

In der Thür zur Gaststube ging ein etwas bleicher, aber stattlich aussehender Herr an ihm vorüber, der sich sein weißes Schnupftuch gegen die eine Wange drückte. Der junge Doctor sah das; aber er achtete nicht weiter darauf, sondern setzte sich an einen Tisch und ließ sich auftragen.

Außer einigen Gästen, welche aus- und eingingen, bemerkte er nur ein Musikantenpaar, einen Geiger und eine Harfenspielerin, welche neben dem Eingange saßen und der

Stunde zu harren schienen, wo der leere Raum sich wieder füllen würde. Wulf Fedders hatte freilich wenig Theilnahme für seine Umgebung, er schmeckte vielleicht nicht einmal die Speisen, die dessenungeachtet rasch genug von seinem Teller verschwanden; denn in seinem Kopfe kreuzten sich allerlei Gedanken. Er hatte eben seinen „Doctor“ cum laude absolvirt, und da der Tod beider Eltern ihn in die Lage gebracht hatte, ein paar Jahre vom eigenen Capital zu zehren, so stand die akademische Lehrkanzel als längst geplantes Ziel vor seinen Augen. Zunächst freilich nach all der angestregten Arbeit mußte er sich ein paar Monden Ruhe gönnen; das heißt, was solche junge Büchermenschen Ruhe nennen; denn die Doctorabhandlung, die nur eine Quintessenz enthielt, sollte zu einem epochemachenden Werke ausgearbeitet, allerlei emsig gesammelte Drucke und Excerpte nun erst gründlich benutzt werden. — Als den Ort seiner Sommerfrische hatte er sich das große wald- und wasserreiche Dorf ersehen, in dessen patriarchalischer Krugwirthschaft es ihm an manchem Sommer Sonntag seiner Primanerzeit so wohl gewesen war. Er dachte es sich lebhaft, wie in solch ländlicher Ruhe das neue Werk gedeihen und wie er außerdem zu gesundheitsstärkenden Wanderungen die Mußezeit benutzen werde. Und dann! Ja, auch das noch kam hinzu: die Stadt seines Schülerlebens war von dort in ein paar Stunden zu erreichen, und in jener Stadt — er wußte das aus bester Quelle — war für die nächsten Monate eine junge Dame auf Besuch, eine blonde blauäugige Majorstochter, die er im letzten Winter bei einem Professorenthee gesehen hatte und die seitdem mit dem epochemachenden Buche sich geschwisterlich in sein Herz theilte. — —

Der Doctor Wulf Fedders hatte es nicht bemerkt, daß während seiner nachdenklichen Mahlzeit zwar nicht zwei blaue, aber doch zwei glänzend schwarze Augen unablässig auf ihn gerichtet waren. Als er jetzt aufblickte, sah er eine

junge Gitarrespielerin, welche abgesehen mit ihrem Instrumente in der Ofenecke saß. Er erschrak fast, als ihre Blicke sich begegneten; wie um erst sich zu besinnen, wandte er seine Augen ab; dann blickte er wieder hin, um schärfer zu betrachten. Plötzlich stand er auf und ging gerade auf das Mädchen zu, während sie, ohne sich zu regen, ihn näher kommen ließ.

„Kätti!“ rief er, als er vor ihr stand.

Sie ließ den Kopf auf ihre Brust sinken. „Ja, Kätti,“ sagte sie leise.

Als sie dann die Augen langsam zu ihm aufhob, machte die eigenthümliche Schönheit des Mädchens ihn fast verstummen. Erst als aus der Musikantenecke ein herrischer Ruf an sie erging, brach es hervor. „Also zu denen da gehörs du?“ rief er — und es war fast derselbe Ton, womit er einst das faule Schulkind abgefanzelt hatte — „eine fahrende Marktsängerin ist aus dir geworden, und ich selber hab wohl gar noch dazu helfen müssen! Ich kann's mir denken, du hast dich in den jungen Bagabunden da verliebt und bist mit ihm davon gelaufen!“

Kätti sah ihn ganz erschrocken an und schüttelte heftig ihr dunkles Köpfchen.

„Nicht? Aber weshalb bist du denn fortgegangen?“

„Ich weiß nicht,“ sagte sie schüchtern; „ich glaube, ich mochte nicht mehr mit Sträkelstrafel spielen.“

Er lachte doch. „Was ist das: Sträkelstrafel?“

„Ein kleiner Schneider, der bei uns die Violine spielt.“

„Mamsell!“ rief es wieder aus der Musikantenecke. „Kommen Sie an Ihren Platz!“

„Und weshalb,“ frug der Doctor, ohne auf diesen Ruf zu achten, „sitzest du hier so abseits? Hast du Streit mit jenen Leuten?“

Kätti schwieg erst einen Augenblick; dann sagte sie: „Er ist frech gegen mich gewesen; ich will nicht spielen.“

Wulf Fedders trat an den Musikantentisch.

„Wie kommt Ihr zu dem Mädchen?“ frug er drohend; „sie ist guter Leute Tochter.“

Der Bursche sah ihn an und nahm einen Schluck aus dem Glase, das er vor sich hatte. „Weiß schon,“ sagte er, „wo sie zu Haus ist!“

„Sie ist ein halbes Kind,“ fuhr der Doctor fort, „Ihr könnt dafür bestraft werden, Ihr durftet sie nicht mit Euch nehmen!“

„Sind Sie dabei gewesen, Herr?“ rief der Bursche und stieß mit seiner Geige tönend auf die Tischplatte. „Mitten in der Nacht, da wir mit unserem Fuhrwerk eine Viertelstunde hinterm Dorfe waren, ist sie mit ihrer Guitarre aus dem Busch hervorgesprungen; sie hat sich meinem Bräunchen an den Zügel gehängt, daß ich nicht hab fahren können, und hat gebettelt und geweint, daß wir sie mit uns nehmen möchten.“

Der Geigenspieler hielt einen Augenblick inne; denn der Herr, der zuvor hinausgegangen war, setzte sich draußen vor dem Fenster auf die Bank.

„Nun?“ rief Wulf Fedders ungeduldig.

„Nun, Herr? — Es fand sich just ein leerer Platz im Karren, weil unsere vorige Mamsell uns durchgegangen war. Da ließ ich sie drauf hinsitzen, um dem Lamento nur ein End zu machen.“

„Der Tausch mag Euch schon angestanden haben,“ sagte der Doctor; „Ihr habt Euch wohl nicht gar zu lang bedacht!“

„Meinen Sie, Herr? — Nun, allzu viel hat sie uns just nicht zugebracht; sie trägt schon meiner Schwester Hemd am Leibe, und die Schuhe werden auch wohl bald zerrissen sein!“

Der junge Doctor warf unwillkürlich einen Blick in die andere Ecke, wo Rätti, den Kopf an ihre Guitarre lehrend,

unbeweglich mit geschlossenen Augen saß. Die Schuhe an ihren über Kreuz gelegten Füßchen waren freilich in erbarungswerthem Zustand.

„Aber,“ sagte er und wandte sich wieder zu dem Geiger, „Ihr seid unehrerbietig gegen das Kind gewesen; was habt Ihr mit ihr vorgehabt?“

Der Bursche stieß lachend seine Schwester an, eine Dirne mit harten Zügen, welche, ihre Harfe im Arm, die Pause zur VerSpeisung eines Butterbrots benutzte. „Da hör, Gundel!“ rief er. „Hörst du, was ich gewesen bin?“

Dann wandte er sich wieder zu seinem jungen Gegner und sagte nachdrücklich: „Ich weiß eben nicht, warum ich Euch hier Antwort steh; aber der Herr da draußen ist einer von unseren Freunden; er hatte sein Späßchen mit der neuen Kamfjell, wie er's mit der anderen auch gehabt hat; aber der schwarze Fraß that wild wie eine Katze und hat ihm seine Wange aufgerissen!“

„Und dann?“ frug Wulf und sagte krampfhaft seinen Ziegenhainer, den er vorhin fast unwillkürlich in die Hand genommen hatte.

„Dann? — Nun, Herr, Ihr seht's ja, daß ich sie nicht gefressen habe!“ Der Mensch zeigte seine weißen Zähne und stieß sein Trinkglas auf den Tisch, daß die Scherben dem Doctor ums Gesicht flogen.

Wulf Fedders verlor für einen Augenblick seine sonstige Besonnenheit; ein zorniges Wort, ein Schlag mit dem geschwungenen Ziegenhainer war die augenblickliche Erwiderung. Aber der Schlag ging fehl; Kätti, die bei den heftigen Worten auf ihn zugeflogen war, taumelte mit blutender Stirn an seine Brust.

Der junge Bagabund, eine breite muskulöse Gestalt, war hinter seinem Tische aufgesprungen. Er hatte die Faust, aus der er die Geige fallen ließ, schon dräuend über seinen Kopf erhoben; aber es kam nicht so weit, er schien sich zu

besinnen, der Handel mochte ihm doch bedenklich scheinen. „Mag der Herr die Mamsell behalten, wenn sie sonst noch zu curiren ist,“ rief er höhrend; „es laufen der Dirnen noch genug herum!“

* *

Das leicht rieselnde jungfräuliche Blut hatte indessen die Sache schlimmer erscheinen lassen, als sie war. Die kleine Streifwunde hatte keine Bedeutung, und auch der Schrecken war bald überwunden; für den Doctor aber erschien nun die Pflicht, sich der Verlassenen anzunehmen, nur um so deutlicher; und schon am anderen Nachmittage langten Beide wohlbehalten vor der Wald- und Wasserfreude an.

Die dicke Magd, welche als perfecte Köchin aus dem früheren Wohnorte mit herübergenommen war, schlug die Hände über den Kopf zusammen, da sie ihren alten Primaner so plötzlich mit ihrer verschwundenen Mamsell aus einem Wagen steigen sah. Übrigens enthielt sie sich aller unnützen Reden, und als der Doctor nach dem Hausherrn frug, streckte sie die Hand nach der Flußseite und sagte: „Ich bin bloß für die Küche; aber gehen Sie nur dreist hinunter!“

Und wirklich, hier stand Herr Zippel barfuß bis an die Kniee im Wasser, und um ihn her eine Schar von Arbeitern, welche Pfähle in den Flußgrund ramnten. Sein Haar flog im Winde, und Kätti, die hinter ihrem Beschützer herrschlich, spähte voll Angst, ob es — wie ihr Vater einstens prophezeit hatte — vor Kummer über sie nicht schon schneeweiß geworden sei. Aber er sah nicht anders aus, als da sie fortgegangen war. Dagegen schien der Augenblick nicht eben angethan, um eine besondere Erregung des Wiedersehens in Herrn Zippels Herzen zu erwecken. Erst als der Doctor ihn wiederholt mit lautem Ruf begrüßt hatte, kam er an

das Ufer gewartet, nachdem er noch zweimal seinen Arbeitern einen Befehl zurückgerufen und ihn dann zum dritten Male widerrufen hatte.

Er erkannte sogleich seinen alten Miethsmann und machte ihm einige rasch hervorgestoßene Complimente über seine stattlichere Gestalt und seinen Backenbart; dann aber, zur Hauptsache kommend, beschrieb er mit ausgespreizten Fingern einen Halbkreis nach dem Lande zu. „Das hier,“ sagte er, „wenn Sie es früher gesehen haben, Sie werden es nicht wiedererkennen! Nun wollen wir dem Fluß noch seine Ehre thun! Dort sehen Sie die Böte; hier entsteht das neue Bad; in all den tausend Jahren ist das Keinem eingefallen! Das reine Wald- und Wiesenwasser, das Entzücken aller Ärzte auf zehn Meilen in die Runde!“

In diesem Augenblicke erst bemerkte er seine Tochter, welche ein paar Schritte seitwärts stand. „Kätti! Rosalie! Beim Himmel, die Rosalie!“ rief er und schleuderte beide Arme in die Luft. „Herr Fedders,“ wandte er sich an diesen, „haben Sie meine Aufrufe in den Blättern gelesen? Die Dummheit hat mir einen Haufen Geld gekostet!“ — Aber damit schien auch die Sache abgethan; das von dem Mädchen so sehr gefürchtete Wiedersehen ging nach einigen weiteren Ausrufungen wie ein beiläufiges Zwischenspiel in dem großen Werke des Wald- und Wiesenwasserbades beinahe unbemerkt vorüber.

Erst nach Stunden, da er zufällig ins Haus hinaufgelaufen kam, frug Herr Zippel seine Tochter, ob sie denn mit dem Primaner Fedders — „Doctor“ sagte Kätti — also dem Doctor Fedders heimgereist sei, und ob sie unterwegs wohl ein so wunderbar belegenes Bad gesehen habe, als dieses bisher unbekanntes Dorf ihm jetzt verdanken werde. „Wenn wir nur auch den Sträkelstrakel wieder hätten!“ setzte er hinzu. „Ich hab es ausprobiert; die Badenden werden es im Wasser hören können, wenn ihr hier oben musiziert!“

„Sträfelstrafel!“ rief Kätti; „was ist mit dem?“

Herr Zippel lachte. „Als die Guitarre fort war, ist die Violine hinterdrein gelaufen; er war ohne dich doch auch nur eine magere Verzierung für die Wald- und Wasserfreude!“

Kätti sprang voll Schrecken von ihrem Stuhle auf. „Er ist fort? und noch nicht wieder da?“

„Nein, noch nicht. Aber, der Tausend, ich muß nach meinen Leuten sehen!“

* *

Dem Doctor, welcher sich entschlossen hatte, hier seine Sommerfrische zu genießen, waren in dem unten am Flußufer belegenen Abnahmehause ein paar Zimmer eingeräumt, in denen für die künftigen Badegäste die erste Einrichtung schon getroffen war. Seine Aufwartung hatte Kätti übernommen, und sie that Alles mit einer so stillen, nie nachlassenden Aufmerksamkeit, daß er dem sonst so flüchtigen Mädchen oft verwundert zusah; auch als nach einigen Tagen seine Kiste mit Büchern und Papieren anlangte, ging sie so anständig ihm zur Hand, als wüßte sie von selbst, wohin er jegliches geordnet haben wollte.

„Wie dir das ansteht, Kätti!“ sagte er scherzend. „Nicht wahr, du läufst nicht wieder in die Welt hinaus?“

Bei ihrer schwächtigen Gestalt und den herabhängenden Zöpfen, die sie in seiner Primanerzeit schon ebenso getragen, konnte er sich nicht entwöhnen, sie auch jetzt noch gleich einem halben Kinde zu behandeln; aber sie stand bei diesen Worten plötzlich todbleich vor ihm. „O, bitte!“ sagte sie und hob flehend die Augen zu ihm auf.

Er warf einen fast erstaunten Blick auf sie. „Verzeih, Kätti,“ sagte er dann; „wir reden niemals mehr davon.“

Zum Singen, wie einstens in der Giebelstube, wurde sie

nicht mehr von ihm aufgefordert, er selber hatte sein Musiciren wie eine Jugendthorheit hinter sich gelassen; zum Ausgleich schädlichen Studirensißens fand er es weit ersprißlicher, statt der Guitarre sich eine Botanisirtrommel umzuhängen und so, zugleich lernend und marschirend, seine Mußestunden zu verwerthen.

Zu solchen Wanderungen war hier die weiteste Gelegenheit; aber es waren nicht die einzigen, welche von ihm unternommen wurden; schon mehrere Male war er in der Stadt gewesen und dann immer erst am nächsten Tage heimgekehrt.

Bei solcher Rückkunft fand er stets einen frischen Blumenstrauß auf seinem Tische; aber obgleich er wissen mußte, daß nur Kätti ihn dahin gestellt haben konnte, so erhielt diese doch nie ein freundliches Wort darüber. Anfänglich verwunderte sie sich nur; dann aber begann es sie lebhaft zu beschäftigen, und endlich beschloß sie, ihm an solchen Tagen lieber gar nicht mehr vor Augen zu kommen; und so fand er denn künftig neben dem Blumenstrauß auch sein Abendbrot als wie von unsichtbaren Händen aufgetragen. Sie dachte nicht, daß er auch hierin nichts Besonderes fand.

Einmal aber, da er von solcher Wanderung in sein Zimmer trat, fand er das Mädchen weinend an der Hausthür stehen. Nun sah er sie denn doch.

„Kätti! Kind! Was fehlt dir?“ frug er.

Ihr fehlte nichts; aber Sträkelstrakel war vor einer Stunde per Schub von der Polizei ins Dorf zurücktransportirt worden. „Um meinewegen!“ rief Kätti, und ihre Thränen brachen reichlicher hervor. „Und seine Geige — er hat sie versehen müssen, weil er gehungert hat; er hat nicht einmal spielen dürfen, denn er hat keine Concession gehabt!“

Der Doctor hörte schon nicht mehr, was sie noch weiter sprach; was kümmerte ihn der kleine Fiedelmusikante, den er nie gesehen hatte!

„Aber er muß seine Geige wieder haben!“ sagte Rätti; und da der Doctor hierauf nur wie in Gedanken mit dem Kopfe nickte, rief sie, ihre schmalen Hände ringend: „Ich habe kein Geld; ich habe nichts, gar nichts!“

Sie wollte dem jungen Mann zu Füßen fallen; da schüttelte er die Träume, die er von der Stadt mit hergebracht hatte, aus seinen blonden Haaren und fing sie mit beiden Armen auf. „Rätti, Rätti! Besinne dich! Wie heißt der Mann? Ich will ihm seine Geige wiederschaffen!“

Bis sie plötzlich fort war, blieb er wie gefangen in der Gluth der stummen Dankbarkeit, die aus den dunklen Augen ihm entgegenströmte. Bald aber, da er allein an seinem Arbeitstische saß, schalt er sich selbst darüber und suchte seine Gedanken auf den Weg zur Stadt zurückzubringen.

* *

Schon am anderen Tage ging er selbst dahin, ja er blieb dort auch den folgenden; als er am dritten Tage endlich wiederkam, schien er absichtlich Rättis Gegenwart zu meiden. Gefränkt und grübelnd ging das Kind umher: was hatte sie ihm denn gethan? Sie verlangte ja nichts weiter als freundlichen „guten Tag“ und „guten Weg“!

Da geschah es eines Nachmittags, daß Herr Zippel seinen Wachtelhund vermißte. Da das Thier schon seit gestern nicht mehr gesehen war, so lief Rätti von Haus zu Haus, um es zu suchen, denn es war fast mit ihr aufgewachsen. Aber sie erfuhr nichts Bestimmtes; nur ein Kind behauptete, es habe die lange Trina, die dort hinterm Holze wohne, mit einem schwarz und weiß gefleckten Hündchen auf dem Weg gesehen.

„O weh!“ sagte die dicke Magd, als Rätti mit diesem Bericht nach Hause kam.

„Warum o weh, Anngrethje?“

„Darum,“ sagte die Magd, „weil das Fidélfchen immer Butterfemmeln aß und sehr gut bei Schicke war.“

„Deshalb?“ — Kätti mußte lachen.

„Ja, ja, Kättichen; die lange Trina schlachtet die kleinen fetten Hunde; das Fett verkauft sie an den Apotheker in der Stadt und macht auch Sympathie damit.“

Nun erschrak das Mädchen ernstlich; aber Herr Zippel, der eben hinzutrat, langte in die Tasche und drückte ihr ein Geldstück in die Hand. „Geh selbst und kauf's der alten Hexe ab,“ sagte er; „Fidélfchen wird schon noch am Leben sein!“

— — Es führte durch den Wald ein Weg und von diesem ein Fußsteig zu der Wohnung der langen Trina; Kätti aber fürchtete sich zu verirren und ging lieber im weiten Bogen um den Wald herum. Als sie nach stundenlanger Wanderung die Kathe erreicht hatte, welche im Schatten eines Tannenschlages lag, fiel ihr Blick zuerst auf ein gegen die Mauer gelehntes Brett, an dem die Felle von allerlei kleinem Gethier, dem Anscheine nach zum Trocknen, festgeheftet waren; Kätti besah eines nach dem anderen, doch schien Fidélfchens Fell noch nicht dabei zu sein.

Bei ihrem Eintritt in die Wohnung saß die hagere Alte vor einer dampfenden Kaffeetasse. Sie hatte früher einmal bei einer verwittweten Kammerherrin in der Stadt gedient und nach deren Tode nebst anderem Plunder auch die schwarzen Krepphauben der Dame zum Geschenk erhalten, welche sie seitdem, mit bunten Bänderfetzen verziert, auf ihrem eigenen Kopfe trug. Kätti, obwohl vom Dorfe her die lange Trina ihr nicht unbekannt war, erschrak hier in der Einsamkeit doch vor dem knochigen Bauernantlitz, das so grotesk unter dem Flitterpuß hervorschaute.

Aber die Alte rückte ihr einen Stuhl zum Tische und nöthigte sie wiederholt, wenn auch vergebens, ein Schlüpfchen aus ihrer Tasse zu probiren; von dem Hunde aber

wollte sie nichts gesehen haben. „Es ist meine Kaze gewesen,“ sagte sie; „die läuft mir oftmals nach; sieh nur, dort liegt sie unterm Ofen!“

Und wirklich lag dort eine schwarz und weiß gefleckte Kaze, die sich, wie ihr behagliches Schnurren zu erkennen gab, um all die abgezogenen Fellchen draußen wenig zu bekümmern schien.

Aber Kätti traute doch nicht; sie drückte dem Weibe das Geldstück in die Hand und sagte: „Da habt Ihr ein Trinkgeld; mein kleiner Hund heißt Fidél, und wenn Ihr ihn uns wiederbringt, so gibt mein Vater Euch gern das Doppelte!“

„Ich weiß nichts von deinem Hund,“ rief die Alte unwirsch. „Aber,“ fuhr sie wie in plötzlichem Besinnen fort, „du sollst den Weg doch nicht umsonst gemacht haben! Kennst du, was man den Speiteufel heißt?“

Kätti schüttelte den Kopf.

„Es ist ein Pilz, und es giebt deren blaue, rothe und auch grüne; aber von dem rothen muß es sein; er wächst hier im Holze, just um diese Zeit.“

Das Mädchen sah gespannt die Alte an.

„Wenn du dir wieder ein Hündchen ziehen willst, so rupfe mit dem Finger in den rothen Schaum, der auf dem Hute liegt, und neße das mit deinen Lippen! Es brennt ein wenig; aber das schadet nicht. Warte nur, es ist auch ein Spruch dabei!“ Sie zog ihre Tischschublade auf, kramte darin umher und holte endlich einen schmutzigen Zettel daraus hervor, den sie Kätti vor die Augen hielt. „Das muß dabei gesprochen werden,“ sagte sie; „wenn dann das Hündchen davon frißt, so wird es nimmer von dir weichen.“

Die lange Trina rückte näher und fuhr mit ihrer harten Hand über die Wange des Mädchens. „Es hilft nicht bloß für Hündchen,“ sagte sie heimlich; „die gelbe Marthe weiß wohl, warum sie jegund auf der großen Hufe sitzt; der

Niklas hatte zwei und wußte nicht, an welche er sich hängen sollte.“

Rätti saß plötzlich wie mit abwesenden Augen; ihr dunkles Gesicht war merklich bleich geworden.

Die Alte sah sie schmunzelnd an; dann ergriff sie eine ihrer schwarzen Flechten und zog den Kopf des Mädchens an den ihren, während ein lüsterner Zug den groben Mund umspielte. „Du,“ flüsterte sie, „du bist wohl gar um dessen willen hergekommen; du hast wohl auch so einen Hin- und wieder-Burschen! Streich's ihm auf ein Brötchen, auf ein Stückchen Zucker; es giebt Rath für Alles in der Welt! Nur merk's dir, fürsichtig mußt du sein; ein wenig macht lebendig, zu viel — da könnt der Teufel leicht sein Spiel gewinnen!“

Wie aus einem bösen Traume sprang das Kind empor. „Nein, nein! Laßt mich los; ich will nichts von Euren Teufelskünsten wissen!“

Sie war schon draußen vor der Hausthür; aber das Weib kam hinterher. „Marre, Marre, wohin läufst du?“ rief sie, als sie das Mädchen auf dem Wege sah, der um das Holz herumführte. Sie war zu ihr getreten und zeigte auf einen Eingang in den Tannenschlag: „Dort,“ sagte sie, „und immer gerade aus, so kommst du auf den Fahrweg!“ Sie führte Rätti an der Hand, bis wo der Fußsteig deutlich zu erkennen war. „Nun lauf; und wenn du dich besonnen hast, in einem halben Stündchen kannst du bei mir sein!“

Fast willenlos hatte Rätti sich in den finsternen Tannensteig hineinführen lassen. In ihrem Köpfchen war kein Raum jetzt für die Furcht; das Hündchen freilich war vergessen, aber statt seiner hatte ein Menschenbild sich unerbittlicher als je der jungen Phantasie bemächtigt. Schon vordem, mit der qualvollen Spürkraft der Eifersucht, hatte sie herausempfunden, wohin die Stadtbefuche ihres Gastes zielten; bei den aufregenden Worten des argen Weibes hatten

plötzlich alle Zweifel sie verlassen; aber zugleich auch war eine wilde Hoffnung in ihr aufgestiegen, die sie vergebens zu verjagen strebte. Wie betäubt ging sie jetzt dahin auf dem einsamen Waldsteige; immer wieder schwebte der schmutzige Zettel ihr vor Augen, und mechanisch murmelten ihre Lippen die unverständlichen Worte, die sie darauf gelesen hatte.

Dann wieder sah sie jäh empor, als suche sie Zuflucht in dem reinen Ätherblau, das hoch über ihr am Himmel stand; sie schüttelte wie zornig ihr dunkles Köpfchen, als könne sie so die unheimlichen Gedanken von sich werfen; aber immer wieder und immer unabwehbarer drang es auf sie ein. Unwillkürlich suchten ihre Blicke hin und wieder, und bald folgten auch die Füße seitwärts vom Wege ab; ihre Augen streiften Alles, was hier durch einander aus dem Dunst des Bodens aufgeschossen war; auch Pilze von allerlei Form und Farben sah sie, nur waren es die rechten nicht. Und weiter ging sie, ohne auf den Weg zu achten, ohne aufzusehen; da, am Rande einer feuchten Lichtung, stockten ihre Schritte. Sie glaubte erst, es sei eine Blume, was so zinnoberroth unter dem grünen Farnkraut hervorleuchtete; aber bald sah sie es deutlich, es war der Hut eines großen Pilzes, der hier jetzt dicht vor ihren Füßen stand.

Ein Laut gleich einem Stöhnen kam über ihre Lippen; sie schloß die Augen wie vor einem bösen Trugbild; aber als sie sie wieder öffnete, stand es noch immer da und bot, wie in einem Näpfchen, ihr den rothen Schaum entgegen. Ohne daß sie es wollte, hatte sie sich hinabgebückt; in ihren Gedanken rief es: „Gift! Gift! Es ist Gefahr dabei!“ aber ihre stürmenden Pulse antworteten: „Es ist um desto besser!“

Ihre Lippen begannen wieder die unsinnigen Worte herzusagen, und schon hatte sie den Arm, den Finger ausgestreckt, da bewegte sich der Hut des Pilzes; ein Schauer zog durch den Wald, und die Bäume rauschten wie vom Odem eines Unsichtbaren angehaucht.

Es war nur der Abendwind, der sich erhoben hatte; aber das Mädchen war aufgesprungen; vom Schrecken der Einsamkeit erfaßt, rannte sie ohne Aufhör in den Wald hinein; ohne umzusehen, ohne zu achten, daß die Fesseln ihrer Kleider an den Büschen blieben, bis sie endlich in gutem Glücke auf den ihr bekannten Fahrweg hinauskam.

Ihr wurde plötzlich leicht ums Herz; sie athmete auf, als ob sie jetzt dem Zauberbann der argen Frau entronnen wäre. Ihr fiel nicht bei, daß noch ein anderer sie gefangen halte, aus dem sie nicht so leicht enttrinnen sollte.

* *

Am nächsten Sonntage, es war schon gegen Abend, fuhr in drei Wagen eine Gesellschaft feiner Leute an der „Wald- und Wasserfreude“ vor. Herr Zippel, dem vorher nichts angemeldet worden, gerieth in große Aufregung, als man ihm ankündigte, hier sei die letzte Station der heutigen Lustfahrt; man wolle nun mit Abendbrot und Tanz den Rehr aus machen. Der Doctor dagegen schien von Allem unterrichtet; er war sogleich zur Stelle, half den alten und jungen Damen vom Wagen und schalt die jungen Herren, daß sie sich unterwegs so lange aufgehalten.

Kätti stand, nach der Flußseite, halbverdeckt hinter der Ecke des Hauses. Unthätig, mit düsteren Augen und herabhängenden Armen, hörte und beobachtete sie Alles, was hier vorging; dann, als die Gäste von ihrem Vater in das Haus hineincomplimentirt waren, schlich sie sich zögernd durch den Garten in die Küche.

Nicht lange nachher erschien sie mit Tischzeug und Geschirr in der Veranda und begann unter Herrn Zippels kreuz- und querfliegenden Befehlen die Abendtafel herzurichten. Während sie leicht und sicher Eines nach dem Anderen an seinen Platz setzte, wandelte die Gesellschaft

plaudernd und lachend auf den Gängen des sich unterhalb ausbreitenden Gartens, und Rätti konnte es nicht lassen, mitunter halbbekommen einen Blick hinaus zu werfen. Die jungen Damen waren ihr fast alle bekannt, mit mehreren hatte sie einst auf derselben Schulbank gegessen, und — sie zog grübelnd eine ihrer schwarzen Flechten über die Brust hinab — von keiner war sie noch begrüßt worden. Aber freilich, sie war bei ihrer Ankunft ja auch hinten um das Haus herumgelaufen! — Nur eine, die hübscheste, ein schlankes blondes Mädchen war ihr fremd; sie hatte was Vornehmes in dem lässigen Neigen ihres Kopfes, und Rätti selber mußte immer die Augen nach ihr wenden. Aber es war noch ein Anderes, wodurch die blonde Dame wie magnetisch die Blicke des braunen Mädchens auf sich zog. Es war nicht zu verkennen, daß sie sich immer wieder wie von selber mit dem Doctor Fedders zusammenfand, und eben jetzt gingen Beide ohne Begleitung den Seitensteig zum Flusse hinab und konnten der überhängenden Büsche wegen von der Veranda aus nicht mehr gesehen werden. Rätti blickte auf die Stelle, wo die jugendlichen Gestalten verschwunden waren, bis sie vor der scharfen Stimme ihres Vaters aufschreckte und nun emsig in ihrer Arbeit fortfuhr.

Als sie die letzte Schüssel aufgesetzt hatte, sah sie das Paar aus der Tiefe des schon dämmerigen Gartens auf dem an der Veranda vorbeiführenden Steige heraufkommen. Das blonde Mädchen hatte eine feine weiße Hand erhoben und redete lebhaft zu dem jungen Doctor. Gewiß, sie war die Hübscheste; aber — Rätti wußte nicht recht weshalb — auch wohl die Stolzeste!

Und jetzt näherten die Beiden sich der Veranda, und da sie auf dem Steige langsam vorübergingen, ließ die junge Dame ihre blauen Augen eine Weile betrachtend auf Rättis Antlitz ruhen und fragte dann wie gleichgültig, sich wieder zu ihrem Begleiter wendend: „Wer ist das Mädchen?“

Sie hatte laut genug gesprochen, und in dem Ton der Frage lag kein Bemühen, sie vor ihrem Gegenstande zu verbergen.

„Es ist die Wirthstochter,“ sagte der Doctor leise und schien rascher vorübergehen zu wollen.

Aber Rätti's feine Ohren hatten auch das gehört.

Die junge Dame hob den blonden Kopf und sprach lächelnd ein paar Worte auf Französisch, und Wulf Fedders erwiderte ihr in derselben Sprache. Dann gingen sie vorüber, und Rätti hörte sie von hinten in den Saal treten.

Der Garten drunten hatte sich gelcert; die übrige Gesellschaft war am Flußufer auf- und abgegangen und kam jetzt die große Felsstreppe wieder herauf, welche zu der Anfahrt des Hauses führte.

Die braune schwächliche Wirthstochter stand noch immer in der Veranda, unbeweglich an derselben Stelle; sie wußte selbst nicht, was sie überkommen war; aber sie fühlte, wie ihr das Herz fast schmerzhaft schlug und wie ihr ganzer Körper bebte. Plötzlich warf sie, was an Geräth noch in ihren Händen war, fort und lief in den Garten hinab. — Noch eine Weile saß sie unten vor der Abnahmewohnung auf dem großen Feldstein, der unter den Fenstern ihres Gastes lag. Es war ganz einsam hier; nur der Fluß rollte in dem Abendwind, der sich erhoben hatte, eintönig seine Wellen an dem Uferand hinauf. Rätti starrte auf das immer wiederkehrende Spiel des Wassers; sie hatte keinen Gedanken, sie fühlte sich nur ganz verachtet und vernichtet. Aber jetzt hörte sie oben vom Hause her die Stimme ihres Vaters: „Rätti! Rätti!“ rufen und dann schärfer und lauter: „Rosalie!“ und noch einmal: „Rosalie!“

Sie wußte wohl, jetzt, während die Gäste in der Veranda tafelten, sollte sie mit Sträkelstrafel spielen und zur Guitarre ihre Lieder singen. Aber — vor jenem blonden Mädchen? Sie hätte sich eher die Zunge abgebissen. Und selbst vor

ihren früheren Schulkameradinnen — auch vor denen nicht; nein, nun und nimmer wieder!

Vorsichtig stand sie auf; aber sie ging nicht, wohin sie gerufen wurde. Seitwärts unter alten Rußbüschen war ein niedriges Rohrdach auf dem Boden hingebaut, ein Aufbewahrungsort für allerlei Gerümpel, noch von dem vorigen Wirthse her. In dem hintersten Winkel, hinter leeren Tonnen und Bienenkörben hatte Kätti sich zusammengekauert. Sie hörte noch einmal ihren Vater rufen, aber sie achtete nicht darauf; sie hielt sich mit beiden Händen die Ohren zu und stützte die Arme auf ihre Kniee. Doch saß sie jetzt nicht mehr in dumpfem Hinbrüten; „die Wirthstochter!“ sprach sie halblaut vor sich hin, „nur die Wirthstochter!“ — Er hatte vor Jahren auf dieselbe Frage ja ganz dieselbe Antwort gegeben, und sie hatte sich damals kindisch darüber gefreut; warum denn brannte heut das Wort wie eine Kränkung in ihrer jungen Brust? — Aber es war ja auch nicht jenes Wort allein; wie anders als gegen sie war sein Benehmen jenem blonden Mädchen gegenüber? Sie hatte früher nie daran gedacht; aber jetzt wallte es siedend in ihr auf: er hatte keinen Anstand genommen, sie noch immerfort zu duzen, so wie sie selber es bisweilen mit dem armen Sträfelstrafel machte!

Sie richtete sich jäh empor, daß sie den Kopf an einen Sparren stieß. — War das eine Mahnung, daß sie sich nicht zu hoch erheben sollte? — Freilich, sie hatte nichts gelernt, sie konnte nicht französisch mit ihm sprechen, in der Schule war sie immer faul gewesen. Aber sie besaß noch ihre Bücher; es war noch Zeit, um das Versäumte nachzuholen; nur das Lexikon fehlte ihr — aber unter des Doctors Büchern hatte sie eins gesehen; gleich morgen wollte sie ihn darum bitten! Nein, keine Teufelskünste, wozu die lange Trina sie verführen wollte; aber lernen, lernen! Er sollte sehen, daß sie Keiner etwas nachgab.

Sie legte wieder den Kopf in ihre Hände. Da hörte sie es von oben aus dem Garten herabkommen, und bald darauf unterschied sie ein Saitenklimpern und daneben den ungleichen Tritt des kleinen Musikanten. Gewiß, mit seiner Geige unter dem Arme wanderte er umher, um sie zu suchen. Aber sie regte sich nicht, und die Schritte entfernten sich wieder. Einmal flog es durch sie hin, und ihr war, als stocke jählings ihr Herz, ob denn nicht er, er selber sie vermissen würde? — Aber es kam Niemand mehr. Statt dessen hörte sie bald vom Saal herab das Getöse des Tanzes, Geigenstriche und fröhliches Lachen.

Qualvolle Stunden vergingen; endlich wurde es still, und die Wagen fuhren ab. Rätti schlüpfte aus ihrem Versteck, ließ einen Augenblick noch den feuchten Nachtwind über ihre Wangen gehen und schlich sich dann im Dunkeln fort auf ihre Kammer.

* * *

Am anderen Tage, da es noch morgenfrisch vom Fluß heraufwehte, kam Rätti wie gewöhnlich mit dem aus Brot und Milch bestehenden Frühstück des Doctors nach dem Abnahmehaus herab; vor der Hausthür aber zögerte sie und holte ein paar Mal tiefen Athem. Sie sah etwas bleich und anders aus als sonst; die dunkelrothe Schleife saß zwar noch in dem glänzend schwarzen Haar; aber die langen Zöpfe waren am Hinterkopf zu einem Knoten aufgesteckt. Sie wollte nicht mehr wie ein Kind vor ihm erscheinen.

Als sie eintrat, stand der Doctor vor einer aufgezogenen Schublade und kramte in seiner Wäsche, wandte aber auf das Geräusch des Thüröffnens den Kopf und sah die Eintretende voll Erstaunen an. „Rätti! Fräulein Rosalie!“ rief er scherzend. „Du bist ja ganz verwandelt. In welchem Zauberwinkel warst du gestern uns verschwunden?“

Sie hob den Kopf, und aus dem Spalt der halbgeschlossenen Lider flog es wie ein Blick des Hasses auf ihn hin. „Ich bin krank gewesen,“ sagte sie düster. Als sie aber den plötzlichen Ausdruck der Theilnahme auf seinem Antlitz sah, öffnete sie die Augen weit und blickte mit kindlicher Hilflosigkeit zu ihm auf.

„Du hättest noch ruhen sollen,“ sagte er; „ich hätte mein Frühstück mir schon selbst geholt!“

Sie schüttelte den Kopf und zeigte auf ein kleines Dictionnaire, das zwischen anderen Büchern auf einem Seitentische lag. „Wollen Sie mir das leihen?“ frug sie „Darf ich es mit nach Haus nehmen?“

„Das? Was willst du damit?“

„Ich will Französisch lernen.“

Das Antlitz des jungen Mannes verrath eine flüchtige Verlegenheit, die Kättis scharfen Augen nicht entging. Sie dachte: „Was mag er gestern über dich gesprochen haben?“

Aber der Doctor lachte schon wieder. „Wäre es nicht besser,“ sagte er, „du bliebest beim Nähen und Stricken? Mich dünkt, du warst früher gerade kein Feld darin.“

Sie antwortete ihm nicht darauf; sie wiederholte nur ihre Frage, ob er das Dictionnaire ihr leihen wolle.

„Gewiß, Kätti,“ sagte er harmlos, „und behalte es, so lange es dir gefällt.“

Sie nahm das Buch und wollte eben gehen, als sie von ihm zurückgerufen wurde. „Sieh da,“ sagte er und zeigte ihr einige auf dem Tische liegende Leinwandstücke, die augenscheinlich Theile eines zugeschnittenen Hemdes waren; ich habe bei meiner plötzlichen Abreise das letzte vom Duzend so mit fortnehmen müssen; habt ihr eine leidliche Näherin im Dorf?“

Sie schüttelte erst den Kopf; dann aber sagte sie hastig: „O ja doch, es wird schon gehen; ich weiß doch eine.“

— „Dann sei so gut, es zu besorgen!“

Sie packte rasch die Leinwand zusammen und ging mit dieser und dem Buche fort. Als sie draußen am Fenster vorüberschritt, sah er ihr durch die Scheiben nach, ja er öffnete das Fenster, um ihr noch weiter nachzusehen, und er that es, bis das feine Köpfchen mit dem glänzend schwarzen Haarknoten droben im Gebüsch verschwunden war. „Vraiment, une petite princesse dans son genre!“ Halblaut wiederholte er sich diese Worte, durch welche gestern die blonde Majorstochter sich mit der eigenthümlichen Anmuth des Mädchens abgefunden hatte.

Er stieß auch noch die anderen Fensterflügel auf, um die frische Morgenluft hereinzulassen. „Dans son genre?“ murmelte er vor sich hin. — „Nur dans son genre?“ Und nachdenklich setzte er sich an den Tisch, um das ihm von der petite princesse gebrachte Frühstück zu verzehren.

— — Inzwischen schritt Kätti, nachdem sie oben am Hause das Dictionnaire in ein offenes Fenster gelegt hatte, die Dorfstraße hinab, bis sie an das niedrige Strohdach des Musikanten kam. Als sie zu ihm in die Stube trat, rutschte er mit möglichster Behendigkeit von seinem Schneidertisch herab und stand in seinen wollenen Strümpfen vor ihr auf dem Lehmboden.

„Sträkelstrafel!“ sagte Kätti, während der kleine Mann sie halb verwundert, halb besorgt betrachtete. „Er kann doch Weißzeug nähen, Sträkelstrafel?“

Seine schmalen Lippen zogen sich zu einer harmlosen Selbstverspottung zusammen. „Ei freilich, Mamsellchen; ein Schneider im Dorf kann Alles nähen: Hemden und Pudelmützen, und was Sie sonst noch lustig sind, Mamsellchen!“

Sie nickte und kramte ihre Leinwandstücke auf dem Arbeitstische aus. „So hilf mir! Nähen kann ich's schon; ich weiß nur nicht, wie es zusammengeht.“

Bald lehnten Beide gegen den Tisch und suchten die zusammengehörigen Stücke an einander zu passen. Der Schnei-

der gerieth wirklich ein paar Mal in Verlegenheit, denn so ein Stadtherrending war doch was Anderes als ein gewöhnliches Bauernhemd. Endlich aber kam's zurecht. „So!“ rief er und betrachtete jetzt etwas verwundert die Länge und Breite des Gewandes. „Ich hätte noch kaum den Herrn Zippel für eine so ansehnliche Person gehalten!“

Nätti wurde glühend roth. Aber der Schneider bemerkte das nicht, und sie selber sah sich nicht veranlaßt, ihn über ihren Arbeitsgeber aufzuklären. Zärtlich, als verhülle sie ein Geheimniß, rollte sie die Leinwand wieder auf; dann fragte sie noch statt des Dankes: „Was meint Er, wollen wir einmal heut Abend unsere Sonate spielen?“

Sträkelsträkel warf einen Blick auf seine Geige, die glücklich wieder an der Wand hing. „Ach ja, Mamsellchen,“ sagte er freudig, „die von dem großen Mozart; und wir haben sie so lange nicht gespielt! — Freilich,“ setzte er hinzu, „Sie haben jetzt auch viel zu schaffen; die Aufwartung da drunten bei dem guten jungen Herrn.“ — —

Er sah ihr seufzend nach, da sie mit einem freundlichen Nicken ihn jetzt verließ. Noch immer vermochte er ein neidisches Gefühl nicht ganz zu unterdrücken, daß der junge vornehme Herr das Mädchen so ohne alle Mühe vom Wege aufgelesen hatte. Aber die angeborene Dankbarkeit seines Herzens trug den Sieg davon. „Pfui! Pfui!“ sagte er zu sich selber. Dann hinkte er an die Wand, langte Geige und Bogen von ihrem Haken, und bald erklangen aus dem niedrigen Stübchen in reinen Tönen die lieblichsten Passagen der Mozart-Sonate.

* *

*

Als es an diesem Abend elf vom Glockenthurm geschlagen hatte, stand der Doctor von seiner Arbeit auf und setzte sich auf den großen Stein vor seiner Hausthür, um

der Nachtkühle zu genießen und vor dem Schlaf noch eine Weile lieblichen Gedanken nachzuhängen, wie sie die zukunftsreiche Jugend zu besuchen pflegen. Nur eine Weile ruhten seine Blicke auf der Landschaft, die in verschwimmendem Umriß sich vor ihm ausbreitete; was sonst getrennt war, die Welt seines Innern und die da draußen, im schützenden Dämmer der Nacht traten sie traulich zu einander und verwebten sich in Eins. Wie traumredend durch die weite Stille rauschte der Fluß in seinen Ufern, und in dem silbernen Lichte des Sternenhimmels tauchte die Gestalt des blonden blauäugigen Mädchens wie Anadyomene aus der Fluth. Er sah sie deutlich vor sich; nur der Saum ihres weißen Gewandes verlor sich in den Wellen; mit jenem lässigen Neigen des Hauptes lächelte sie ihn an, und in dem Rauschen des Schilfes unterschied er deutlich ihre Stimme: „Vraiment, une petite princesse dans son genre!“ Aber sie war jetzt nicht mehr drunten über dem Wasser; sie wandelte an seiner Seite, sie beide vor den Säulen der Veranda; sie flüsterte noch etwas, aber er verstand es nicht.

Als er unwillkürlich den Kopf nach dem Lande zurückwandte, wo droben über dem Gebüsch der Giebel des Haupthauses sich gegen den Nachthimmel abhob, sah er zu seiner Verwunderung noch ein Licht durch die Zweige schimmern, und bald auch, daß es aus dem Fenster strahlte, hinter welchem, wie er wußte, Kättis Kammer war.

Er hatte so spät dort niemals Licht erblickt. Was mochte das wunderliche Mädchen jetzt noch treiben? Französisch? Aber weshalb denn, da sie es als Kind so gründlich doch verabscheut hatte? — Gleichviel; was kümmerte es ihn!

Aber dennoch sah er sie vor sich; das müde Köpfchen auf die Hand gestützt und gleichwohl eifrig in seinem Dictionnaire blättern.

Er wandte sich wieder ab. Der Fluß rauschte noch wie zuvor in seinen Ufern; aber die blonde Majorstöchter wollte

nicht wieder aus seiner Fluth emporsteigen, so ernstlich der junge Doctor auch seinen Willen darauf zu richten suchte. Unwillkürlich wandte er immer wieder seine Augen nach dem Lichte, das landwärts durch die Bäume schien; es schlug schon Mitternacht vom Thurme; und erst, als es längere Zeit nachher erlosch, stand er von seinem Steine auf und ging in seine Kammer.

— — Die nächste und die darauf folgende Nacht war es ebenso. Am Morgen des dritten Tages, da Kätti ihm das Frühstück brachte, legte sie die fertige Näharbeit auf den Tisch.

Er nahm sie und betrachtete sie genau, während das Mädchen gespannt zu ihm hinüberblickte. „Das ist gut!“ sagte er. „Lache nur nicht; ich verstehe mich darauf.“ Er war, wie manche Männer, fast pedantisch in Bezug auf seine Leibwäsche. „Und was kostet es?“

„Es kostet nichts,“ erwiderte sie.

„Nichts? Lassen die Näherinnen hier sich nicht bezahlen?“

„Es giebt hier keine; ich selber habe es genäht. — Aber, wollen Sie mir jetzt auch diese Arbeit durchsehen?“ Und damit legte sie ein mit französischen Themen beschriebenes Heftchen vor ihm hin.

Er nahm es schweigend und begann zu lesen, während sie mit beklommenem Athem vor ihm stand. Einmal zuckte sie erschreckt zusammen, da er einen Bleistift nahm und damit zwischen ihre Schrift hineinschrieb; endlich gab er ihr das Heft zurück. „Das ist auch gut!“ sagte er und sah sie voll mit seinen blauen Augen an, während ein helles Freudenroth über des Mädchens Antlitz flog.

„Aber bist du denn nicht mehr die alte Kätti; wer hätte dich früher an den Nähtisch oder an die Bücher bringen können? Und nun? — Wie geht das zu? Oder ist es am Ende gar ein Wunder?“

Ihre Augen öffneten sich weit und sahen ihn an, bis sie sich mit Thränen füllten. „Ich weiß nicht,“ stammelte sie verworren, „aber darf ich mit meinen Themen wiederkommen?“

Und als er ihr das zugesagt hatte, nahm sie ihr Heft und verließ eilig das Zimmer.

* *
* *

Am Sträkelstrafels Geige war Tags vorher die G-Saite gesprungen; nun kam er gegen Mittag aus der Stadt, wo er sich eine neue eingehandelt hatte. Müde, wie er war, bog er dennoch von der Dorfstraße in den Weg zur „Wald- und Wasserfreude“ ein und wollte eben die steile Felsstreppe nach dem Fluß hinunter, als Rätti aus dem Hause ihm entgegenkam.

„Wenn's nicht zu viel gebeten ist, Mamsellchen,“ sagte er, seine große tellerrunde Mütze lüftend, „Sie kommen doch nach unten zum Herrn Doctor; Sie könnten mir eine Bestellung abnehmen, die sie in der Stadt mir aufgetragen haben!“

Rätti nickte und begleitete ihn nach der Straßenecke, während er ihr seinen Auftrag mittheilte. Sie nickte dann noch einmal; aber sie fühlte selbst, wie ihr die Hände plötzlich eiskalt geworden waren.

Als sie eben zurückgehen wollte, sah sie die lange Trina aus einem Hause treten; die Alte hatte ihre Strepphaube auf dem Kopf und einen schmutzigen gefüllten Sack auf ihrem Rücken; so stapfte sie an einem langen Knotenstock die Dorfstraße hinab.

Rätti machte eine Bewegung des Abscheus, aber Peter Jensen lachte: „Sie hat sich Schnaps gekauft,“ sagte er; „mit ihrem Kräuterbeutel geht sie in die Stadt, mit einem Haarbeutel kommt sie heute Abend wieder!“

„Erst Abends?“ fragte Kätti; es schien ihr plötzlich was durch den Kopf zu gehen.

„O, auch wohl Nachts oder Morgens! Die schläft am Weg so gut als wie zu Hause! Also, Mamsellchen,“ setzte er hinzu, „Nachmittags fünf Uhr, wenn Sie es nicht vergessen wollen!“

„Nein, nein,“ erwiderte sie hastig, „geht nur und ruht Euch aus; ich werde Euch was Guts zu Mittag schicken.“ Ein heißes Roth hatte ihr Antlitz überzogen, während sie langsam ihrem Hause zuging; der empfangene Auftrag schien sie sehr erregt zu haben.

Aber erst am Nachmittage kurz vor der genannten Stunde stieg sie die Felsentreppe hinab; sie hätte näher durch den Garten gehen können; aber sie schien absichtlich, als wolle sie sich selbst noch einen Aufschub gönnen, diesen weiteren Weg zu wählen. Als sie vor der Schwelle des Abnahmehauses stand, erschrak sie fast, da sie die Hausthür offen sah; auch mußte sie sich erst den einen kleinen Finger mit ihrem Tuche wischen; denn sie hatte ihn blutig gebissen, während sie von der letzten Treppenstufe bis hierher gegangen war.

Als aber Wulf Fedders mit seinem blonden Kopfe etwas verwirrt aus der vor ihm liegenden Arbeit auftauchte, sah er sie plötzlich vor sich stehen, und wie damals in ihrer Kinderzeit rief er: „Du, Kätti? Bist du schon lange hier?“

Sie schüttelte den Kopf; aber als sie sprechen wollte, fehlte ihr der Athem.

„Nun,“ sagte er; „ich hab schon so viel Zeit, dich anzuhören!“

Kätti blickte gegen die Wand und erwiderte stockend: „Ich glaube doch, daß die lange Trina unseren Fidél geschlachtet hat.“

„Meinst du? Aber was ist dabei zu machen?“

„Ich möchte bitten, daß Sie mit mir hingehen, ich habe Furcht allein.“

„Aber, Rätti, wenn er todt ist, bekommst du ihn ja doch nicht wieder!“

„Ich möchte es nur wissen,“ sagte sie leise. „Wollen Sie nicht mit mir gehen?“

Der Doctor zögerte; es war, wie er sich ausdrückte, „ein Knacken“ in seiner Arbeit, den er heut noch überwinden möchte; als aber Rätti vor ihm stehen blieb, nur die dunkeln Augen in angstvoller Erwartung auf ihn richtend, stand er auf und packte seine Bücher fort. „Wenn es denn sein muß, Rätti!“ sagte er. „Aber was ist dir heute? Deine Wangen wetteifern ja mit deiner rothen Schleife!“

Er erhielt keine Antwort; Rätti war schon draußen vor der Hausthür.

Kopfschüttelnd nahm der Doctor seine Botanisirtrommel von der Wand, und bald gingen sie neben einander über die Felder nach dem Walde zu; sie hörten es eben hinter sich im Dorfe fünf vom Kirchthurm schlagen, als sie ihn erreichten.

„Wollen wir nicht etwas rascher gehen?“ sagte der Doctor, da Rätti jetzt absichtlich ihren Schritt zu hemmen schien.

„Ja, ja; ein wenig rascher!“ — Sie that es auch, bald aber wurden ihre Schritte zögernd wie vorher.

Er schien es nicht beachtet zu haben, daß sie um den äußeren Rand des Waldes herumgingen; denn es wuchs und blühte hier Manches, das seine Aufmerksamkeit erregte, und Rätti hatte immer Neues ihm zu zeigen und zu fragen. Plötzlich aber, da er um sich blickte, rief er: „Weshalb gehen wir denn hier? Der Fahrweg durch den Wald muß ja viel näher sein.“

„Der Fahrweg?“ — Rätti hatte den Kopf gewandt und sprach es in die Luft hinaus: „Es kann wohl sein; ich dachte nicht daran!“

„Aber du warst vorhin doch selbst so eilig!“

„O nein; ich habe Zeit genug.“

„Du bist ein wunderliches Mädchen, Rätti.“

Es dauerte lange, bis sie an die Kathe der langen Trina kamen. Das baufällige Häuschen lag schon im tiefen Tannenschatten; aber die Thür war verschlossen, und Wulf Fedders trommelte daran mit beiden Fäusten, ohne daß geöffnet wurde. Als er durch die blinden Fenster hineinzublicken suchte, sprang von drinnen die schwarz und weiß gefleckte Katze gegen die Scheiben und sah ihn mit ihren grünen Augen an. „Brr!“ sagte er; „nur der Haushund ist da drinnen.“ In demselben Augenblicke aber, da er einen Schritt zurücktrat, gewahrte er das gegen die südliche Hausmauer angelehnte Brett, woran auch heute noch eine Anzahl von Thierfellen, mit der Rauchseite nach innen, angeheftet hing. „Rätti!“ rief er; „wo bist du, Rätti?“

Sie stand seitwärts unter einer einzelnen Tanne und schien auf das Moor hinauszublicken, das sich hier vor der Hütte der Alten in unerkennbare Ferne hinausstreckte; mit der einen Hand hatte sie über sich einen Ast ergriffen, so daß sie ihr Köpfchen an dem eigenen Arme ruhte.

Als Wulf Fedders die schlanke Mädchengestalt so fast wie schwebend gegen den schon goldig angehauchten Himmel sah, zögerte er einen Augenblick; dann rief er noch einmal, aber leise, ihren Namen; da wandte sie sich und kam langsam zu ihm.

„Ist das Fidé!“ sagte er und hob mit einem abgerissenen Zweige die Rauchseite eines noch blutigen Felles in die Höhe.

Sie hielt ein Weilchen wie gezwungen die Augen darauf gerichtet und schüttelte dann den Kopf.

Er hob noch andere Felle auf. „Ein Iltis und zwei Katzen! Gott weiß, was die Alte mit dem Unzeug anfängt! — Wir können nun nur wieder heimgehen,“ setzte er hinzu. „Und hier führt auch der Fußsteig in die Tannen!“

Sie stutzte erst und blickte unsicher vor sich hin; dann ging sie rasch voran.

Als sie eine Weile zwischen den dunkeln Bäumen fortgeschritten waren, ließen sich ganz deutlich seitwärts aus der Tiefe des Waldes Geigentöne hören.

Rätti fuhr sichtlich zusammen.

„Was hast du?“ sagte er. „Bist du so schreckhaft heute? Die neuen Buchen werden nicht weit sein; es ist eine Tanzgesellschaft, und dein Sträkelstrafel spielt die Geige!“

Sie antwortete nicht; aber ein Seitensteig führte hier in die entgegengesetzte Richtung, und sie ging eilig darauf vorwärts, als ob sie vor jenen Tönen fliehen müsse. Und bald auch wieder war um sie her nichts Anderes vernehmbar als das eintönige Kochen und Weben in den Tannenzwipfeln, die der Abendwind bewegte. Er folgte ihr in einiger Entfernung, doch nicht weiter, als daß er um so besser die anmuthige Gestalt betrachten konnte; und seine Augen sahen bald nichts Anderes als sie. Im Gehen streifte ein überhängender Zweig die rothe Schleife aus ihrem Haar; sie hatte es nicht bemerkt; aber er hob sie auf und zeigte sie ihr. „Warte!“ sagte er; „ich weiß wohl, wie sie sitzen soll!“

Sie neigte demüthig das Haupt und duldete es, daß seine ungeschickten Finger sich mit dem Bande mühten.

„Habe ich es recht gemacht?“ frug er leise; noch einen Augenblick ruhte seine Hand auf ihrem Haar.

Sie nickte nur; es kam kein Hauch von ihrem Munde. Dann gingen sie aufs Neue weiter; das Rauschen in den Wipfeln hatte aufgehört, es wurde immer stiller um sie her.

Jetzt öffnete sich eine Lichtung, in der das Gold des Abendhimmels auf Hülsen- und Farnkräutern lag, die hier in unberührter Einsamkeit beisammen standen. „Weißt du denn wirklich, wo wir sind?“ sagte Wulf, als Rätti vor ihm in das Gewirre hineinschritt. „Mir ist, als kämen wir niemals mehr aus diesem Wald!“

Ein gellender Schrei antwortete ihm.

„Kätti, liebe Kätti!“ Er war im Nu an ihrer Seite.

Vor den Füßen des Mädchens lag eine Schlange, auf deren Rücken das Rainszeichen in dem schwarzen Zickzack deutlich zu erkennen war. Der tellerförmig aufgerollte Leib schien wie am Boden festgeheftet; nur die Muskeln spielten in unablässiger Bewegung, und der flache Kopf mit den glühenden Augen war drohend in die Luft emporgerichtet.

„Da, da!“ stammelte Kätti und erhob mühsam wie im Traume ihre Hand.

Ein wüthender Biß der Schlange zuckte nach ihr hin; aber Wulf Fedders hatte sie schon auf seinen Arm gehoben und trug sie fort, immer weiter, er wußte selber nicht, wohin; aus dem Tannen- in den Buchenschlag und aus den Buchen endlich an den Rand des Waldes; sie hatte die Arme um seinen Hals geschlungen und ruhte wie ein Kind mit ihrer Wange an der seinen.

Nun ließ er sie sanft zur Erde nieder; allein sie blieb noch mit geschlossenen Augen an ihm ruhen.

„Kätti,“ sagte er sanft; „besinne dich, die Gefahr ist jetzt vorüber.“

Sie hob den Kopf und sah ihn an, als seien ihre Gedanken ganz wo anders.

„Die Schlange!“ sagte er. „Weißt du nicht? Sie hätte dich doch fast gebissen!“

„Ja, ja, die Schlange!“ wiederholte sie und trat von ihm zurück; aber das Wort schien keine Bedeutung mehr für sie zu haben.

„Nicht wahr,“ fuhr er fort; „sie ist weit, ganz weit von uns entfernt; du fürchtest sie nun nicht mehr?“

Sie schüttelte den Kopf und sah ihn dennoch angstvoll an.

„Kätti,“ rief er bittend, „mach nicht so heimathlose Augen!“

Und da sie noch immer stumm blieb, streckte er in heftiger Bewegung beide Arme ihr entgegen.

Einen Augenblick neigte auch sie sich gegen ihn; dann aber richtete sie sich jäh empor. „Nein, nein,“ schrie sie, und ihre kleinen Hände stießen ihn zurück; „ich kann nicht, ich bin falsch gewesen!“

„Falsch? Du, Rätti? Du kannst ja gar nicht falsch sein!“

„Doch,“ sagte sie und nickte ein paar Mal wie zur Be-theuerung ihrer Schuld; „das Weib hat unseren Fidél gar nicht getödtet; ich wußte das, denn sie fanden ihn heute in der Trinkgrube neben unserem Garten.“

Wulf Fedders schüttelte den Kopf. „Aber weshalb sind wir dann hier hinausgewandert?“

„Es war eine Gesellschaft aus der Stadt,“ entgegnete sie stoßend; „sie wollten in unserer Wirthschaft vorfahren; ich sollte es an Sie bestellen.“

„Und das wolltest du nicht?“

„Nein, ich wollte es nicht.“

„Und weshalb?“ frug er gespannt.

Sie schwieg eine Weile; dann sah sie ihn fest mit ihren schwarzen Augensternen an und sagte: „Weil auch die blonde Dame mit in der Gesellschaft ist.“

„Darum also; — die Tochter der Majorin meinst du?“ Es klang ein plötzlich kühler Ton aus diesen Worten; die blonde Dame war auf einmal wieder in der Welt.

Da Rätti keine Antwort gab, so schwiegen Beide und gingen langsam neben einander auf dem Wege hin. Als sie sich dem Thore des Geheges näherten, hörten sie wiederum die Geige aus dem Walde tönen. Rättis weiße Zähne gruben sich in ihre Lippe; aber Wulf Fedders schritt, als habe er nichts gehört, vorüber.

„Wollen Sie nicht hineingehen?“ sagte sie leise. „Sie treffen die Gesellschaft noch beisammen.“

Er schüttelte den Kopf. „Ein ander Mal, Rätti.“ — Und stumm wie vorhin gingen sie auf dem fast dunklen Wege fort. Als sie das Dorf erreicht hatten, bogen sie von der Straße ab und schritten unten am Flußufer entlang. An der Felsstreppe, die zur „Wald- und Wasserfreude“ hinaufführte, blieb der Doctor stehen. „Gute Nacht, Rätti!“

„Gute Nacht,“ hauchte sie; sie gaben sich nicht die Hände; wie ein gescheuchter Vogel flog sie die Stufen hinauf, bis er sie oben in der Dämmerung verschwinden sah.

— — An diesem Abend saß der Doctor noch lange auf dem großen Stein vor seiner Hausthür und blickte auf den Fluß hinaus, der ruhig im Sternenlicht dahin zog; aber aus seinen Wellen wollte heute kein anmuthiges Mädchenbild emporsteigen. Vor der nahen Wirklichkeit konnte das Spiel der Phantasie sich nicht entzünden; die nüchternen Gedanken hatten allein jetzt die Gewalt. — —

Wulf Fedders war der Sohn eines höheren Beamten, den bei schon reiferer Jungfräulichkeit eine Dame alten Geschlechts gehehlicht hatte; und es geschah wie meist in solchen Ehen: da die Frau nicht umhin konnte, ihres Mannes bürgerlichen Stand zu theilen, so suchte sie wenigstens von der früheren „Exclusivität“ noch so viel festzuhalten, als ihre kleinen Hände es vermochten. Die damit durchsetzte Luft des Hauses war auf den Sohn, der seine Mutter nach Verdienst verehrte, nicht ohne Einfluß geblieben; trotz guten Willens wurde es ihm meistens schwer, ja fast unmöglich, den Menschen ohne Rücksicht auf seinen Ursprung oder die ihm angeborene Vergangenheit zu schätzen. So wollte er wohl gern ein bedeutender Rechtslehrer, ein großer Staatsmann werden; aber hätte er dafür der Sohn eines Stallknechts sein und die Jugend eines solchen Kindes als Vorleben mit in den Kauf nehmen müssen, er hätte sich doch sehr bedacht.

Nun saß er in der Einsamkeit der Nacht, in sich er-

schrocken über die Vorgänge dieses Nachmittages, die mit zudringlicher Deutlichkeit vor seinen Augen standen. Nur Rätti selber hatte ihn zurückgehalten, sich ihr für immer zu geloben; und Wulf Fedders war nicht der Mann, eine deutlich eingegangene Verpflichtung nicht auch mit allen Opfern zu erfüllen. Aber der gefährliche Augenblick war vorüber und konnte niemals wiederkehren. „Hermann Tobias Bippels Schwiegersohn!“ Er schüttelte sich ein wenig, wie einstens Rätti vor dem armen Unterlehrer; dann stand er langsam auf und ging in seine Kammer.

* *

*

An einem der nächsten Tage wurde Rätti von einem Glücksfalle betroffen, den sie freilich für den Augenblick wohl kaum zu schätzen wußte. Zufolge Testamentes einer verstorbenen Pathin wurde ihr nicht nur ein straffes Beutelchen mit silbernen und goldenen Schaumünzen eingehändigt, es war ihr außerdem eine nicht unansehnliche Summe ausgesetzt, welche zu Herrn Bippels Entrüstung nicht durch ihn als väterlichen Vormund, sondern durch eine dritte Person bis zu ihrer Mündigkeit verwaltet werden sollte.

Und als wäre es noch nicht Glückes genug, so begann auch der Unterlehrer, der seit seiner erfolglosen Liebeswerbung fortgeblieben war, aufs Neue in der Wald- und Wasserfreude einzukehren. Da er die sichere Aussicht auf einen guten Schuldienst in der Stadt hatte, so suchte er sich der Tochter des Hauses wiederum mit allerlei Gespräch zu nähern, wobei er allmählich ein ganz munteres und zuversichtliches Wesen angenommen hatte. Als Wulf Fedders einmal darüber zukam, war ihm im ersten Augenblicke, als ob ein Dorstöpel in seinen Blumengarten steigen wolle, und schon saß ein überlegenes Wort gegen den jungen Menschen auf seinen Lippen. Aber er besann sich; was kummerte es

ihn? Er wollte ja kein Recht an dieser Blume haben. Er ging fort, und Kätti sah ihm mit großen Augen nach, während die Reden des Schulmeisters wie leeres Wellengeräusch an ihrem Ohr vorübergingen.

Im Übrigen wollte der Sonnenschein, der draußen fortwährend vom Himmel auf die Erde glänzte, in der Wald- und Wasserfreude nicht zur Geltung kommen. Der Doctor zeigte sich nur selten oben in der Wirthschaft; wenn er nicht an seiner Arbeit saß, so lief er allein durch Wald und Feld, oder er war drüben in der Stadt, oft mehrere Tage nach einander. Herr Zippel fuhr sich mehr als jemals unwirsch durch die Haare; denn von seinen Badarbeitern war ihm die Hälfte fortgelaufen, sei es, daß Herrn Zippels Anweisungen ihnen unausführbar geschienen, sei es, daß, wie hie und da gemunkelt wurde, der Lohn nicht prompt genug gefallen war. Noch unwirscher wurde er, wenn er die Tochter ansah: „Seit du vor lauter Eigensinn nicht mehr hast singen wollen, kommen immer weniger Gäste aus der Stadt; was soll denn daraus werden?“ — Es zuckte schmerzlich durch das junge Gesicht; aber sie mußte nichts darauf zu sagen.

Dennoch waren wieder eines Tages Gäste angesagt. Kätti hatte, wie bestellt, den Kaffeetisch in der Veranda hergerichtet; vom Glockenthurme schlug es drei, die junge Gesellschaft, welche für diesen Sommer sich zusammengefunden hatte, mußte bald erscheinen. Noch einmal über sah Kätti mit Sorgsamkeit ihr Werk; denn die Bedienung selbst hatte sie der dicken Köchin überwiesen, die eben dabei war, sich in ihren Sonntagsstaat zu werfen. Trotz ihres Vaters Mahnung, sie vermochte es nicht, auch nur zur Aufwartung zwischen diesen Gästen einherzugehen.

Auf ein Geräusch horchte sie hinaus, ob nicht das Rollen der ankommenden Wagen schon vernehmbar sei; aber es war nur der wohlbekannte ungleiche Schritt des kleinen Musikanten, was jetzt von der Anfahrt den Gartensteig entlang kam.

Und bald erschien auch Sträkelstrafel's dürftige Gestalt auf den Stufen der Veranda; obwohl eine auffallend milde Sonne heut am Himmel stand, trocknete er sich doch mit seinem carrirten Schnupstuch die hellen Perlen von der Stirn.

Schon längst, mit dem Instinct der Liebe, hatte er herausgefunden, weshalb seit nun schon vielen Tagen sein Liebling so seltsam stumm und blaß einhereschlich; als er ihr jetzt in das erregte junge Antlitz blickte, dessen Züge heut eine eigenthümliche Schärfe zeigten, ergriff er lebhaft ihre beiden Hände: „O Mamsellchen,“ sagte er und hob seine grauen Augen in anbetender Entsagung zu ihr auf; „Sie sollten sich das nicht gar zu sehr zu Herzen nehmen; es giebt noch Andere, die es ehrlich meinen!“

Sie blickte ihn traurig, aber freundlich an: „Ich weiß das, guter Sträkelstrafel; aber ich versteh dich nicht.“

„Wenn ich nur reden dürfte, Mamsellchen!“

„Weshalb denn solltest du nicht reden dürfen?“ — Sie horchte noch einmal hinaus; aber es war nichts zu hören.

Sträkelstrafel hatte sich abermals die Stirn getrocknet. „Der Unterlehrer,“ sagte er, „er ist kein feiner Herr; aber ich kenne ihn, er ist ein guter Mensch; Sie wissen, Mamsellchen, er versteht auch seine Orgel recht mit Schick zu spielen, und er hat doch nun das schöne Brot dort in der Stadt bekommen — wenn Sie gütigst ihm erlauben wollten, wieder einmal anzufragen!“

Ruhig hatte Kätti ihm zugehört. „Am Ende bist du schon als Freiberber an mich abgesandt!“ sagte sie und lehnte müde das dunkle Köpfchen an eine der Verandasäulen.

Sträkelstrafel wurde sehr verlegen. „O Mamsellchen,“ sagte er zögernd; „aber wenn es denn so wäre!“

Sie antwortete nicht; sie hatte sich jählings aufgerichtet. Von der Dorfstraße her kam deutlich das rasche Rollen mehrerer Wagen.

Rasch trat sie auf den kleinen Musikanten zu und legte fest die Hand auf seinen Arm: „Schweig, Sträfelstrafel! Sprich nicht mehr; ich will nichts weiter von dem Narren hören!“

Als er sich umblickte, war sie verschwunden; draußen bei der Anfahrt aber erhob sich das Getöse der ankommenden Gäste, und von der Felsstreppe herauf erschien der Doctor, um sie zu begrüßen.

— — Der Nachmittag verging, während Kätti hinter verschlossener Thür in ihrer Kammer saß; als es drunten stiller geworden war, ging sie vorsichtig in das Haus hinab. Der Saal war leer, in der Veranda sah sie zwei ältere Damen beim Biquetspiel sitzen; aber hinter dem Garten, vom Fluß herauf scholl ein fröhliches Stimmengewirr. Ein paar Augenblicke stand Kätti, den Kopf vorgeneigt und mit verhaltenem Athem, als ob sie aus dem fernen Schall sich einzelne Worte aufzuhaschen mühe; dann, fast wider ihren Willen, schlich sie in den Garten.

Die jugendliche Gesellschaft hatte das größte der beiden Böte losgekettet und war jetzt im Begriff sich einzuschiffen; der Doctor und die blonde Dame waren die Letzten, und eben ergriff sie seine Hand, um einzusteigen. Kätti sah es genau aus ihrem Versteck, und ihre Augen verschlangen Alles, was sie sahen. Als das Boot stromaufwärts abgefahren war, blieb sie zuerst in dumpfem Sinnen stehen. Aber nicht lange, so war sie auch zum Fluß hinabgegangen; und bald folgte jenem größeren Boote das zweite kleinere mit gleichmäßigem leisem Ruderschlag; die Schifferin, die es lenkte, verstand es, stets denselben gemessenen Raum zwischen beiden Böten inne zu halten. — Was wollte sie? — Sie wußte es selber nicht; aber ihre Augen hafteten wie gebannt an dem vollen Rachen, der im Glanz der Abendsonne mit Lachen und Gesang vor ihr den Strom hinauffuhr.

Weiter oben, an derselben Seite, wo auch das Dorf be-

legen war, erhob sich ein mäßig großer Hügel, den, wie eben jetzt, die Gäste der Wald- und Wasserfreude der schönen Aussicht halber aufzusuchen pflegten, um dann durch Wald und Wiesen wieder heimzukehren. Auch heute hatte man einen Burschen vorausgeschickt, der später mit dem leeren Boot zurückzurudern hatte; denn auf dem Hinwege freilich ließen die jungen Männer es sich nicht nehmen, ihre Damen selbst zu fahren.

Rätti wußte das; es war gewöhnlich so. Und endlich sah sie, wie das Boot vor ihr an jener Anhöhe landete und wie die Damen unter Handreichung der Herren an das Ufer sprangen. — Leise hielt sie ihr Ruder an. Aber was hatte die Gesellschaft dort? Es mußte ein Unfall geschehen sein; man drängte sich zusammen und schien lebhaft zu verhandeln. Dann wurde eine von den Damen — Rätti konnte nicht erkennen, welche — mit Hülfe eines Herrn in das Boot zurückgeführt; es war augenscheinlich, daß sie hinkte, sie mochte sich den Fuß vertreten haben. Jetzt gingen wieder Alle an das Fahrzeug, und aufs Neue schien man hin- und herzureden; die Verletzte schien dankend, aber lebhaft abzuwehren. Bei dem Flimmern der Abendsonne sah Rätti Alles wie ein Schattenspiel; jetzt aber gewahrte sie deutlich, wie die Dame, von dem Arm des Herrn gehoben, in das Boot hinübertrat, wie dieser sich dann rasch nach einem Ruder bückte und vom Ufer abstieß, während die Übrigen unter Tücherschwenken dem Hügel zugingen.

Rätti fuhr mit der Hand nach ihrem Herzen; sie zweifelte nicht, wer jene Beiden waren, die jetzt selbender den einsamen Strom herabgefahren kamen. Ihr eigenes Boot befand sich eben seitwärts von der Einfahrt in den kleinen Binsenhafen; jetzt lenkte sie hinüber, und mit eingezogenen Rudern glitt es durch die enge Öffnung. Aus dem rings umschlossenen Raum war es nicht möglich den Fluß hinaufzusehen; aber nach der einen Seite standen die Halme weni-

ger dicht, so daß sie das Boot hincindrängen konnte und von hier aus eine Durchsicht nach dem Wasser zu gewann. Von drüben trat gleicherweise eine hohe Binsenwand so nah heran, und die Wasserbahn an dieser Stelle war dadurch so schmal, daß Niemand unerkannt vorüber konnte.

Das Mädchen hatte die Hände über ihre Kniee gefaltet und den dunkeln Kopf darauf gelegt; man hätte glauben können, daß sie betete; aber ihr Ohr horchte stromaufwärts in die Ferne, ihre Pulse hämmerten; was sie an Gedanken hatte, ging diesen einen Weg. Und jetzt, jetzt endlich in der ungeheuren Stille erfaßte ihr Ohr das Rauschen eines Ruderstrichs. Sie fuhr empor und streckte sich mit dem ganzen Leibe nach jener Richtung, während ihre Hände sich an den Rand des Bootes klammerten. Gierig, als passe sie auf eine Beute, lauschte sie auf das nah und näher tönende Geräusch, das gerade auf sie zuzukommen schien. Allein sie hörte nichts von dem, was sie zu hören dachte: keine Worte, keinen Laut von Menschenlippen! Jetzt aber — es war, als ob die Ruder eingezogen würden, sie vernahm deutlich das Abtropfen des Wassers; und jetzt, vom Strom getragen, glitt draußen das Boot rauschend an ihrer Binsenwand entlang.

Natti hatte sich aufgerichtet, zitternd bogen ihre Hände die nächsten Halme aus einander; aber, so weit sie ihre Augen öffnete, es ward nicht anders: Wulf Fedders war der Schiffer, das blonde Mädchen lag in seinen Armen. Aber nur noch einen Augenblick, dann fuhr sie jäh empor. „Es lachte Jemand!“ rief sie und sah sich mit erschreckten Augen um.

Der Doctor ließ sich nicht so leicht beirren. Auf's Neue umschlang er seine Braut und küßte sie. „Du träumst,“ sagte er zärtlich; „wir sind allein; wer sollte denn auch lachen, daß du mein geworden bist!“

Aber ungesehen hinter der dunkeln Binsenwand war in

diesem Augenblick ein verbleichendes junges Antlitz auf den Rand des Bootes hingesunken. — Das Abendroth überglänzte den Himmel und verging, der Thau versilberte das schwarze Haar des schönen Mädchenkopfes, und fern im lichten Blau des Äthers schimmerte der Stern der Liebe. Da erst richtete sich Kätti wieder auf. Lange blickte sie in den milden Glanz des ruhigen Gestirnes; dann betrachtete sie aufmerksam ihre Hände, ihre kleinen Füße; sie löste ihr schönes Haar und ließ es durch die Finger gleiten, bis sich plötzlich ihre Arme streckten und sie mit beiden Händen nach den Rudern griff. „Nur die Wirthstochter!“ rief sie. „Die Tochter aus der Wald- und Wasserfreude!“ Ein bitteres Lächeln flog um ihren Mund; vielleicht auch hat sie wieder laut gelacht; aber Niemand hat es hören können, das Fahrzeug, welches die beiden Glücklichen trug, war längst den Strom hinab.

* * *

Der Doctor hatte, wie er der Kühle wegen wohl zu thun pflegte, während dieser Nacht ein Fenster seines Wohnzimmers offen gelassen. Als am anderen Morgen sein Blick dahin fiel, gewahrte er auf der Fensterbank das französische Dictionnaire, das Kätti an jenem Morgen so eifrig mit sich fortgenommen hatte. Sie hatte es also schweigend ihm zurückgebracht und wollte es nun nicht mehr gebrauchen.

Da er zögernd das vom Nachttau feuchte Buch in seine Hand nahm, fiel ein Zettel mit Kättis kleiner Schrift heraus: „Das Beutelchen mit den Gold- und Silbermünzen“ — so hatte das rechtsunkundige Kind geschrieben — „nehme ich mit mir, und es braucht daher Keiner meinethalben zu sorgen. Aber meine übrigen Erbgelder soll mein Vater haben; nur soll er davon an Sträfelstrafel hundert Thaler geben. Ich darf wohl hoffen, daß Sie dies für mich besorgen werden.“

Und weiter nichts; der Name „Kätti“ stand darunter.

Bestürzt starrte Wulf Fedders auf diese Zeilen; das Lachen, das gestern seine schöne Braut erschreckt hatte, fiel ihm plötzlich schwer aufs Herz. Grübelnd sann er nach, ob er irgend eine Schuld an sich entdecken könne; aber er fand keine. Eine heftige Sehnsucht nach dem Mädchen wallte in ihm auf; aber er sagte sich mit Nachdruck, daß das nur Mitleid sei.

Noch ein paar Augenblicke; dann ging er durch den Garten nach dem Haupthause hinauf, wo er Herrn Zippel, wie zur Reise gerüstet, mit Hut und Stock im Gastzimmer antraf. „Ist Kätti hier?“ frug er hastig.

„Kätti?“ entgegnete Herr Zippel zerstreut. „Sie wird noch in den Federn liegen.“

„Nein, nein! Sie ist fort!“

„Fort?“ Herr Zippel rannte aus der Thür und kam nach ein paar Augenblicken wieder. „Ja, ja! Ihr Bett ist unberührt! Aber weshalb? Warum?“

„Ich weiß es nicht,“ erwiderte der Doctor mit etwas unsicherer Stimme; „aber lesen Sie das!“

Herr Zippel nahm ihm den dargebotenen Zettel aus der Hand. „Hm, richtig! Richtig!“ rief er, indem er mit ausgepreizten Fingern sich alle Haare in die Höhe zog. „Wieder die alte Dummheit! Aber wissen Sie, dieß da mit dem Gelde, das ist eine neue! Auf das Gefrigel zahlt mir Niemand auch nur einen Schilling. Nun, es schadet nichts; leben Sie wohl, Herr Doctor; ich will in die Stadt!“

Der Doctor hielt ihn noch zurück. „Was wollen Sie dort? Wollen Sie es wieder in die Blätter setzen lassen?“

„Wie meinen Sie das? Ja freilich wird es in die Blätter kommen! — Aber meine Kätti ist dennoch ein Genie; sie hat das rechte Theil erwählt; mit diesem Publicum ist nichts zu machen! Glauben Sie, daß die Wald- und Wasserfreude existiren kann, wenn keine Gäste kommen?“

„Oder glauben Sie es nicht?“ Er sah ein paar Secunden lang dem Doctor starr ins Angesicht, dann streckte er wie beschwörend seine Hand gegen das Fenster, durch welches man auf die Gartenanlagen und die Trümmer des neuen Wald- und Wiesenwasserbades sah. „Irgend ein dummer Esel,“ rief er, „welcher nach mir kommt, wird aus meinen Gedanken sich Ducaten prägen; das ist der Lauf der Welt! — ich gehe aufs Gericht, um meine Insolvenz zu Protokoll zu geben!“

Er erhob stolz den Kopf, und seinen Spazierstock schwingend, schritt er zur Thür hinaus.

— — Einige Tage später saß drüben in der Stadt Wulf Fedders neben seiner hübschen blonden Braut. Sie plauderte schon lange und schien eifriger zu fragen, als er zu antworten.

„Und sie ist jetzt zum zweiten Male fortgelaufen?“ hub sie aufs Neue an.

„Ja, zum zweiten Male.“

„Und ihr habt keine Spur von ihr gefunden, gar keine?“

Er schüttelte den Kopf. „Nicht weiter als bis unten an der Flußmündung, wo auch das Boot gefunden wurde.“

„Du Ärmster, wie hast du dich wohl abgemüht!“

„Du übertreibst, Cäcilie; ich habe mich nicht abgemüht.“

Sie neigte den Kopf und sah ihn von unten auf mit ihren blauen Augen an. „Leugne es nur nicht! Und — weißt du? — wäre es eine Andere gewesen, ich hätte eifersüchtig werden können!“

Ein leichtes Roth überflog sein Antlitz.

„Du?“ rief sie neckisch drohend und erhob den Finger ihrer weißen Hand.

Wulf Fedders sah sie düster an. „Wollen wir nicht lieber von etwas Anderem reden als immer nur von jenem armen Mädchen?“

Die junge Dame strich sich sorgsam ihre Kleider glatt und richtete sich in ihrem Sessel auf. „Weißt du?“ sagte sie. „Sie interessirte mich doch; ich wußte nur nicht, wo ich sie hinthun sollte; nach dieser Geschichte aber bin ich ganz im Reinen! Nicht wahr, sie hatte so ruhelose Augen? Es war ein rechtes Vagabundenangesicht!“

* * *

Ein Vierteljahrhundert ist seitdem vergangen. Das Gewese der „Wald- und Wasserfreude“ wurde schon derzeit in dem Bippelschen Concurse von dem früheren Besitzer für seinen ältesten Sohn zurückerworben, und mit diesem ist die alte patriarchalische Bauernwirthschaft, sind die billigen Preise und die Gäste wieder eingezogen. — Vor dem Abnahme- hause, drunten am Flußufer, liegt noch immer der große Stein, auf welchem einst Wulf Fedders seine Anwendung jugendlicher Träumereien überstand. Statt seiner konnte man noch vor wenig Jahren einen kleinen alten Mann dort sitzen sehen, der bei einer der jetzt in dem Hause wohnenden Arbeiterfamilien von der Gemeinde in die Kost verdungen war. Zuweilen, an milden Sommerabenden, wenn drinnen die Hausbewohner schon zur Ruhe waren und nur die einsame Sternennacht im Flusse wieder schien, zogen von dort- her klare Geigentöne über Dorf und Ager. Wer noch wach war und aufmerksam hinüberlauschte, hätte wohl einzelne Passagen eines Mozart'schen Adagios erkennen mögen; dazwischen tauchte eine sehnsüchtige Melodie empor und ver- klang und kehrte wieder, bis — oft in später Nacht — das Geigenspiel verstummte.

Drüben aber in der Stadt, in dem Archiv der alten Landvogtei, zu deren Bezirk die einstige „Wald- und Wasser- freude“ gehört, liegt unter den Acten über Verschollene ein Heft mit ganz vergilbtem Deckel; es enthält die Verwal-

tungsnachweise über Rättis Erbgelder, deren Zinsen längst das Capital verdoppelt haben.

Der gegenwärtige Landvogt ist Wulf Fedders, welcher bald nach seiner Verlobung alle Gedanken an künftigen Gelehrtenruhm mit der sicherer zum häuslichen Herde führenden Beamtenlaufbahn vertauscht hatte. Alle Jahre einmal, bei der Revision der Vormundschaften und Curatelen, gehen jene Acten durch seine Hände. Dann gedenkt er plötzlich wieder der dunkelfarbigem Rätti und seiner Schülerzeit und jener Tage in der „Wald- und Wasserfreude“. Aber er hat gar viele Acten und zu Hause eine blonde Frau und viele Kinder; bevor er noch den Weg vom Amtlocale nach seiner Wohnung zurückgegangen ist, haben diese Erinnerungen ihn schon längst verlassen.

